COLUMBIA LIBRARIES OFFSITE
CU58283587
809.843 R861 Rheinisches sagenbuc

Rheinisches Sagenbuch

von

W. Ruland.

Columbia University
in the City of New York

THE LIBRARIES

GIVEN BY

Ella Weed Library
Barnard College

Lily Sylvester Murray
to the German Kaiser
On the Rhine,
July 18, 1902.

Rheinisches Sagenbuch.

Rheinisches Sagenbuch.

Von

Wilhelm Ruland.

Köln.
Verlag von Friedr. Heyn,
Hofbuchhändler.

Joh. Heinrigs
Kunsthandlung
Köln a. Rh.

869.843
R861

Von demſelben Verfaſſer:

Adler und Doppelaar. Dichtung. Weimar 1891.
Des Herzens Wellenſchlag. Roman. Leipzig 1892.
Himmel und Erde (mit L. Kiesgen) Dichtungen. Leipzig 1893.
Pro Patria. Dichtung. Stuttgart 1893.
Max von Merico. Lieder-Cyklus. Stuttgart 1893.
Légendes du Rhin. Stuttgart 1894.
Die Hexe von Gleichenberg. Steiriſche Volksſage. Wien 1896.
Ännchen von Godesberg. Dichtung. Coblenz-Leipzig 1895.
Riviera-Skizzen. Glarus-Leipzig 1896.
Nemeſis, Bühnengemälde. Glarus-Leipzig 1896.

Given by
Ella Weed Library
Barnard College

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Zueignung. An Carmen Sylva 2
Zuyderſee. Stavoren 3
Haag. So viel Kinder als Tag im Jahr . . 8
Geldern. 11
Cleve. Der Schwanenritter 14
Xanten. Siegfried 21
Aachen. Der Münſterbau. 28
Der Ring der Faſtrada 37
Altenberg. Gründung der Abtei Altenberg . . 42
Dünwald bei Mülheim. Die Eichenſaat . . 46
Königsdorf bei Köln. Die Biſchofsſtadt . . 49
Köln. Richmodis von Aducht 53
Der Dombaumeiſter von Köln 60
Die Heinzelmännchen 74
Jan und Griet 78
Bonn. Die Hoſe des Herrn Erich 84
Die Caſſinshunde 87
Die Römergeiſter 90
Das Hochkreuz bei Bonn 96

Seite

Siegthal. Die Heiden am Lüderich 106
Der ſchlafende König 109
Der Graf von Windeck 113
Der ſtarke Hermel 117
Heiſterbach. Der Mönch von Heiſterbach . . 122
Siebengebirge. Entſtehung des Siebengebirges 130
Das Nachtigallenwäldchen bei Honnef . . . 132
Der Drachenfels 135
Rolandseck. Ritter Roland 143
Ahrthal. St. Peter von Walporzheim . . . 158
Die Fadenbrücke 161
Der letzte Ritter von Altenahr 165
Der Spielmann von Neuenahr 169
Andernach. Genoveva 180
Das verſunkene Schloß 196
Eifel. Der Pfeil zu Prüm 200
Das Meinfelder Maar 202
St. Goar. Die Loreley 205
Rhenſe. Kaiſer Wenzel 214
Moſelthal. Der Bernkaſtler Doktorwein . . . 218
Das Miſeräbelchen 222
Schwalbach im Taunus. Adolfseck 226
Boppard. Kloſter Marienberg 232
Sternberg und Liebenſtein. Die Brüder . . 237
Oberweſel. Die ſieben Jungfrauen 248
Kaub. Burg Gutenfels 254
Die Pfalz 261
Bacharach. Burg Stahleck 267
Lorch. Die Miſpermüllerin 272
Aßmannshauſen. Die Klemenskirche 276

Seite

Johannisberg. Der Johannisberger 280
Mainz. Heinrich Frauenlob 286
Bischof Willigis 288
Nahethal. Kreuznach. Der Stiefeltrunk . . . 290
Sponheim. Der Burg Sponheim Gründung 293
Die Ebernburg 299
Bingen. Der Mäusethurm 302
Ingelheim. Eginhard und Emma 307
Frankfurt. Der Schelm von Bergen . . . 320
Speyer. Die Glocken von Speyer 323
Heppenheim. Der Mönch der Abtei Lorch . . 326
Mannheim. Der Gast in der Rheinmühle . . 330
Die Teufelskarosse 332
Heidelberg. Dee Wolfsbrunnen 335
Karlsruhe. Karls Ruhe 338
Baden. Kellers Bild 340
Yburgs Fall 343
Oppenau. Des Allerheiligen-Klosters Stiftung. 346
Der Ring 349
Aachen. Die Frau von Bosenstein 351
Straßburg. Die Münsteruhr 354
Das Männlein bei der Engelsäule 357
Das Armsünderhaus 360
Des Ammeisters Sohn 362
Burg Niedeck. Das Riesenspielzeug 364
Gebweiler. Der Teufel auf Hugstein 366
Gerolseck. Die Gräfin von Gerolseck . . . 369
Egisheim bei Colmar. Des Grafen von Egis-
heim Buße 373
Burg Falkenstein bei Freiburg. Das zer-
brochene Ringelein 377

Seite

Stanfenberg in der Ortenau. Der Fuß an der Wand 383
Schloß Trifels bei Landau. Richard Löwenherz 388
Baſel. Eine Stunde vor 392
Tegelſtein am Bodenſee. Die Totenblumen . 394
Bodenſee. Inſel Meinau 397

Zueignung.

(An Carmen Sylva.)

„Schau hin und ſchreib'!“ Und an den Rebenhügeln
Ließ Bild auf Bild erſtehen mir die Sage;
Ich ſah aufs Neu der Vorzeit ſchöne Tage,
Abtei und Burg, die ſich im Strome ſpiegeln.

Und von mir warf mein Dichten ich und Klügeln
Und bat die Holde, daß ſie ſing' und ſage;
Sie nickte mild, ſtand Antwort jeder Frage,
Bis grüßend ſie entſchwand auf lichten Hügeln.

Der Schreiber ſchrieb und ſetzt den Wunſch ans Ende:
Mög' Gott, mein Rheinland, allzeit dich behüten!
Doch zagend legt aufs Buch er ſeine Hände.

Ob er den Ton, den rechten wohl gefunden? —
Derweil er's fragt, nimmſt lächelnd du die Blüten,
Die der Poet zum Strauß für dich gebunden.

Bonn 1896.

Zuydersee.

Stavoren.

Eine Wunderstadt ist's gewesen wie weiland Vineta im baltischen Meere! Seine Kaufleute waren die Herren des Oceans und in Stavorens Hafen lagerten die Schätze ungezählter Länder. Seine Häuser waren Paläste, im Innern ausgestattet wie die Gemächer der Khalifen in Tausend und eine Nacht. Keiner der Handelsherren Stavorens war also mit Glücksgütern gesegnet wie Richberta, das reiche, üppigschöne Weib. Das Glück hatte sie mit Gaben überschüttet und schien nicht aufhören zu wollen, sie täglich mit neuen Gütern zu segnen. Eins aber mangelte ihr: Die Flamme weiblicher Güte, die der Frauen Seele so wunderbar erhellt und ihre Umgebung erwärmt, sie besaß sie nicht, und wie draußen, wenn es dunkelt, die Tiere der Nacht erwachen, so auch in Richbertas dunklem, liebeleeren Herzen düstere Empfindungen. Stolz über eigenes Glück und Neid über fremdes reichten sich dort die Hände.

Ein berauſchendes Feſt gab die ſtolze Kaufherrin eines Tages. Während des Mahles wird ihr ein fremder Gaſt gemeldet. Aus weiter Ferne komme er, habe viele Herren und Länder geſehen und ſei gekommen, den Reichtum von Stavorens ſchönſter und reichſter Kaufherrin zu bewundern. Hochgeſchmeichelt hieß die ſtolze Frau den Fremdling willkommen. Brot und Salz erbat ſich der Greis nach der Sitte des Morgenlandes, woher er gekommen. Die Herrin gebot, beides zu bringen; doch in dem Hauſe der üppigſten Gaumengerichte fand ſich kein Brot, die Speiſe der Dürftigen.

Schweigend ſetzte ſich der Gaſt zu Tiſche. Hub dann an zu erzählen von ſeinen Fahrten und Erlebniſſen, von ſeinen Erfolgen und Mißgeſchicken und dem Unbeſtand irdiſchen Glückes. An ſeinem beredten Mund hingen lauſchend die Gäſte; aber die ſtolze Kaufherrin war ihm gram, weil er für ſie, ihre Schönheit und ihren Reichtum kein Wort des Rühmens fand. Ihre verletzte Eitelkeit nötigte ihn endlich zu einem Urteil, und aufrichtig ſpendete der Greis ihrem fürſtlichen Glanz ungeteiltes Lob. Nur das Edelſte, was die Erde erzeuge, vermiſſe er in ihrem königlichen Haushalt.

Vergebens drang Richberta in ihn, das Gut ihr zu nennen. Er wich ihren ungeſtümen Fragen aus und entfernte ſich dann, als die Frager ihn beſtürmten, aus dem Kreiſe.

* * *

Auf hoher See ſegelt eine ſtolze Fregatte. Der Flottenmeiſter — ſeltſam — kennt ſelber nicht das Ziel. Seine ſtolze Herrin, Richberta von Stavoren, hat ihn hinausgeſandt, in alle Zonen zu fahren, um das Gut zu finden, welches das köſtlichſte der Erde ſei. Und ſo ſtach er denn hinaus in die See, und in Oſt und Weſt forſchen Richbertas Leute nach dem unbekannten Gut. Es geſchah aber, daß eindringendes Seewaſſer einen Teil der Nahrungsmittel auf einem der Schiffe verdarb. Es war juſt Brot und Mehl, und ſchmerzlich ward bald deren Mangel empfunden. Der Flottenmeiſter erkannte in der Bedrängnis, daß nicht Perlen noch Gold den Wert dieſer beiden unſchätzbaren Gaben aufwögen, und mit einem Male wurde ihm der Sinn der dunklen Worte klar, die der morgenländiſche Fremdling geſprochen.

Er ſteuerte nach der Küſte, nahm eine Ladung ſchönſten Weizens ein und wendete frohgeſtimmt

den Kiel der Heimat zu. Der Kaufherrin verkündete er, was ihm begegnet; nunmehr wisse er, dies das köstlichste aller Güter.

Da lachte die stolze Frau spöttisch auf und frug den Seemann höhnisch, von welcher Seite er die Ladung aufgenommen habe. Und als er entgegnete: Von der rechten Seite! Da befahl sie in übermütigem Spott, die ganze Ladung sofort an der linken Seite über Bord ins Meer zu werfen.

* * *

Ein bewegtes Schauspiel sieht der Hafen Stavorens. Zu Füßen der reichen Kaufherrin liegen ungezählte Armen und flehen sie an um Erhaltung der Weizenladung, welche die Seeleute auf ihr Geheiß ins Meer versenken. Sie läßt sich nicht erweichen, und unter den Verwünschungen des empörten Volkes schließt sich über der geschändeten Gottesgabe die wogende Flut.

Zur Saat des Verderbens sind jene Weizenkörner geworden. Gleich Seepilzen schoß ein Wald von ährenlosen Halmen aus dem Meeresgrunde empor, und eine ungeheure Düne von Schlamm, Tang und Getier schwemmte an vor Stavorens Hafen und verwehrte den Schiffen

den Zutritt. Da verarmte die Stadt; Richberta ward von den verzweifelten Bewohnern hinausgestoßen und ist im Elend verkommen, nachdem ihr früherer Reichtum schon längst, wie mit Gottes Fluch behaftet, zerronnen. Das Meer aber, das sonst in der Bucht seine Wasser beruhigte, wälzte sich ungestümer denn jemals wider den Damm, und in einer stürmischen Nacht hat es die Wehr durchbrochen, die Stadt überflutet und sie weggeschwemmt vom Erdboden. Noch heute erzählen sich die Schiffer am Zuydersee von der Wunderstadt, die einst daselbst gestanden, und wenn die Flut klar, vermeinen sie die Zinnen Stavorens auf dem Grunde zu sehen.

Haag.

So viel Kinder als Tage im Jahr.

Unfern Haag liegt in einem Dorfkirchlein das Grab der Gräfin Henneberg. Eine gar wunderſame Sage knüpft ſich an jene hohe Frau. Des Grafen Henneberg eheliches Gemahl iſt ſie geweſen, ein ſchönes, ſtolzes Weib. Und wie es oft vorkommt, daß in einer marmorſchönen Hülle ein marmorkaltes Herz wohnt, ſo war es auch bei der ſtolzen Gräfin. Am Saalfenſter des Schloſſes ſtand ſie eines Tages und blickte hinaus in die Herbſtlandſchaft. Regen troff von den Scheiben nieder, und eiſiger Novemberwind ſtrich über die Fluren. Mit übler Laune erfüllte das troſtloſe Bild die ſchöne Frau. Da regt ſich etwas draußen; die Zofe tritt hinein, und hinter ihr drängt ſich, vergebens zurückgehalten, ein Bettelweib in das üppige Frauengemach. Ein Zwillingspaar hält ſie auf den Armen. Die Kindlein wimmern, das zerlumpte Weib aber umklammert der zurückweichenden Herrin Knie und fleht ſie an um Hülfe in ihrer Not um der Würmlein willen, die elendlich darben müſſen,

da es ihrem Mann, einem armen Holzknecht, nicht möglich sei, vier Menschen zu ernähren.

Die Schloßfrau wendet sich hart von der Unglücklichen ab. Zorn faßt sie über die Verwegene, die es wagte, mit ihrer Bettelbrut ihr stolzes Kemenat zu entweihen.

„Packt Euch auf der Stelle, verderbte Lügnerin!“ ruft sie mit scharfer Stimme. „Ein Almosen an Euch wäre Sünde. Nimmer können zwei Kinder von einem Vater sein. Darum hebt Euch hinweg mit der Frucht Eurer Sünde!“

Bei dieser Lästerung erhob sich das Bettelweib, und voll erhabener Würde stand es hochaufgerichtet vor der zorngeröteten Burgfrau. Ihre Augen, drin die Thränen plötzlich versiegt waren, flammten düster auf.

„Erbarmungslose! möchtet Ihr ob Eurer Schmähung so viel Kinder gebären als Tage im Jahre sind!“ rief sie gellend und wankte hinaus. Stumm sah die schöne Frau der Bettlerin nach. Draußen strich eisiger Novemberwind über die trostlosen Fluren. Ihr war's, als gelle er ihr den verzweifelten Ruf des geschmähten Weibes in die Ohren. —

Monde ſind ſeitdem vergangen. Auf dem Schloß des Grafen Henneberg iſt ein ſtolzes Weib in Wehen gelegen: unter Jammern hat des Grafen eheliches Gemahl geboren, und der Bettlerin Drohung iſt verhängnisvoll in Erfüllung gegangen. So viel Kindern als Tage im Jahr ſind, gab die Gräfin das Leben, und als das letzte das Licht erblickte, da hat der unſeligen Mutter Geiſt ſich vor Entſetzen umnachtet. Man hat des Hennebergs Eheweib bald darauf hinausgetragen; auch die Kindlein ſtarben dahin, nachdem das Waſſer der Taufe ſie berührt. Noch heute zeigt man neben der Mutter Gruft in jener Dorfkirche beim Haag das Becken, worin ſie zur Taufe gehoben wurden.

Geldern.

Gelderns Gründung.

In dem Gebiet zwiſchen Rhein und Maas ſoll in grauen Zeiten ein Drache gehauſt haben, der Schrecken der ganzen Gegend. Menſchen und Tiere fielen dem ſchauerlichen Ungetüm zum Opfer, und ſcheu verſteckte ſich jedes lebende Weſen, wenn der Lindwurm hungergequält und laut-gellend daherfuhr. Wie Gelee, Gelee! klang der fauchende, aasgierige Schrei. Viele waren ſchon ausgewandert aus der furchtbaren Gegend. Nun lebte damals in den niederrheiniſchen Landen ein edler Herr von Pont, der war weitgerühmt als unüberwindlicher Kämpe. Unter dem großen Kaiſer Karl hatte er in früher Jugend die erſten Schwertſtreiche ausgeteilt, und ſelten hatte ſeine Klinge geruht ſeitdem. Zwei Söhne hatte er, Wichard und Lüpold. Gemeinſam beſchloſſen die jungen Degen, das Land von der ſcheußlichen Plage zu befreien.

Der alte Kämpe gab ihnen ſeinen Segen, und die gewappneten Jünglinge zogen aus auf die Drachenjagd. Man zeigte ihnen den Ort,

wo der Lindwurm sein Lager hatte. Ein Birnbaum stand dort, voller Mistelpflanzen. Dahinter in einer Höhle hauste der Drache. Nicht lange währte es, da drang aus dem Innern ein fauchender Ton. Gelee, Gelee! gellte das Ungetüm, kroch auf scharfkralligen, kurzen Füßen hervor, ringelte den gepanzerten Schuppenleib und fuhr mit weitgeöffnetem Rachen auf die beiden Recken los. Da erblich der jüngere der Hünen; doch der ältere ruft ihm Mut zu, murmelt einen frommen Spruch und stößt dem Untier, just in dem Augenblick, wo dessen giftiger Atem ihn schon berührt, die Lanze mit solcher Wucht in den Rachen, daß die Spitze am Hinterkopfe wieder herausdrang. Und wie der Drachen schmerzgepeinigt emporschnellt und sich krümmt und windet, stößt ihm der Andere sein Schwert in die Weichen. Da wälzt sich der Wurm wutbrüllend auf dem Boden; sie aber töten ihn nach verzweifeltem Kampfe.

Freude herrschte darob am ganzen Niederrhein. Die dankbaren Bewohner erkoren das tapfere Brüderpaar zu ihren Herren. Und Wichard und Lüpold erbauten dort, wo sie das Ungetüm getötet hatten, ein Schloß, das nannten

ſie nach dem Drachenſchrei Gelee. Eine Stadt hat ſich dann um die Burg gebildet, Geldern mit Namen. Auf dem Stadthauſe zu Erkelenz bewahrt man heute noch eine Geldriſche Chronik; auf deren Titelblatt iſt ein gräulicher Drache abgebildet, aus deſſen offenem Rachen die Worte „Gelee! Gelee!“ gehen.

Cleve.

Der Schwanenritter.

Die alte Burg auf dem Schloßberg zu Cleve hat einen Schwan als Wetterfahne, und voreinſt trug das Herrſchergeſchlecht, welches über das liebliche Clever Land regierte, einen Schwan im Wappen. Eine traurig-ſchöne Sage, ſeither durch eines Meiſters Tongebilde für ewige Zeiten vor dem Vergeſſen gerettet, knüpft ſich an jenes Schwanenbild: die Sage vom Schwanenritter.

Damals lag tiefes Leid auf dem Schloſſe zu Cleve. In großer Bedrängnis ſtand ſeine Herrin, die Herzogin Beatrice. Man hatte ihren geliebten Ehegemahl hinausgetragen zur letzten Ruhe, und kaum hatten ſich des Grabes Riegel vorgeſchoben über dem teuren Toten, da erhob ſich einer ihrer Vaſallen und heiſchte in trutziger Herrſchſucht die Regierung. Der Verwegene verſtieg ſich ſogar, die Hand der ſchönen Herzogin zu verlangen; nur dadurch, erklärte er, könne ſie einen Teil der Würde retten, der ſie nach des Gatten Tode verluſtig ſei.

Vergebens flehte die jugendliche Herzogin die Ritter ihres Landes um Hülfe an. Höhnisch erbot sich der Empörer, mit jedem ein Gottesgericht bestehen zu wollen, der ihm den Fehdehandschuh hinwerfe, wohl wissend, daß seine Kraft und Kühnheit ihm keinen Gegner im Zweikampfe erstehen ließ.

In tiefstem Leid flossen die Tage für die unglückliche Herzogin dahin. Immer näher kam der Tag, wo der rebellische Vasall sich erkühnen wollte, vor allem Volke drunten auf der Rheinau vorm Schloßberg feierlich seine Ansprüche auf Hand und Herrschaft der Herzogin geltend zu machen. Der Tag erschien; bleich, das Antlitz vom Witwenschleier bedeckt, den stolzen Leib in Trauergewänder gehüllt, stieg die Herzogin hinunter zum Rhein, wo der Ritter glänzender Kreis und des Volkes Gewimmel den weiten Raum bedeckte. Dann trat er vor, der gefürchtete Empörer, in strahlender Rüstung und erhob aufs Neue mit blitzenden Augen und herrischer Stimme seine Forderung auf Hand und Herrschaft der Herzogin. Ihm riefen die verblendeten Vasallen Beifall; doch spärlich ward er ihm aus des Volkes Menge, dessen Blicke mitleidsvoll und bewundernd zugleich auf der jugendschönen Herrin ruhten.

Zum andernmale wiederholte jener seine Forderung und ließ sein Auge triumphierend über die Menge schweifen. Laut klang sein Aufruf an den, so mit ihm zu streiten gewillt sei für der Herzogin Sache. Kein Kämpe meldete sich, und der Herzogin Antlitz ward noch bleicher denn zuvor.

Zum drittenmale klang des Gegners Herausforderung an den, so mit ihm zu streiten gewillt sei für die Sache der Herzogin von Cleve und Geldern, Prinzessin von Brabant.

Tiefes Schweigen!

Da drückte die Herzogin ihren Rosenkranz inbrünstig an die Brust und rief verzweifelnd zum Herrn um Gnade. An ihrem Rosenkranz aber soll ein Silberglöcklein gehangen haben, das hatte die wunderbare Eigenschaft, einen leisklingenden Ton von sich zu geben, der in bestimmter Ferne gar hell erklang.

Und wie sie das Kreuz am Rosenkranze berührte, da tauchte plötzlich fern auf dem Strom ein Schifflein auf. Näher kam es, und aller Augen wendeten sich überrascht dem zierlichen Boote zu, das ein schimmernder Schwan an einer goldenen Kette zog. Drinnen im Schifflein

aber ſtand ein Ritter in blitzender Silberbrünne. In langen Locken flutete des Hauptes Blondhaar auf die ſtrahlende Rüſtung, kühn blitzte ſein blaues Auge zum Ufer hin und ſicher ſtützte ſich die Rechte auf den Knauf des breiten Schwertes.

Das Boot hielt am Ufer gerade vor dem Richtplatz. Der Ritter ſtieg heraus, winkte dem Schwan, der langſam mit der Barke den Rhein hinuntertrieb. Scheu und ſchweigend machte die Menge Platz vor dem Fremdling, der ſtolzen Schrittes in den Kreis der Ritter trat und ſie feierlich begrüßte. Vor der Herzogin beugte er das Knie und dann, zu dem trutzigen Vaſallen gewandt, forderte er ihn mit lauter Stimme auf, mit ihm zu kämpfen, um Hand und Herrſchaft der Herzogin von Cleve und Geldern, Prinzeſſin von Brabant.

Da erblich der Empörer für Sekundendauer. Raſch aber ſammelte er ſich und höhniſch riß er ſein Schwert aus der Scheide. Die Waffen blitzten, ziſchend begegneten ſich ihre Schneiden; bewundernd und teilnahmvoll hingen alle Augen an dem fremden Ritter, der mit wunderſamer Kunſt die wuchtigen Schläge ſeines rieſenſtarken Gegners parirte. Dann gellte plötzlich ein dumpfer

Schrei, schwer getroffen von des Fremdlings kühnem Hieb sank der Frevler sterbend nieder: donnernder Jubel durchbrauste die Au und fand ihren Widerhall bei den Wogen des Stromes. Die Gerechtigkeit hatte gesiegt, der Herr hatte gerichtet: weinend vor Bewegung sank die Herzogin vor dem Retter nieder, er aber hob sie empor, beugte sein Knie vor dem schönen Weibe und bat um ihre Hand.

Ein Himmel voll Seligkeit wölbte sich von neuem über das Haupt der Herzogin Beatrice. Aus ihrer Dankbarkeit ward glühende Liebe, die ihren Lohn fand in zärtlicher Verehrung. Dennoch trübte eine Wolke jenes freudenlichte Blau: nie, so hatte es der Schwanenritter geboten, dürfe sie den Gemahl fragen, woher und wessen Geschlechtes er sei. Sie hatte ihm am Vermählungstage die heilige Versicherung geben müssen, ihn nie um Heimat und Namen zu befragen und willig hatte sie, bauend auf des Fremdlings ritterliches Gebahren, den seltsamen Schwur geleistet.

Treulich hielt die Herzogin, was sie gelobt. Jahre waren seitdem vergangen. Ihren glücklichen Bund krönten drei stolze Knaben. Hoffnungs-

voll wuchsen sie heran, dereinstige Zierden der Ritterschaft. Oft aber, wenn das Auge der Herzogin auf den blühenden Jünglingen ruhte, gedachte sie beklommenen Herzens des Schwures, den sie hatte vor Jahren leisten müssen und schwer lastete die trübe Wolke auf ihrem mütterlichen Herzen. Wie stolz würde das Mutterherz schlagen, wüßte es Namen und Herkunft des Vieledlen, dem sie die Jünglinge geschenkt als Pfand ihrer Liebe! Von hoher Abkunft mußte er sein, der geliebte, stolze Gemahl! Doch warum sollten nicht seine Söhne dereinst seinen Namen mitnehmen in die Welt und sein Gold mit neuem Glanze schmücken? Also dachte sie und schwer lastete die trübe Wolke auf ihrem mütterlichen Herzen. Sie verhüllte ihr schier das strahlende Bild des hohen Mannes, das göttergleich in jenem Herzen stand und ihr ganzes Sein erfüllte. Und einem gefangenen Vöglein gleich, das sich bei trübem Wetter ängstigt, durchschwirrte die bange Frage — nach Name und Herkunft des Gemahls — ihr Inneres bis sie sich eines Tages gewaltsam über ihre Lippen drängte.

Da erblich der stolze Held, schmerzlich löste er die zärtliche Umarmung und kummervoll rief

er aus: „Weh dir, unglückliches Weib, weh' auch mir Armen! Deine Frage zerstört unser Glück auf immer und für ewig müssen wir uns trennen."

Dieweil sie verzweifelnd aufschreit in wildem Jammer, schreitet er schweigend und mit schmerzlicher Abschiedsbewegung hinaus, dem Rheine zu. Klagend klingt sein Silberhorn und die dunklen Fluten durchfurcht ein schneeweißer Schwan mit zierlichem Boot. Trauernd besteigt der Ritter den Nachen, nicht mehr rückwärts schaut er; unaufhaltsam aber treibt das Fahrzeug abwärts, bis es verschwindet in dämmerblauer Ferne.

Niemals ist er wiedergekommen, der stolze Schwanenritter. Untröstlich war sein unseliges Gemahl in ihrer Verlassenheit. Nicht lange nachher machte der Tod ihrem Jammer ein Ende. Ihre Söhne aber wurden die Stammherren stolzer rheinischer Geschlechter. Alle führen bis heute den Schwan im Wappen. Noch zur Stunde findet der Wanderer in der Kirche zu Cleve einen Grabstein, darauf ein Ritter eingehauen, zu seinen Füßen ein Schwan.

Xanten.

Siegfried.

Siegfried! Leuchtenden Auges ſchaut uns die Sage an, dieweil ihre Lippen den Heldennamen nennen. War nicht die ſchönſte Verkörperung ſeines Namens er ſelber, der ſtolze Held des Niederrheins, der nur in ſiegenden Kämpfen Befriedigung fand ſeiner thatenſtürmenden Seele! Seit Jahrhunderten hört man ſingen und ſagen von den kühnen Abenteuern, die Jung Siegfried unternommen, der ſtolze Königsſohn von Xanten.

Ein mächtiges Königsſchloß ſtand dazumal in dem uralten Städtchen, das ſie ſpäter Ad Santos genannt haben, weil hier im vierten Jahrhundert die Helden der thebäiſchen Legion unter ihrem Führer, dem heiligen Viktor, für ihren Glauben in den Tod gegangen ſind. In jener Königsburg am Niederrhein wohnten Siegmund und Sieglinde. Siegfried hieß ihr Sohn. Frühzeitig verband der Knabe mit königlichem Wuchs kühnen, ſchier unbändigen Sinn.

Mit dreizehn Lenzen hielts den thatendürsten-
den Knaben nicht mehr auf der Burg zu Santen.
Aus alten Mären hörte er von kühnen Recken-
ahrten und Heldenkämpfen auf heimischer Männer-
erde. Auch ihn drängte es nach Abenteuern,
nach Kämpfen und Wagnissen. So verließ eines
Tages Jung Siegfried heimlich das väterliche
Schloß und wanderte den stolzen Strom hinauf.
Bald ward ihm Gelegenheit, seinen Mut zu
erproben.

Am Fuß des Siebengebirges traf der Königs-
sohn den berühmten Waffenschmied Mimer, der
schmiedete prächtige Klingen und blitzende Schwerter.
Gar sehr behagte dem jungen Fant das mühsame
Handwerk und den Meister bat er, ihn aufzu-
nehmen und ihn einzuweihen in die Kunst des
Waffenschmiedes. Der war's zufrieden und Sieg-
fried blieb. Schmerzlich aber empfanden bald
des Schmiedes Gesellen die Kampflust des jungen
Recken, nicht selten packte ihn der Uebermut und
er hob sie mannshoch, um sie in den Sand gleiten
zu lassen oder in tollem Spiel der Kraftprob-
ung schrieb seine breite Faust auf ihren Rücken
blaue, krause Zeichen; gar einmal zerschmetterte
seines Hammers Hieb alle Eisenstangen und trieb
den Ambos in den Grund.

Dem Meiſter behagte der unbändige Knabe von nun an wenig und er beſchloß, ſich ſeiner zu entledigen. Zum Kohlenbrenner hieß er ihn gehen, einen Sack zu holen, wohl wiſſend, daß der wüſte Geſell nimmer zur Waldſchmiede zurückkehren werde.

Denn ein gräulicher Drache hauſte in jenem Teil des Forſtes, der mordete mitleidslos jeden Wanderer, deſſen Fuß ſich in ſein Gebiet verirrte. Siegfried hatte einen Kohlenmeiler angezündet und lohend ſchlugen die Flammen aus dem Gebüſch. Da wälzte ſich plötzlich mit langgekrallten Füßen das Ungetüm heran, krümmte gierig den ſchuppigen Leib und züngelte fauchelnd die blutige Zunge, den neuen Kohlenbrenner zu verſchlingen. Kampfglühend aber blitzten des jungen Helden Augen, einem flammenden Kloben riß er aus dem Feuerherd und ſtieß das brennende Ende dem Lindwurm in den gähnenden Rachen. Da wälzte ſich das Untier ſchmerzbrüllend auf dem Boden und ſchlug grimmig mit dem geringelten Schweif, um Siegfried zu zermalmen. Der aber verſetzte ihm wuchtige Schläge, wich ihm geſchickt aus und zerſchmetterte ihm endlich mit einem rieſigen Felsblock das Haupt.

Den schuppigen Wanst schleuderte er in die lodernden Flammen. Da aber sah der Held zu seinen Erstaunen, wie ein Strom von Fett aus der Glut hervorquoll und zu einer Lache zusammenfloß zu seinen Füßen. Und ein Vöglein hörte er singen aus dem Geäst:

Willst du hörnern sein
Und in jedem Streit
Gegen Hieb gefeit.
Recke, tauch hinein!

Da warf der junge Held seine Gewandung ab und salbte seinen Körper mit dem Drachenfett an allen Gliedmaßen. Nur ein Fleck an der Achsel blieb frei, wohin ein Lindenblatt gefallen und haften geblieben war.

Kampfesfroh kehrte der trotzige Held mit dem Kopf des Lindwurms zur Schmiede zurück, erschlug den heimtückischen Schmied, der ihn hatte verderben wollen, schmiedete sich ein neues Schwert und eine strahlende Brünne und nachdem er sich aus Mimers Stall das schnellste Roß, den Renner Grani gesattelt, zog er von dannen, neue Abenteuer suchend.

Viele Tagesstunden legte der hürnerne Siegfried zurück. Er sah Berg und Strom und

endlich das Meer. Zu Schiffe ſtieg er, und die Windsbraut ſchleudert Held und Hengſt an eine Felſenküſte. Mutig erklimmt ſie der Renner und trägt den Reiter an ein verzaubertes Schloß, das eine flammende Lohe umzingelt. Unſchlüſſig ſteht Jung Siegfried und wiederum klingt über ihm des Vögleins helles Gezwitſcher:

Lös den Bann! Hinein
Spreng mit Heldenmut
In die Feuersglut!
Schönſte Maid wird dein!

Da ſpornte der Held ſein Roß, daß es ſich bäumte und ſchäumte und Reiter und Tier die erſtickende Lohe glühend umfing! Siegfried bahnt ſich den Weg. Ein kühner Sprung bringt ihn mitten ins Flammenmeer, das praſſelnd erliſcht. Gelöſt der Bann, vor ihm das Zauberſchloß in wunderbarer Pracht! Er dringt in die Gemächer und Räume, beſtaunt die ſchlafenden Roſſe an ihren Krippen, die ſchlafenden Roßknechte in den Ställen, die ſchlafenden Köche am Herde. Dann tritt er in den Burgſaal: ein entzückendes Bild! Auf dem Ruhebett liegt im ſchimmernden Gewand, im goldblonden Haar funkelndes Geſtein, ein göttergleiches Weib.

Wie nun der Held einen flammenden Kuß auf ihren rosigen Mund haucht und Brunhild, das blonde Königskind zum Leben erwacht samt allen, so dem hundertjährigen Zauber verfallen, wie sie sich ihrem kühnen Retter zu eigen geben will, aber in unbändingem Walkürentrotz zaudert, einem Manne den Lohn der Minne zu gewähren, wie Siegfried der Held sich vergeblich wappnete gegen die Lockungen der verführerischen Göttermaid; wie er endlich des Vögleins Stimme wieder vernommen von den Riesen und Zwergen zu Niflheim, dem Nibelungenhort und der Tarnkappe, so ihn unbezwingbar mache — wie endlich der Held sich ermannte und thatenlüstern hinauszieht aus dem Bann der königlichen Maid: Das alles hat die Sage zaubervoll ausgesponnen und in aller Mund lebt es heute.

Noch mancherlei Abenteuer hat Siegfried bestanden bei seiner Ausfahrt ins Nibelungenland, allwo er den tückischen Zwergen den Schatz entwand samt der zaubernden Tarnkappe. Dann aber hat den Helden das Heimweh befallen und auf den Rückweg machte er sich zum väterlichen Schloß am Rhein. Nach Monden langte er hier an, berichtend von seinen Abenteuern. Gar groß

war die Freude des edlen Herrſcherpaares Siegmund und Sieglinde. Alſo endete die Ausfahrt Jung Siegfrieds, des Königsſohnes von Santen.

* * *

Mit jauchzendem Heldenruf hat ſie begonnen, die Mär vom Helden Siegfried und jauchzender Heldenruf ſchließt die Mär von des jungen Recken Ausfahrt. Weiter klingt die Mär; alle Töne menſchlicher Empfindung hallen in ihr wider, höchſte Luſt, tiefſtes Leid, heiße Liebe, glühender Haß, Heldentum und Treuloſigkeit, Feigheit und Mannesmut: bis ſie endlich klagend ausklingt in jammernden Wehruf, vom Helden Siegfried die wunderbare Mär.

Aachen.

Der Münsterbau.

I.

Als er einst hinausritt aus seiner Pfalz zu Aachen, der große Frankenherrscher Karl, da soll plötzlich das Roß mit hellem Gewieher blitzschnell den Fuß zurückgezogen haben aus einer Waldquelle, darin es getreten. Und wie der Reiter neugiervoll hinabstieg und die Hand ins Wasser tauchte, soll er die heiße Quelle entdeckt haben, die seither Tausenden zum Heile war. Dankerfüllt erkannte der fromme Kaiser in jener Heilquelle der Vorsehung gütiges Geschenk und er faßte den Entschluß, hierselbst dem Herrn ein Haus zu bauen. Und der Huf des Rosses sollte an der Kirche Rotunde erinnern. Mit frischen Kräften begann gar bald der Bau des stolzen Tempels und freudig sah der alternde Kaiser des Münsters Mauern steigen. Seine Vollendung sah er nicht.

Trauernd empfanden's die Bauleute. Carolus Magnus hatte das gewaltigste Reich des Abend-

landes einem schwächlichen Sohne hinterlassen, der, um sich die Krone zu sichern, gegen die eigenen Kinder das Schwert ziehen mußte. Da blieb manches unvollendet, was des großen Karl Riesenhand begonnen. Auch der Münsterbau stockte. Verödet stund der Bauplatz, unvollendet Mauern und Türme. Vergebens wandte sich der ehrenwerte Magistrat an die Mildthätigkeit der christlichen Mitmenschen: spärlich flossen die Beiträge und nie reichten sie aus, den Kirchenbau zu vollenden.

Gar oft saßen die Väter der Stadt beisammen und berieten, wie der betrübenden Geldnot abzuhelfen und die Vollendung des Münsterbaues herbeizuführen sei; teuer war guter Rat gleich dem Material, womit man Kirchen baut. Als sie einst wiederum beisammen saßen, da meldete sich im Rathaus ein fremder Herr an, vermeldend, er habe dem würdigen Rate Wichtiges mitzuteilen. Er ward vorgeführt und brachte seine Meldung vor, die in nichts Anderm bestand, als dem hohen Rat der Stadt Aachen das Geld zur Vollendung des Domes vorzustrecken. Gar mißtrauisch schauten die würdigen Väter auf den fremdartig gekleideten Sprecher mit dem seltsamen Spitzbart-Gesicht;

der aber ließ ſich durch die ſcheuen Blicke nicht beirren, ſondern wiederholte keck, doch höflich ſein Angebot.

„Ich möchte euch, ihr hochweiſen Herren, aus eurer dermaligen Geldnot helfen und begehre nicht einmal Rückzahlung der Tauſende, die ich euch anbiete (hier hoben die Brauen und ſpitzten die Ohren die vieledlen Ratsherren). Sintemal euer Bürgerſtolz mein Darlehen bedingungslos verweigern würde, erkläre ich mir zur Bedingung nur eine Kleinigkeit: daß wenn der Bau vollendet, am Einweihungstage der Erſte, ſo die Kirche betritt, mir gehöre mit Leib und Seele!“

Da ſprangen entſetzt von ihren Sitzen die weiſen Herren und etliche bekreuzten ſich andächtiglich; denn welch Anderer als der leibhaftige Gottſeibeiuns, konnte ſolch Anſinnen ſtellen? Schon blitzte empört des würdigen Stadtoberhauptes ſtrafendes Auge. „Hebe dich von hinnen,“ murmelte er, „du biſt uns zum Ärgernis!“

Ruhig aber uud gelaſſen ſtand Meiſter Urian.

„Laßt mich frommes Schriftwort mit gleichem erwidern, ihr edlen Herren! Warum ſeid ihr ſo furchtſam, ihr Kleingläubigen? Erwäget, ob ich

vermeſſen bin, der ich mir einen ausbedungen, dieweil da draußen, wo das Kriegsſchwert blitzt zwiſchen Vater und Söhnen, Brüdern und Bruder, Tauſende geopfert werden verderblichem Ehrgeiz! Dort opfert Einer Tauſende, hier opfert ſich für das Wohl des Ganzen ein Einziger.“

Und triumphierend blitzte das Auge des fremdartig gekleideten Sprechers; denn in der weiſen Ratsherren Mienen las er günſtige Botſchaft. Die Zahl der Zauderer ſchmolz von Minute zu Minute, bis endlich auch den Letzten der Scrupel verließ. Der Pakt kam zuſtande, ſtolz lächelnd empfahl ſich der Andere und beklommen harrten die würdigen Väter der zugeſagten Summe. Sie kam noch am nämlichen Tage, echt und recht in Gewicht und Gepräge und große Freude herrſchte im hohen Rate der Stadt Aachen.

II.

Abermals regten ſich die Steinmetzen und Zimmerleute am Dom zu Aachen. Fleißig ward geſchafft, um das Verſäumte nachzuholen und näher und näher rückte des Münſters Vollendung. Drei Jahre waren derweil vergangen und es

kam der Tag, wo das neue Gotteshaus eingeweiht werden sollte. Ein großes Freudenfest sollte der Einweihungstag werden für die Stadt Aachen: Zahlreiche weltliche und geistliche Herren waren erschienen und männiglich lobte den herrlichen Gottesbau, die Freigebigkeit der Bürger und die Weisheit des hohen Rates. Der aber befand sich in arger Bedrängnis. Wohl hatte keiner der würdigen Väter von dem Pakt mit dem Bösen etwas verlauten lassen, nur einer hatte seiner Hausfrau gebeichtet — und seit jener Stunde tuschelten sich hundert Ohren das Geheimnis zu.

So kam es, daß am Tage der Einweihung gar viele hochwürdigen Äbte und Prälaten, nicht minder zahlreiche Ritter und Herren mit berechtigter Scheu der Stunde entgegensahen, wo sich der feierliche Zug zum Münster in Bewegung setzen sollte. Ein seltsamer Festzug war: Die Fahnen flatterten, die Fanfaren schmetterten, aber die Menschen in den schimmernden Rüstungen und farbenprächtigen Ornaten blickten gar unruhig drein und manches besorgte Gesicht schaute empor zum Morgenhimmel, ängstlich lauernd, ob nicht alldort urplötzlich eine hagere Gestalt

mit einer Teufelfratze, Pferdefuß und Fledermausflügeln einhergerast komme.

Da ging auf einmal eine Bewegung durch die Menge. Durch die lange, geöffnete Gasse der Prozession nahten in stolzer Überlegenheit die würdigen Väter der Stadt. Vor ihnen schritten vier riesige Landsknechte und hielten mit starken Fäusten einen verhüllten Käfig. Es hatte der Abt von St. Florian einen schlauen Plan ersonnen, den Bösen zu überlisten.

Der Zug hatte das Münster erreicht und vor dem Münster standen als Erste die Vier mit dem Käfig. Nun streift Einer die Hülle ab und hinter dem Gitter fletscht heulend ein Wolf seine Zähne; dieweil die beiden Andern mit gewaltigem Hellebardenstoß die Thürflügel nach innen aufstoßen, hetzt der Vierte mit seinem Spieß das gefangene Tier just in die geöffnete Kirche. Drinnen ertönt donnerndes Gepolter: hinter dem Eingang versteckt, hatte der Böse lauernd seine Beute erwartet und war gierig dem Tiere nachgerast, stieß aber in demselben Augenblick ein wildes Wutgeheul aus, da er sich überlistet sah. Jauchzend fuhr er hinter dem armen Wolf her, brach ihm das Genick und sanste unter Ver-

wünſchungen davon. Schwefeldunſt erfüllte die verdunkelte Luft.

Drunten aber in die Kirchenhallen wälzte ſich des Volkes Gewimmel und pries bei Glockenklang und Fanfarenruf die Güte des Herrn.

III.

Unter gräßlichen Verwünſchungen fegte dieweil über das Aachener Land der überliſtete Meiſter Urian. Daß ſie ihn mit einer elenden Wolfsſeele ſo jämmerlich betrogen hatten, das ſollte die Aachener gereuen. Bis ans Meer war er inzwiſchen gekommen und wie er alſo verdroſſen und ingrimmig hinausſtarrte vom gelben Dünenſtrande auf die dunkelgraue Flut, kam ihm ein hölliſcher Gedanke. Begraben mit ihren Prälaten und Rittern, Männlein und Weiblein,

Riß mit mächtigem Ruck einen Sandberg vom Ufer los, lud ihn ſich auf und machte ſich zurück auf den Weg nach Aachen. Aber der Weg zog ſich arg in die Länge, der Teufel ſchwitzte gewaltig und fluchte dem Winde, der ihm ein über das anderemal einen Sprühregen loſen Sandes in die Augen blies. Er war bereits bis ins Soerſer Thal gelangt, da hielt er keuchend

inne. Selbſt dem Teufel kann manche Bürde zu ſchwer werden.

Ein hutzeliges Weib humpelte am Wege vorbei und ſah mißtrauiſch den Laſtenträger mit ſeiner geſpaſſigen Laſt. Wollte unbemerkt vorübergehen, doch der Andere hielt ſie an, fragend, wie weit noch des Weges bis Aachen. Da erſt hat das Weiblein Jenen feſter angeſchaut und in ihrem welken Geſicht hat's bedenklich gezuckt, wie wenn ihr mit einemmale höhere Erleuchtung käme. Sie hätte nicht zweiundſiebzig Jahre zählen müſſen, um in dem mürriſchen Geſellen den leibhaftigen Gottſelbeiuns zu erkennen und zu erraten, daß er gegen die löbliche Stadt Aachen etwas Arges im Schilde führe. Sogleich hat denn auch die Alte ein betrübtes Geſicht aufgeſetzt und mit kläglichem Tonfall geantwortet! „Da ſeid Ihr übel daran, guter Herr! Gar weit noch iſt der Weg bis Aachen. Schaut mein Schuhzeug an, wie es zerfetzt iſt von der langen Wanderung und hab' ichs dieſen Morgen juſt vom Meiſter Schuhmacher erhalten.“

Einen grimmigen Fluch ſtieß Meiſter Urian aus, ſchüttelte den Sandberg ab und fuhr davon mit einer gräßlichen Verwünſchung über die arg-

liſtige Stadt Aachen. Das verhutzelte Weiblein bekreuzte ſich und war höchlich erfreut, die ehrwürdige Stadt dicht vor den Thoren — gar nicht weit mehr war's bis Aachen — vor Verderben errettet zu haben.

Noch heute liegt jener Sandberg dort, wo ein altes Weib dem Teufel zu liſtig, „los" war, ſagt der Sprachgebrauch jener Gegend, weshalb er Losberg heißt bis auf den heutigen Tag. Auch das Andenken des armen Wolfes, der in die Klauen des Böſen fiel, haben die Aachener an der erzenen Thür ihres Domes verewigt, und der Thürflügel zeigt noch den Spalt, der entſtanden ſein ſoll, als der ergrimmte Höllenfürſt in ohnmächtiger Wut die Kirchenthür hinter ſich zuſchlug.

Der Ring der Faſtrada.

I.

Zurück in die tauſendjährige Zeit führt uns die Sage, in die Tage des großen Frankenkaiſers Karl, deſſen Leben ſie gar vielfach mit ihrem Strahlenglanz geſchmückt hat. Damals hielt Karl der Große auch einen Hof in den helvetiſchen Landen: an den Ufern des Züricher Sees ſtand die kaiſerliche Pfalz und unfern derſelben juſt an jener Stelle, wo dereinſt Felix und Regula für das Kreuz den Todesſtreich empfingen, hatte der Kaiſer eine Säule errichten laſſen. Ein Glöcklein hing daran und wer immer Beſchwerde zu führen hatte, durfte an dem Seile ziehen und klagend oder begehrend auftreten. Im ward ſtets Gehör. So oft Karl in Zürich Hoflager hielt, erſchien er ſelber und hörte die Klagen und Vorſtellungen der Bittſteller an.

Da läutete eines Tages wiederum das Glöcklein, doch als der Kaiſer hinaustrat, war niemand zu ſehen. Am Mittag des folgenden Tages geſchah dasſelbe; die Glocke läutete, doch kein

Glöckner war zu ſehen. Da gebot der Kaiſer einem Edelknaben, ſich im Laubwerk hinter der Säule zu verbergen. Mittag kam und da ſah der Page, wie eine Schlange aus dem Uferſand hervorkroch, ſich zum Seil emporringelte und das Glöcklein in Bewegung ſetzte. Dem Kaiſer ward davon berichtet und ohne Verzug machte er ſich auf zu jener Stätte. Er war überraſcht von dem ſeltſamen Bittſteller, doch ernſt ſprach er: „Jedem werde Gerechtigkeit, der mich darum angeht; ſei es Tier oder Menſch.“

Und die Schlange neigte ſich vor dem Kaiſer; dann kroch ſie zurück in ihre Höhle. Ihr folgte Karl, begierig den Grund ihres Erſcheinens zu entdecken. Da erblickte er auf den Eiern der Schlange drinnen in der Höhle eine mißgeſtaltete große Kröte. Den Eingang ſchien ſie verſperren zu wollen. Der Kaiſer gebot ſofort ſeinen Begleitern, die Kröte zu töten.

Seitdem waren etliche Tage verfloſſen und ſchon hatte Karl das ſeltſame Erlebnis vergeſſen. Da kroch, als eben der Kaiſer beim Mahle ſaß, unerwartet die Schlange in den Saal, wand ſich zum Staunen Aller zu des Kaiſers Sitz, neigte ſich dreimal und ließ dann aufſchnellend einen

Edelſtein in ſeinen Pokal gleiten. Schnell entſchwand ſie dann, wie ſie gekommen.

Karl nahm ſtaunend den Stein aus dem Becher und bewunderte den koſtbaren Diamant. Er ließ ihn in einen goldenen Reifen faſſen und ſchenkte dieſen ſeiner geliebten Gemahlin Faſtrada. Das Kleinod aber beſaß eine wunderbare Eigenſchaft: Wohl hatte ſich die ſchöne Faſtrada ſtets der zärtlichen Verehrung ihres kaiſerlichen Gemahls erfreut, aber ſeitdem der Ring ihre zarte Hand ſchmückte, ſchien ein ſüßer Zauber den gewaltigen Frankenkaiſer mit diamantnen Banden an Faſtrada zu knüpfen.

Schier ſchien es, als ob ſündhaft die glühende Zuneigung ſei, die Karl mit ſtets ſteigernder Glut für ſeine angebetete Faſtrada entflammte: ſie ward krank und der Tod raubte mitleidslos dem Kaiſer ſein Idol. Untröſtlich war Karl über den Verluſt des vergötterten Weibes. An ihrer erſtarrten Hülle verbrachte er in Schmerz aufgelöſt Tage und Nächte, und trauernder Harm legte ſich auf die Geſichter ſeiner Umgebung. Man raunte ſich angſtvoll zu, wie des Kaiſers Schmerz ſo weit gehe, daß er verweigere, den Leib ſeiner Gemahlin der Erde zu übergeben.

Ein Zauber ſchien ihn zu feſſeln mit diamantnen Banden in die Nähe der ſchönen Faſtrada.

Traurig hörte davon der fromme Turpin, Erzbiſchof von Rheims. In brünſtigem Gebet flehte er Gott an um Hülfe. Und ein Traum ward ihm: er ſah den Ring an Faſtradas Hand in tauſend Farben glänzen und ihr Strahlenlicht den Kaiſer magiſch umfluten. Nun wußte der Biſchof, daß jener Edelſtein, den die Schlange einſt gebracht, den Kaiſer an die Nähe deſſen feſſele, der ihn beſaß.

Im Frühlicht des folgenden Tages macht ſich Turpin, der Biſchofgreis, auf in das Gemach, wo Karl an Faſtradas Hülle klagend die Nacht verbrachte. Aufgelöſt in tiefe Trauer, kniet der Kaiſer an der Bahre und ſchmerzlich verhüllt er beim Eintritt des Gottesmannes das Haupt. Jener aber ſchreitet, ſich bekreuzend, zur Toten, faßt die kalte, weiße Hand und entnimmt ihr unbemerkt den goldenen Reifen. Und ſieh! Allſogleich erhebt ſich der Kaiſer, vor dem Greis ſinkt er nieder, küßt in liebender Verehrung ſeine Hand und heiſcht ihn, ohne einen Laut der Klage, des toten Gemahls ſterbliche Hülle zu beſtatten. Alſo geſchah es: in St. Alban zu Mainz ward

Faſtrada beigeſetzt, der den Kaiſer an die Tote gekettet hatte, war gelöſt.

II.

Mit ſeltener Verehrung hing der große Frankenkaiſer an dem greiſen Erzbiſchof von Rheims. Karl litt nicht, daß Turpinus ihn verlaſſe; er verlangte ihn in ſeiner nächſten Nähe zu haben und machte ihn zu ſeinem erſten Freund und Berater .Der fromme Kirchenfürſt nutzte jene Stellung nur zum Beſten des Reiches aus und that viel Gutes. Oft aber wandelte ihn Reue an über die Art, wie er in des Kaiſers höchſte Gunſt getreten und ungerecht dünkte ihm ſeine Handlungsweiſe.

Als er einſt Karl auf einer Reiſe im weſtlichen Deutſchland begleitete, ſchlenderte er den Ring in ein Waſſer, von wo er nimmer konnte hervorgeholt werden. Von der Stunde an zog es den Frankenherrſcher unwiderſtehlich zu jener Gegend hin. Er baute eine Kaiſerpfalz an jene Stätte und eine blühende Stadt umkränzte bald den Palaſt Karls des Großen. Aachen hieß ſie. Sie ward Karls Lieblingsſtadt. In ihr weilte er fortan am liebſten und an den Ufern jenes Waſſers, darin der Ring der Faſtrada ruhte, ſah man oft den alten Kaiſer ſitzen, im Herzen pflegend Erinnerung ſeliger Tage.

Altenberg.

Gründung der Abtei Altenberg.

Weit über das bergiſche Land hinaus bekannt iſt der herrliche Altenberger Dom, den der Altvorderen Frömmigkeit ſieben Jahre nach des Kölner Domes Grundſteinlegung im Dhünthale errichtete. Ein Jahrhundert floß dahin, ehe des Prieſters Wort in dem vollendeten Gotteshauſe ertönte. Dann hat er fünfhundert Jahre lang den Betern offen geſtanden bis ihn eine Feuersbrunſt zu Anfang dieſes Jahrhunderts zum Teil zerſtörte. Durch die Huld eines königlichen Kunſtfreundes, den das bergiſche Volk mit Dankbarkeit nennt, ſteht er ſeit 1847 wieder in ehemaliger Schönheit da. Wie vor einem halben Jahrtauſend die Abtei Altenberg entſtand, darüber giebt eine Handſchrift aus jener Zeit ſagenhafte Kunde.

Dazumal, im Anfang des zwölften Jahrhunderts war's, lebten auf dem Schloß Altenberg zwei Brüder, die Grafen Adolf und Eberhard von Berg. Ihnen gehörte der ganze Landſtrich,

welchen die Wupper und deren Zufluß, die Dhün, durchfließen. Eine blutige Fehde herrschte um diese Zeit zwischen den Herzögen von Limburg und Brabant. Bei einem listigen Überfall ward der Brabant von seinem Gegner, dem, auch die beiden bergischen Grafen beistanden, mörderisch geschlagen und in einem fürchterlichen Blutbad verlor er mit vielen Mannen sein Leben. Der, von dessen Hand er gefallen, war Graf Eberhard von Berg. Selbst im Antlitz verwundet, ergriff ihn gleich nach seiner That Gewissensangst und Reue. Des Toten Bild, der ihm nie Harm angethan, verfolgte ihn und raubte ihm die Ruhe. Zurückgekehrt in sein Land, verließ er bei sternloser Nacht die Burg und zog in Pilgerkleid von dannen, um an heiligen Stätten seinen Fehl zu sühnen. Er kam nach Rom zu den Gräbern der beiden Apostelfürsten, pilgerte dann zum Grabe des Apostels Jakobus in Spanien, wohin damals ungezählte Waller zogen. Dann kam er nach Burgund und dort diente er als Knecht in einem Meierhof, der zum Cisterzienserkloster Morimund bei Langres gehörte.

Derweil forschte im bergischen Lande Graf Adolf vergebens nach dem geliebten Bruder. Der

aber gedachte nimmer den freiwillig erwählten Knechtsſtand zu verlaſſen. Doch er war zu Anderm beſtimmt: Eines Tages erſchienen auf dem Meierhofe zwei Mannen, die waren auf einer Wallfahrt begriffen und hatten den Weg verfehlt. Den Hirten, der zufällig die Schweine füttert, fragen ſie nach der Straße. Wie dieſer ihnen antwortet, ſtarren ihn die beiden betroffen an. Ehemalige Dienſtmannen waren ſie nämlich der Grafen von Berg, und der Schweinehirt, der zu ihnen ſprach, hatte die Stimme des vermißten Grafen Eberhard, obwohl er welſch zu ihnen redete und ſein Geſicht, obwohl gebräunt und gramgefurcht, zeigte noch deutlich die bewußte Narbe. Sie geben ſich zu erkennen, er zuckt zuſammen, zögert zu reden, dann aber, von Heimweh ergriffen, giebt er ſich zu erkennen und hält tiefbewegt die beiden Getreuen umfangen.

Die Ritter aber gehen zum Pächter und enthüllen ihm den wahren Stand ſeines Knechtes. Der bringt dem Abt die Kunde und gerührt bewegt der Gottesmann den frommer Büßer, in das Kloſter einzutreten. Eberhard tritt in den Orden ein und dient aufs Frömmſte dem Herrn. Dann bittet er eines Tages den Abt um Er-

laubnis, noch einmal seine rheinische Heimat und den geliebten Bruder besuchen zu dürfen. Der Abt giebt ihm seinen Segen und nicht lange währte es, da ist auf dem Waldweg, der zum Schloß Altenberg hinaufführt, ein fremder Mönch geschritten, dem Thore zu. Den Grafen Adolf hat man benachrichtigt und der ist erwartungsvoll hinausgeeilt: zwei Brüder haben sich dann stumm in den Armen gelegen.

Ein Kloster ist dann entstanden auf der Höhe, dessen erster Abt ist Eberhard von Berg gewesen, nunmehr Abt Eberhard geheißen. Ihm ist später sein Bruder gefolgt, der auch die Mönchkutte nahm, nachdem er Land und Leute an seine Söhne abgetreten hatte. Vereint lebten die beiden Brüder im Kloster Altenberg, vereint gingen sie hinüber, der eine nur wenige Wochen später als der andere: im Jahre, wo Friedrich deutscher Kaiser ward, den man den Rotbart geheißen. Im Altenberger Dom ruhen die Brüder nebeneinander; eine Marmorplatte deckt ihr Grab.

Dünwald bei Mülheim.

Die Eichensaat.

War vor vielen Jahren zu Dünwald im Mülheimer Ländchen ein reiches Kloster, dessen Mönche mancherlei Streit hatten mit dem benachbarten Junker zu Schlebusch. Es wandelte die geistlichen Herren einst die Lust an, einen großen Felderstreif dem Klostergut einzuverleiben, und sie glaubten auf ihrem Recht bestehen zu dürfen, maßen selbiges ihnen aus alten Pergamenten verbrieft sei.

Der Junker von Schlebusch war aber keineswegs gesonnen, der Mönche vorgebliches Recht anzuerkennen, zumal seit vielen Generationen der Erdstrich zum Anwesen seines Gutes gehörte. So kam der Streit vor die Gerichte und es ward viel hin und herdisputiert auf beiden Seiten, so daß die beiden Schöffen selber nicht wußten, woran sie sich zu halten hatten. Wohl wissend, daß unchristliche Habsucht auch bisweilen hinter Klostermauern Einkehr hält, hätten sie gerne dem verklagten Junker den streitigen Grund gelassen; doch fürchteten sie gar sehr den Zorn der mächtigen

Kloſterherren. Wußten ſich in ſalomoniſcher Weisheit nur ſo zu helfen, daß ſie den Rechtsſtreit endlos in die Länge dehnten, weiſe erwähnend, es würden beide harte Köpfe, Abt und Junker, mit der Zeit noch mürbe.

Dem war aber nicht ſo. Der Abt, ein ſtrenger Herr, drohte dem Junker mit dem Banne, wenn er nicht aufhöre, die Kirche zu ſchädigen, und der Junker ward ſich wohl bewußt, wie gefährlich die Gegnerſchaft mit den Dienern der Kirche ſei. Er ließ deshalb dem Abt entbieten, er ſei nicht abgeneigt, den langen Streit durch Abtretung des ſtreitigen Grundſtückes zu beendigen, nur möchten ihm die Mönche geſtatten, noch eine Saat auf dem Acker reifen zu laſſen.

Darob herrſchte große Freude im Kloſter Dünwald. Alsbald ward ein großer, wohldurchdachter Vertrag entworfen über jenen Ausgleich und mit allen Förmlichkeiten vollzogen. Der Junker ließ die Saat beſtellen. Der Lenz kam und trieb die Saat aus der Erde. Neugiervoll betrachteten die Mönche das Feld, das bald des Kloſters ſtattlichen Beſitz um ein Großes vermehren ſollten. Vergeblich aber deuteten ſie die Fruchtart, welche der Junker hier zum letztenmale

dem ſtreitigen Grund übergeben; nicht Weizen war's noch Gerſte, nicht Roggen noch Hafer. Zarte Blättchen keimten auf dem Acker, doch keine Halme. Bald auch erkannten ſie voll Schrecken die Sprößlinge: eine Eichenſaat hatte der witzige Junker in den Acker gelegt.

Der Prior machte ein böſes Geſicht, und zerriß den wohlklauſulierten Vertrag, der Junker lachte. Die Eichenſaat gedieh vortrefflich. Als die Kronen der Bäume über das Kloſter hinwegſchauten, ſchliefen der ſtreitbare Abt von Dünwald und der ſchlaue Junker von Schlebuſch den ewigen Schlaf. Dann ſind auch Burg und Kloſtermauern zerfallen, noch Jahrhunderte aber ſtanden die Eichen und redeten von der merkwürdigen Art ihrer Entſtehung ſtummer Sprache.

Königsdorf bei Köln.

Die Biſchofswahl.

In ſeiner Pfalz zu Aachen ſaß König Karl und genoß die wohlthuende Einſamkeit. Da kam mißliche Kunde zu ihm von der alten Stadt Köln. Dort herrſchte Unfrieden unter den weltlichen und geiſtlichen Herren um den erledigten Biſchofsſtuhl. Hartnäckig ſtand jede Partei auf ihrem Mann und großes Ärgernis verurſachten der Kölner verhitzte Gemüter. Mit großem Mißbehagen hörte der Kaiſer von dem Zwiſt und er beſchloß, ſelber nach jener Stadt aufzubrechen und Frieden zu ſtiften.

So brach er denn eines Tages ohne Begleitung auf und ritt gen Köln. Vielgeſtaltig durchzogen die Gedanken ſein Hirn und mit mancherlei Plänen maß der Kaiſer des Weges Länge ab. Ohne es zu wiſſen hatte er bereits den Königsdorfer Wald erreicht, gar nicht weit mehr war's bis zu den Thoren der alten Biſchofsſtadt da weckte eines Glöckleins heller Klang den ſinnenden Kaiſer aus ſeinen Betrachtungen. Er

ſah auf und bemerkte eine Kapelle abſeits vom Wege. Vereinzelte Beter ſchritten auf ſie zu.

Da band der Kaiſer ſein Roß an einen Baum und trat mit den Andächtigen in das Kirchlein. Eben ſchritt der Prieſter zum Altare. Unerkannt wohnte Karl der Meſſe bei. Nach beendetem Opfer trat er auf den Prieſter zu und bat ihn, als Opferſpende einen Goldgulden anzunehmen. Jener aber weigerte ſich, das Geldſtück zu nehmen.

„Dank euch, ſprach der fromme Mann beſcheiden, nicht gebräuchlich ſind dahier dergleichen Spenden. Da ihr jedoch ein Waidmann zu ſein ſcheint, ſo bitte ich Euch, wofern ihr unſer Kirchlein beſchenken wollet, um die Haut des erſten Hirſchleins oder Rehes, das Ihr erleget. Einen Einband möchte ich daraus machen für mein Meßbuch hier.“

Den Kaiſer ergriff des frommen Prieſters uneigennütziger Sinn und er gelobte im Innern, des würdigen Gottesmannes eingedenk zu ſein. Freundlich verſprach er ihm Erfüllung ſeines Wunſches und ritt weiter gen Köln. Ehrfurchtsvoll begrüßten Ratsherren und Prälaten den Kaiſer, der aber erklärte ihnen, daß er gewillt ſei, die Wahl perſönlich zu leiten und ſelbſt zu

entſcheiden, falls die Vertreter der Kleriſei und des hohen Rates ſich nicht einigen ſollten.

Alsbald begannen die verſchiedenen Parteien, den Kaiſer günſtig für ihren Bewerber zu ſtimmen. Ruhig hörte ſie Karl an und verwehrte keinem der beiden Teile das freie Wort. Dann erſt erhob er ſich zur eigenen Rede und Alles harrte begierig der Entſcheidung.

„Heftiger würde der Zwieſpalt unter Euch, wollte ich einem von Euch zu Ungunſten des andern Teiles den Biſchofsſtuhl im heiligen Köln zuſprechen. Fern ſei von mir jeglicher Mißbrauch meiner entſcheidenden Macht. Ob dieſer von Euch würdiger ſei als jener: ich mag es nicht beſtimmen; doch Einen habe ich erkürt, deſſen Würdigkeit mein kaiſerlich Wort verbrieft: holet zu Königsdorf draußen den Prieſter, der dieſen Morgen mein Gold verſchmähte und in beſcheidener Einfalt nur einen neuen Einband für ſein abgenutztes Meßbuch von mir erbat. Jener würdige Mann Gottes ſei fortan Biſchof von Köln!“

Alſo geſchah es. Der ſchlichte Pfarrer vom Wald ward Biſchof von Köln. Gottes Gnade war mit ihm. Hildebold war ſein Name und

noch heute nennt man ihn. Denn er war es, den als erſten Erzbiſchof der Geſchichte Annalen, glorreich verzeichnen und der zuerſt dem Herrn ein Haus baute, auf der Stelle, wo heute der ſtolzeſte Tempel Deutſchlands ſteht, der gewaltige Kölner Dom.

Köln.

Richmodis von Aducht.

Es war um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Die Schatten des Todes breiteten ſich aus über die heilige Stadt Köln. Ein Weib in dunklem Gewande ſchritt auf ſcheuen Sohlen durch die Gaſſen: die ſchwarze Peſt. Ihr giftgeſchwellter Atem drang in die Hütten und Paläſte und erlöſchte das Leben von vielen Tauſenden.

An ungezählte Häuſer malten die Totengräber das ſchwarze Kreuz, ein Zeichen, daß das verderbliche Geſpenſt dort eingekehrt. Die Zahl der Toden ſtieg ſo ſehr, daß man bei Vielen auf ein regelrechtes Begräbnis verzichten mußte. Man warf die Leiber der Unglücklichen zuſammen in eine gemeinſame Gruft, bedeckte ſie notdürftig mit Erde und pflanzte ein Kreuz darauf.

Viel Jammern und Wehklagen ward dazumal gehört in der alten Stadt Köln. Auf dem Neumarkt, nahe bei der Kirche zu den Apoſteln, wohnte in einem prächtigen Patriziergebäude der reiche Ratsherr Mengis von Aducht. Da traf

auch ihn das Fürchterliche: sein jugendliches Ehegemahl ward von der Pest ergriffen und starb. Der Schmerz des Herrn von Aducht war grenzenlos. Er verbrachte die ganze Nacht bei der entschlafenen Hülle der vielgeliebten Frau, bekleidete sie selber mit dem weißen Hochzeitsgewande, das sie vor wenigen Jahren getragen, schmückte den Sarg mit duftenden Blumen und ließ der Toten die blitzenden Gehänge und kostbaren Ringe, welche sie im Leben so sehr geliebt hatte.

Die Nacht trauerte über dem Friedhof neben der Apostelkirche, allwo Richmodis ruhte in frischgeschaufeltem Grabe. Schweigen umhüllte die Ruhestätte der Toten. Da regt sich sacht der Riegel der Kirchhofsthür. Zwei Schatten schleichen auf Wolfsschritten die dunkle Gräberreihe hinab zu einer frischen Gruft, die ihnen wohlbekannt. Sie haben sie selber geschaufelt. Die beiden Totengräber sind's von Sankt Aposteln, die des Ratsherrn blühendes Weib am Nachmittag begruben. Sie schlossen den Deckel der Truhe und dieweil der Ritter sich zum letztenmal stöhnend hinabbeugte auf das heißgeliebte Weib, haftete der Beiden goldgieriger Blick an den blitzenden Gehängen und kostbaren Ringen, so die Tote schmückten.

In der Finsternis rascheln die Totenblumenkränze, klingen die scharfen Spatenstiche, mählich leert sich die Gruft und die Schollen nebenan hügeln sich. Ein dumpfes Geräusch klingt herauf, bis zum Sargdeckel sind sie gelangt. Trübe flackert der Lichtschein einer Laterne aus dem feuchten Grabe. Sie haben den Deckel gesprengt, beiseite geschoben und beugen sich wolfsgierig über die Gestalt im weißen Gewande. Grell bestrahlt das Licht der Laterne in der Hand des Einen das entgeisterte Antlitz der Frau im Sarge, dieweil der Zweite rasch die gefaltenen Hände löst, die ringgeschmückten.

Da zuckte plötzlich die Gestalt in der Lade; die weißen, schmalen Finger regten sich: schreckensbleich jagten die Räuber davon, den Sarg offen lassend, die Werkzeuge vergessend.

Ein klagender Seufzer entstieg der Gruft. Einige Minuten später erhob sich mühsam die Lebendigbegrabene. Weitoffnen Auges streifte sie ihre Umgebung und Entsetzen durchrieselte sie. Schaudernd blickt sie auf den Raum, den sie verlassen, auf die Stätte, die sie umgiebt. War es ein Traum, der sie folterte?

Sie ruft mit schwacher Stimme, niemand antwortet; nur das raschelnde Herbstlaub und die windbewegten Kronen der Kirchhofsbäume. Sonst Todesstille ringsum!

Jählings begriff sie ihre entsetzliche Lage: im todesähnlichen Zustand hatte man sie als Entschlafene bestattet. Ihr Herz drohte still zu stehen vor grausigem Entsetzen. Sie ergriff die zurückgelassene Laterne und wankte zwischen den Gräbern dem Ausgang zu, den die Räuber vergessen zu sperren.

Verlassen lagen die Straßen. Nur die Sterne erblickten die wankende Gestalt in dem schneeigen Gewand, die sich schemenhaft, oft sich lehnend minutenlang an die Häuser der Straßen, dem Neumarkt zu bewegte.

Schweigend grüßte das steingraue Patrizierhaus die wiedererstandene Herrin. Ein Fenster war noch erhellt. Das arme Weib drunten zuckte zusammen. Es war das Gemach, welches die ersten Umarmungen ihrer Liebe gesehen, das Gemach, worin sie gelitten unter dem Hauch der fürchterlichen Krankheit, woraus man sie als Tote hinweggetragen, damit sie aufwache in todesfeuchter Gruft. Vielleicht weilte ihr trauernder

Gemahl zur Stunde in dem erinnerungsheiligen Gemach, durchmaß es mit ruheloſen Schritten, um dann endlich, überwältigt von des Grames Größe, in des Lagers unberührten Kiſſen ſein Haupt zu vergraben, auf den Lippen den Namen ſeiner geliebten Richmodis!

Die Frau im Sterbekleide ſeufzte. Sie pochte an die Thüre ſo ſtark als ihre erlöſchende Kraft es erlaubte. Ein alter Diener ſteckte nach einer Weile den Kopf hinter den Schieber der Eichenthür und bemerkte mit Entſetzen im Dämmerſchein das geſpenſtiſche Weſen draußen.

Richmodis nannte ihn beim Namen und hieß ihn, ihr zu öffnen. Beim Klang dieſer Stimme fuhr der Alte zurück. Schreckensbleich rannte er die Stiegen hinauf, ſtürzte ins Gemach und ſtammelte:

„Herr, die Toten ſtehen auf! draußen ſteht unſere gute Frau vor dem Hauſe und will eintreten.“

Aber der Ratsherr ſchüttelte das Haupt in tiefem Leid.

„Richmodis, mein geliebtes Weib, iſt tot und kehrt nie wieder. Nimmer kommt ſie zurück,“ wiederholte er voll unnennbaren Wehs, „eher

vermeine ich, daß die Schimmel aus dem Stalle den Söller hinaufsteigen ins Turmgemach.“

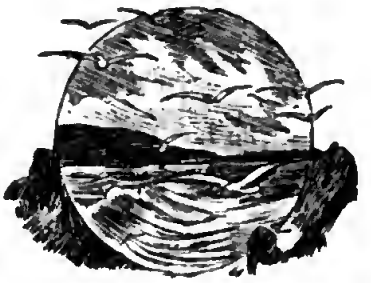
Da dröhnte plötzlich donnernder Hufschlag auf dem Innenhof, auf den steinernen Stiegen. Hinausstürzend sah der Herr von Aducht seine beiden Schimmel die Treppen hinaufpoltern.

Einen Augenblick später schauten über das Fenstersims zwei wiehernde Rosse in die Sternennacht, unten aber vor dem alten Patrizierhause hielt ein Mann lachend und weinend sein geliebtes Weib in den Armen, das ihm das Grab zurückgegeben.

Noch viele Jahre lebte Frau Richmodis an der Seite ihres Gemahls. Ein Kranz lieblicher Kinder krönte den glücklichen Bund. Tiefsinnige Frömmigkeit verklärte das Leben der stillen Hausfrau, die niemand mehr hat lächeln gesehen seit jenem Tage. Ein kunstvolles Meßgewand hat sie gestickt für die Kirche zu den heiligen Aposteln und Herr Mengis von der Aducht hat das Geschehnis auf dem Friedhof in der Apostelkirche, in einer Chornische malen lassen zum dauernden Gedächtnis. Die Malerei ist heute verblaßt.

Wenn du heute, mein Leser, nach Köln kommst und seinen Dom und seine Kirchen bewunderst,

dann gehe auch auf den Neumarkt, und aus dem Dachfenſter eines altertümlichen Hauſes werden dich zwei holzgeſchnittene Pferdeköpfe grüßen, ein Erinnerungszeichen jener denkwürdigen Geſchichte der Richmodis von Aducht.



Der Dombaumeiſter von Köln.

I.

Zu Köllen war es, am Vorabende des Feſtes der Himmelfahrt unſeres Herrn. Vor dem gewaltigen Erzbiſchofe Konrad von Hochſtaden ſtand ein ſchlichter Baumeiſter und bot ihm den Plan einer Kirche an, mit ſtolzen Worten ſich vermeſſend, ſie werde eine der ſchönſten Kirchen der Welt. Jener Mann war Meiſter Gerhard von Ryle. Mächtig ſtaunte der Kirchenfürſt über die Großartigkeit des Grundriſſes; dem kühnen Baumeiſter gebot er ſeine Ausführung.

Bald hob ſich auf dem weiten Platz, wo ſchon einmal unter des erſten Frankenkönigs Majeſtät ein Dom geſtanden (ihn hatte Hildebold, der Erzbiſchof, erbauen laſſen, und die wilden Normannen hatten ihn zerſtört) ſchlankes Mauerwerk. Gigantiſche Säulen mit kühnen Wölbungen vereinigten ſich zu einem ſtolzen Gotteshauſe.

Männiglich bewunderte den ſchlichten Baumeiſter, deſſen ſchöpferiſcher Geiſt tauſend Hände bewegte, und Meiſter Gerhards Name ward lobend genannt in deutſchen und welſchen Landen. Der

Chor war bereits vollendet. Aus allen umliegenden Orten, gar aus weiter Ferne, wallten fromme Pilger zum Kölner Dome, um vor den Gebeinen der heiligen drei Könige zu beten, die im Chore ruhten. Gläubiger Christen Lobgesänge durchbrausten die unvollendeten Hallen.

Der aber, so am meisten Anlaß hatte, sich zu freuen, that es nicht. In seiner Brust, anfangs freudegeschwellt, nisteten trübe Gedanken. Ihm, dem Meister und Schöpfer des Ganzen, raunte unaufhörlich graue Sorge, die Tochter beständigen Grübelns, ins Ohr, ob wohl seine Tage hinreichten, den stolzen Bau zu vollenden? Ob nicht eines Tages der Tod mitleidlos ihn hindere, den größten Triumph zu feiern seines Lebens?

Sein junges Weib sah mit Kummer die Veränderung. Vergebens versuchte sie, die Falten zu vertreiben von seiner Stirne.

Je mehr und tiefer die dunklen Ahnungen in seinem Herzen wuchsen, das sie selber gepflanzt, um so mehr ließ Meister Gerhard den Bau des Domes beeilen. Vier Jahre waren verflossen. Man zählte zwölfhundertzweiundfünfzig. Schon ragte der Turm der Nordseite stolz in die Lüfte. Eifriger denn je wandelte der Baumeister von Gerüst zu Gerüst.

Eben ſtand er auf dem Domkrahnen. Rieſige Trachytblöcke, aus der Kluft des Drachenfelſen gebrochen, wanden die Steinmetzen zur Höhe. Voll Befriedigung ſchaut der Meiſter zu, ſtolze Freude blitzt es aus ſeinen Augen. Da ſteht plötzlich ein Fremdling ihm zur Seite, deſſen Kommen er nicht erſchaute. Ein Scharlachmantel umhüllt die hochgewachſene Geſtalt, eine Goldkette ſtrahlt auf ſeiner Bruſt und keck flattert die Hahnenfeder von ſeinem Samtbarett. Er bot dem Meiſter den Gruß der Steinmetzen. Ein Meiſter der Baukunſt ſei er ſelber in Perſon, ein Haus habe er vor vielen Jahren erbaut — hier funkelten ſeltſam ſeine ſchillernden Augen unter ſpärlichen Brauen — daran der Zahn der Zeit vergeblich nage, Könige und Kaiſer hätten es geſchaut, reiche Herren und mächtige Prälaten.

Stumm maß der Meiſter den hochfahrenden Sprecher. Doch jener hub an, höchlich zu loben des Dombaumeiſters rieſenhaftes Werk.

„Aber däucht es Euch nicht verwegenes Thun eines armen Sterblichen, ein ſolches Werk zu beginnen?“ fragt er plötzlich, ſchier rauhen Tones, „der erſte Stein hätte Euch ſagen ſollen, daß ein Anderer erntet, was Ihr geſäet.“

Wer möchte es mir verwehren, zu vollenden, was ich begann?“ fragt der Meiſter, den leiſe Scheu ergreift ob der Antwort.

„Das Leben — oder nennt es Tod!“ antwortet mit ſchneidendem Hohn der Andere. Dann ſpöttiſch: „Dem Willen eines Wurmes gebietet ihr armen Menſchen nicht, und ſchon von Eurem erſten Atemzug an bedroht euch euer grimmigſter Feind und ſicherer Beſieger, der Tod.“

„Ich aber beendige, was ich begann!“ ruft trutzig der Meiſter. „Ich mache meine Wette, ſelbſt mit dem Böſen.“

„Hola!“ lacht ingrimmig der Fremdling. „Solch Vermeſſenem biete ich gerne eine Wette: eher vermeſſ' ich mich, ein Bächlein zu leiten von Trier nach Köln, wohl an fünfzig Stunden weit, und Enten ſollen drin ſchwimmen, bevor Ihr Euren Dom beendet.“

„Es ſei!“ ſpricht finſter Meiſter Gerhard und ſchlägt verblendet in des Fremdlings dargereichte Rechte. Fiſchkalt war ſie und ein Fröſteln durchlief ihn.

Da ſchlug jener eine Lache an, höhniſch gellend.

„Preis der Wette deine Seele!“

Entgeistert starrt der Meister. Schon aber hat der Andere den feuerfarbenen Mantel geöffnet.

„Auf Wiedersehen, Vermessener!“ Ein Sturmwind erhebt sich und entführt ihn heulend.

II.

Finsterer wurden seit diesem Tage die Wolken auf der Stirn des Meisters. Ruhelos irrte er auf den Gerüsten, rastlos betrieb er seine Arbeit. Je mehr er ihre Ausdehnung maß, um so dräuender ward in ihm die Besorgnis: nie werde er sie vollenden. Schon das Frührot fand ihn unter den Gesellen und noch abends wonderte er herum, lobte die Fleißigen, tadelte die Trägen. Manchmal auch schaute er hinaus in die Richtung von Trier, ob nichts Ungewöhnliches sich zeige. Mit hoffnungsvollem Staunen gewahrte er, daß sein Widerpart gar nicht bemüht schien, die Wette zu gewinnen. Nichts kündete an, daß große Arbeiten im Trierer Lande unternommen seien.

Schon wandelte ihn Hoffnung an. Wenn er nicht gewinne, also tröstete sich Meister Gerhard, werde er zum wenigsten nicht verlieren.

Eines Tages stand er auf der Spitze des vollendeten Turmes. Da legte sich eine Hand

auf seine Schulter. Er wandte sich zitternd um. Hinter ihm stand der unheimliche Baumeister. War es der Böse oder nur ein teuflischer Magister der schwarzen Kunst?

„Wohlan, Meister Gerhard! Wie steht Euer Werk? Ich sehe, daß es rüstig fortschreitet. Glücklicherweise habe ich meine Arbeit bald vollendet, sonst liefe ich große Gefahr, meine Wette zu verlieren."

„Ich habe mir es kaum gedacht," spöttelt der Meister, „um Euren Kanal zu graben, bewegt ihr nicht allzuviel Erde."

„Wißt, lieber Vetter! ich selbst gelte mir mehr als hundert Arbeiter zusammen, und, wie gesagt, mein Werk ist nahezu fertig." Gereizt sprachs der Mann im feuerfarbenen Mantel.

„Wirklich?" Meister Gerhard erblich. „Ich möchte wissen, mit welcher Höllenkunst Ihr das zuwege gebracht."

„Wie Ihr wollt, Vetter! Ihr habt mir nur zu folgen." Er ergreift den Meister bei der Hand, nimmt ihm den Sinn und führt ihn durch die Lüfte. Nach wenigen Minuten berührten sie die Erde. Der Meister, den es grusselt, erkennt

das Trierer Land. Zu seinen Füßen entspringt eine Quelle und fließt in eine Felsöffnung.

„Komm, Alter!“ lacht der Böse und sich niederbeugend, verschwindet er unter dem Felsen. Verstört folgt ihm Meister Gerhard. Er findet sich in einer Felsgrotte. Das Wasser der Quelle rann plätschernd in einen Kanal, dessen Anfang er erblickte.

„Sieh, daß ich nicht log und meine Zeit nicht versäumte, triumphiert der Böse. Wenn Du willst, folgen wir dem Bächlein und du selber magst urteilen über das, was ich geleistet.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als eine geheimnisvolle Kraft den Meister ergriff und ihn mit Blitzesschnelle vorwärts bewegte. Der Böse voran. Bleich vor Entsetzen schaute der Meister das Werk. Kein Zweifel blieb, er hatte die Wette verloren. Dumpfe Verzweiflung packte ihn. Aber seltsam! Schon nach kurzer Zeit nahm sein verstörtes Antlitz wieder einen ruhigen Zug an, ja, es schien, als schleiche ein unterdrücktes Lächeln heimlich über sein Antlitz.

Der Ausgang war erreicht; durch dieselbe magische Kraft, die ihn fortgetragen, fühlte sich Meister Gerhard auf die Erde zurückversetzt.

„Dies war die Hälfte meines Werkes“, und ein grinsendes Lächeln umzuckte des Bösen Lippen. „Nun laß uns die Enten schauen, die versprochenen, lieber Gevatter!“

Dreimal schlug er in die Hände und gebot Gerhard, acht zu geben. Dieser, schier belustigt, lauschte aufmerksam. Minuten vergingen. Leer blieb des Bächleins Ausgang. Kein Entengeschnatter ward hörbar.

Abermals klopfte der Böse in die Hände, stärker als das erste mal. Wiederum harrte er vergeblich des Erfolges.

Spöttisch lächelte der Dombaumeister.

Einen höllischen Schrei gellte der andere und verschwand, dieweil Meister Gerhard murmelte:

„Niemals wird er seine Wette gewinnen. Den Grund weiß ich, Gerhard von Ryle.“

III.

Aber eine dumpfe Schwermut hatte den Dombaumeister seit dem letzten Abenteuer erfaßt, trotz alledem. Noch häufiger denn vorher sah man ihn auf den Gerüsten und Leitern. Ganze Stunden verbrachte er in trübem Sinnen. Nun er seinen Widerpart erkannt, mit dem er sich vermessen, zu ringen — wer könnte es anders

ſein, als der leibhaftige Gottſeibeiuns — war er ſich der fürchterlichen Gefahr bewußt, darinnen er ſchwebte und ſeine unſterbliche Seele.

Manchmal, nach langen Minuten bangen Grübelns, überflog ein Lächeln ſeine Züge. Er atmete tief auf und murmelte, ſich ſelber Mut einflößend:

„Er wird niemals ſeine Wette gewinnen, ich weiß warum!“

Tief beklommen zeigte ſich ſein jugendliches Eheweib über des Meiſters ſeltſames Gebaren. Ihr behagte nicht ſeine Verſchloſſenheit. Vergebens verſuchte ihr koſendes Lippenpaar, dem ſchweigſamen Munde des grübleriſchen Eheherrn das Geheimnis abzuſchmeicheln, das ſeine Zunge hütete. Nicht ungern empfingen des Meiſters Lippen den reichen Schatz liebender Zärtlichkeit, aber zu allen Bitten und Beteurungen des neugiergeſtachelten Gemahls lächelten ſie nur bitterſüß und ſprachen über das Geheimnis ſo viel wie die Auſtern von ihrer Schale.

Da trat eines Tages ein fahrender Magiſter in das Haus des Meiſters, als jener juſt draußen am Dombau weilte. Ein Scharlachmantel umhüllte die hochgewachſene Geſtalt und keck flatterte

die Hahnenfeder vom ſchwarzen Samtbarett. Höchlich artig benahm ſich der Fremde und gefällig waren ſein Weſen wie ſeine Worte. Den Meiſter wollte er beſuchen, und da er ihn nicht zuhauſe antraf, pflog er unterhaltende Rede mit ſeiner jungen Hausfrau. Minder ſtockend floſſen gar bald die Worte des züchtig-verſchämten Weibes. Warmen Blick und warmes Herz fand ſie bei dem fremden Magiſter: warme Teilnahme ſchenkte er der Verlaſſenen und zum Danke vertraute ſie ihm unter vielen Seufzern und Klagen, wie ein Stein des Ärgerniſſes zwiſchen ſie und ihren Ehegemahl gelegt, ſintemal er ein Geheimnis behüte, das ihm vielen Kummer bereite.

Merklich hoben ſich die Brauen, unmerklich ſpitzten ſich die Ohren des troſtſpendenden Magiſters.

„Wie jedes Seins Traktierung Kenntnis des elementaren Grundſtoffes erheiſcht, ſo iſt Eurem Gemahl nur dann zu helfen, wenn man ſein Geheimnis kennt“, dozierte gewichtig der Magiſter. „Verſuchet, ſchöne Frau, durch Eurer Lippen Beredſamkeit und Eurer Reize Süße, in lauſchiger Minneſtunde Herz und Vertrauen des Meiſters zu gewinnen, auf daß ſein Mund verrate, was ſein Herz verbirgt, dann kann ich Euch helfen und der Frauen glücklichſte werdet Ihr.“

Das Weib that nach Geheiß, aber ohnmächtig ab prallten die Pfeile der Verführerin an dem eisernen Schweigen des Mannes. Drei Tage nach seinem ersten Besuch erschien der Magister aufs neue.

„Weil Ihr keinen Erfolg hattet, o unwürdige Tochter Evas, habe ich noch ein zweites Mittel. Doch Bedenken hege ich, daß Ihr es verschmäht."

Heftig quälte jene die Neugier. Inständig bat sie den gelehrten Magister, sich zu erklären.

„Wohlan ich spreche," ruft dieser feierlich. „Mitleid heischt das Weib, zwiefach Mitleid Ihr. Ein wunderbares Kräutlein weiß ich. Daraus brauet einen Trank für Euren Eheherrn. Er wird in der Nacht träumen; sein Traum wird ihn verraten, und Ihr wißt das Geheimnis."

Dankend nahm sie die Gabe aus des fremden Magisters Hand. Am Abend bereitete sie das Tränklein und reichte es ihrem Gemahl. Meister Gerhard sank aus den Umarmungen seiner zärtlichen Hausfrau in einen tiefen Schlaf. Unruhig ward bald der Schläfer. Seinem Mund entfuhren unverständliche Worte. Ängstlich lauschte sein wachendes Weib. Der Scharfsinn ihres Geschlechtes verband des Träumens Lallen zu

verständlicher Rede und bald wußte sie um die grauenvolle Wette, die Meister Gerhard mit dem Bösen in eigener Person zu schließen sich vermaß.

„Er wird niemals seine Wette gewinnen," lallte der Schläfer, „ich habe das Geheimnis."

„Und was mag es sein?" fragte sich herzklopfend eine aus dem Geschlecht jener, der einst der Böse den Apfel gab.

„Er kann machen, was er will," fuhr der Meister fort. „Niemals wird eine Ente aus dem unterirdischen Kanal herausschwimmen, wenn er nicht von Viertelstunde zu Viertelstunde Luftlöcher darinnen anbringt. Aber der Böse wird niemals auf diesen Gedanken kommen."

Am andern Morgen erschien mit dem Frührot — kaum hatte der Meister sein Haus verlassen, der fahrende Magister. Treulich berichtete ihm das Weib, was sie gehört.

Da stieß der Mann im feuerfarbenen Mantel eine triumphierende Lache aus und verschwand. Bleich und ehrfurchtsvoll stand des Meisters geschwätziges Weib.

IV.

Meiſter Gerhard ſtand hoch auf dem Domkrahnen. Dunkle Wetterwolken nahten vom Rheine her. Der Meiſter trieb die Werkleute zu ſchneller Arbeit an. Schwül war die Luft. Da legte ſich eine Hand ſchwer auf ſeine Schulter. Aufgeſchreckt aus wohligen Zukunftsträumen wendete er ſich um und ſein Antlitz ward erdfahl. Hinter ihm ſtand im Scharlachgewand, das ſchwarze Sammtbarett geſchmückt mit der wallenden Hahnenfeder, der Böſe. Sein Angeſicht triumphierte. Schweigend zeigte er nach unten: am Fuß des Domes zeigte ſich ein Bächlein, ſchnatternd ſchwamm eine Ente auf ſeinem Waſſer. Ihr folgten etliche.

Da packte verzweifelnde Wut des Meiſters Herz: verloren Wette und Seele. Grinſend ſteht der Böſe und öffnet die gekrallten Hände.

„Nimmer ſollſt Du mich lebend haben!“ gellt Meiſter Gerhard und ſtürzt ſich in die Tiefe.

Brüllender Donner bedeckt ſeinen Todesſchrei. Grimmig wütet das Wetter. Der lichtumlohte Himmel däucht ein Flammenmeer. Die Feuer-

glocke wimmert vom Turm: des Dombaumeisters Haus hatte der Blitz gezündet.

Die Flammen vernichteten des genialen Meisters Plan, und Jahrhunderte lang stockte des Riesendomes Vollendung. Das Werk trauerte um seinen Erbauer, verödet standen die Hallen, unvollendet die gewaltigen Türme. Nachts schwebte um sie klagend Meister Gerhards Geist, also erzählen sich die Bewohner von Köln. Grollend klagte er die spätern Geschlechter an, daß ihre Lauheit das Riesenwerk unvollendet lasse, das früherer Zeiten schöpferische Kraft verkünde. Ungehört verhallt des Schemens verzweifelnde Klage. Geschlechter gingen, neue kamen — und endlich ward zur That, was Kleingläubige nie geglaubt. Vollendet stand der Dom in königsstolzer Größe, das erhabenste Gotteshaus in deutschen Landen.

Seitdem erschien Meister Gerhard nie wieder. An der Stelle, wo er hinabstürzte unter des Höllenfürsten Fluch, ist sein Steinbild errichtet zu ewigem Gedächtnis.

Die Heinzelmännchen.

Das war noch in der guten, alten Zeit, die wir Jüngern ſo oft ſeufzend im Munde führen, allwo noch gutmütige Zwerge den Menſchen erſchienen ſind und ſie beglückt haben. In Schluchten und Höhlen hatten ſie zumeiſt ihre palaſtartigen Wohnungen aufgeſchlagen und hüteten dort unermeßliche Metallſchätze der Erde, wie auch andere Schätze, ſind auch wohl als Bergleute und vortreffliche Metallarbeiter thätig geweſen, als welch letztere ſie herrliche Kleinodien und Waffen, ſo den Schatz der Nibelungen verfertigten. Dort lebten ſie, von Königen beherrſcht, Freunde der Finſternis, die ſie nicht meiden durften, wollten ſie nicht an der Sonne zu Stein werden. Mit der Zeit aber durften ſie ungeſtraft an die Oberfläche der Erde, wohin ſie durch Zwergen- oder Quarzenlöcher gelangten und den Menſchen ſcheu auswichen. Wo ſie früher zum Nutzen und Segen der Bevölkerung geſchaltet und gewaltet haben, hat ſie nun die fortſchreitende Kultur vertrieben.

Niemand von uns hat je ſo ein Zwerglein geſehen: ihre Größe war verſchieden und wechſelte von der Größe eines Daumens, einer Spanne bis zu der eines vierjährigen Kindes. Alle kennzeichnete ein verhältnismäßig ſehr großer Kopf, den Körper verunſtaltete häufig ein Höcker, doch ſahen ſie in ihrer Bergmannstracht und den Zipfelkappen recht poſſierlich aus. Heinzchen nannten ſie wohl die Leute, auch Heinzelmännchen.

In jener guten, alten Zeit alſo gab's auch in der heiligen Stadt Köln ſolche Heinzelmännchen und die biedern Kölner wußten gar Erbauliches von ihnen zu berichten. Gevatter Zimmerer und andere hatten dazumal gar mehr Feiertage als im Kalender ſtehen. Legten ſich die Zimmerleute auf die lange Bank, ſo kamen derweil die flinken Männlein und meißelten, ſägten und hämmerten nach Herzensluſt und — ſo berichtet der poetiſche Chroniſt, dem wir hier folgen — eh' ſich's der Zimmermann verſah, ſtand das ganze Haus ſchon fertig da.

Ebenſo ging es beim Bäckermeiſter zu. Während die Burſchen ſchliefen, ächzten die Männchen mit den ſchweren Säcken daher, kneteten, wogen, hoben und ſchoben und noch ehe der Bäckerjungen

Chor erwacht, war das frische Morgenbrot schon fertig. Dem Fleischer widerfuhr dieselbe erfreuliche Heimsuchung: die nächtlichen Helfer hackten, mengten und mischten und wenn der Gesell die verschlafenen Augen rieb, hingen im Laden bereits die dampfenden Würste. Auch der Küfer erfreute sich des verschwiegenen Besuches der fleißigen Zwerge und selbst Meister Zwirn — wie ein Märchen klingt es — wurde von ihrer Gunst beglückt. Einen Staatsrock hatte ihm das würdige Stadtoberhaupt in Auftrag gegeben und emsig führte des Meisters Hand die Nadel. Doch ihm erging's, wie es seither unzähligen Schneiderlein ergangen, die an heißem Sommertag in moslemischer Stellung die Nadel führen, er nickte ein. Und da regte es sich in dem Zimmer und auf den Tisch schlüpften die Männchen und nähten und paßten und strichen mit kundiger Hand. Als der Meister erwachte, war des Bürgermeisters Rock fertig. Darob war jener baß erfreut und staunend stand seine Hausfrau und fand der Worte nicht genug. Ein jugendliches Weib ist sie gewesen, das der Fürwitz oft schon geplagt hat im Leben. Jetzt saß er ihr wieder im Nacken und raunte ihr loses Zeug ins Weiber-

ohr und in ihren Augen hat ein Schelmengedanke aufgeblitzt.

Am Abend, als der Meister bereits schlief, erhob sich sachte sein Ehegespons und streute Erbsen ins Zimmer, allwo auf dem Tisch ein halbvollendetes Wams lag. Stellte sich dann mit einem Lichtlein, das sie unter der Schürze hielt, hinter die Thür und lauschte. Bald schon ward es auf der Stiege lebendig, zuerst ein trippelnder Schritt, dann ein Hinschlagen, ein Ausgleiten, ein Fallen und Kollern, dazwischen Lärmen, Schreien und Verwünschungen. Hurtig ist des Schneiders boshaftes Weib hinuntergesprungen mit dem Licht, aber schon waren sie verschwunden.

Seitdem sind die Heinzelmännchen niemals mehr in Köln gesehen worden und auch anderwärts hat man von ihnen nichts gehört.

Jan und Griet.

Je Köllen em ahle Kümpcheshoff,
Wonnt ens ene Boorschmann.
Dä hatt en Mähd, de nannt sich Griet,
Ne Knäch, dä nannt sich Jan.

Also hebt es an, das bekannte niederrheinische Volkslied von Jan von Werth, der ein berühmter Reiter-General der Kaiserlichen gewesen ist, als Schwed und Franzos sich in die Zeche deutscher Uneinigkeit teilten. Daß aber der große Jan von Werth eines Kölner Bauern Knecht gewesen und nur seinem Unglück in der Liebe sein Glück im Lebensspiel verdankt, das weiß man nur in und bei der heiligen Stadt am Rhein.

Jan war ein fleißiger Gutsknecht, eine treue Seele und auch kein übler Bursch. Mancher Dirne wäre der Jan als Freier gar nicht unwillkommen gewesen, aber des braven Jan verliebtes Herz lag seit langem in dem Banne der hübschen Griet, einer dienstbeflissenen Maid des Kümpchenshofes. Nicht allzulange glühte Jans

Liebe im Verborgenen. Eines Tages trat er vor die Angebetete hin, gestand ihr unter vielem Schluchzen, daß er sie herzlich gern habe, daß er willig für sie zweimal so viel schaffen wolle, wie für den Bauern, und nachdem der Biedere noch viel geredet, was er lange bei sich getragen, bat er die schmucke Griet, ob sie nicht sein Weib werden wolle.

Da stemmte die übermütige Dirne die runden Arme in die Seite, warf den hübschen Kopf zurück und ihre Schelmenaugen maßen den braven Freiersmann. Dann schüttelte die Griet bedauernd das blonde Haupt und ein Lächeln, schier spöttisch, zuckte um ihren frischen roten Mund.

„Du bist ein Knecht, Jan, und wirst es, glaub' ich, bleiben Dein Lebtag. Du kannst nichts dafür, ich aber möchte gern einen reichen Halfen haben mit Kühen, Ochsen und Pferden."

Da stieg dem treuen Jan eine Blutwelle ins Gesicht; aber er beherrschte sich, denn er hatte sie herzlich gern, die da so herzlos redete.

„Wie du willst!" sagte er traurig und wandte der stolzen Dirne den Rücken. Hat von der Stunde an kein Wort mehr zu ihr gesprochen außer den Gruß. Die übrigen Knechte und

Mägde aber lispelten untereinander, daß die hochfahrende Griet dem Jan einen Korb gegeben, und manch spöttisches Lächeln traf den verunglückten Freier, mehr von den Männern als von den Weibern. Da hat's den Jan nimmer gehalten auf dem Kümpchenshof und so ist er eines Tages fortgegangen, hat Handgeld genommen und ist Soldat geworden.

Ein grimmer Krieg war's, den dazumal der Kaiser gegen die Reichsfeinde focht und an tapfern Soldaten war Mangel. Ein kühner Krieger mochte es da wohl zu etwas bringen und Jan von Werth war einer von denen. Der ehemalige Knecht vom Kümpchenshof brachte es bald seiner Unerschrockenheit und Tapferkeit wegen zum Korporal, und als er in einer Schwedenschlacht abermals durch seinen glänzenden Mut die Entscheidung herbeiführte, ward ihm ein ganzes Regiment anvertraut. Endlich gar stieg der Regiments-Hauptmann zum Reitergeneral und der Name des großen Jan von Werth ward mit einem Schlage berühmt, als er die gefürchteten Franzosen in einem Reitertreffen bei Tuttlingen auf's Haupt schlug.

Auch von einer zartern Seite versöhnte ihn das Glück: dem berühmten General Jan von

Werth reichte ein liebreizendes, adeliges Fräulein die Hand zum Ehebunde.

Jener aber, die den armen Bauersknecht Jan vor Jahren verschmäht hatte, war das Glück wenig hold gewesen. Die hübsche Griet wartete Mond um Mond und Jahr um Jahr auf den reichen Halfen mit Kühen und Ochs und Pferd, aber der erträumte Freier kam nicht, maßen schon dazumal bei dem nüchternen Bauernvolk rote Dukaten mehr Wert hatten, als rote Wangen, und blitzende Thaler mehr Reiz, denn blitzende Augen. Aber die blitzenden Augen und roten Wangen werden nicht alt, und es kamen Tage, allwo die alternde Griet gerne einem Knecht wie weiland dem Jan als Ehegespons gefolgt wäre, leider kam keiner. Und so hat denn die alte Griet, nachdem die roten Wangen und blitzenden Augen längst vergangen, wehmütig alle Hoffnungen eingesargt. Hat dann am Severinsthor einen Apfelkram aufgeschlagen und sich kümmerlich durchgeschleppt ihre alten Tage.

Da ist eines Tages im Severinsviertel eine mächtige Bewegung entstanden unter den Leuten. Neugiervoll strömten die braven Kölner herzu, um einen der Ihren zu sehen, der heute durch

das Severinsthor einziehen ſollte mit ſeinem ſiegreichen Heerhaufen. Und der hatte es vom Bauersknecht zum Reitergeneral gebracht. Da kam er bereits, hoch auf reichgezäumtem Roß, geſchmückt mit goldſtrotzendem Generalskleid, auf dem kühnen Kopf den breitkrempigen Hut mit der wallenden Feder: der große Jan von Werth! Hinter ihm ein Troß prächtiger Reiter.

Und das Stadtſoldatenkorps, die Funken, wirbelten die Trommeln, die Kölner ſchrieen ihrem Landsmann Vivat zu; das hutzelige Weiblein aber, ſo am Apfelkram ſaß und Kaſtanien briet, ſchaut mit einem merkwürdigen Ausdruck zu dem ſtolzen Reitergeneral auf. Da hält dieſer dicht vor ihrem Kram das Pferd an, ſchaut ihr ins Geſicht und ſpricht ſtill lächelnd: „Griet, wer das gedacht hätt'!“

Da zuckt es in dem runzeligen Geſicht auf und ſeufzend raunt die alte Griet: „Ja Jan, wer das gewußt hätt'!“

Und der große Jan ritt in das heilige Köllen. Die Stadtſoldaten wirbelten die Trommeln und die Kölner ſchrieen ihrem Landsmann Vivat zu.

* * *

Ein prächtiges Denkmal haben ihm die Kölner geſetzt in ſeiner Vaterſtadt, und den niederrheiniſchen Mägdlein iſt ſie wohl bekannt, die Geſchichte von Jan und Griet, und manche Maid da unten im Bann der alten Stadt Köln ſoll durch ſie bewogen worden ſein, nicht gar ſo hartherzig zu verfahren mit ihrem Freiersmann, ſintemal man nicht wiſſen kann, ob in ihm ein künftiger Reitergeneral ſteckt, wie in dem großen Jan von Werth. Vielleicht geht auch manch anderm roſigen Jungfräulein, deſſen Wiege nicht am Rhein ſteht, die Geſchichte zu Herzen und es gelobt, in der Liebe nicht allzu wähleriſch zu ſein, auf daß es nicht eines Tages mit der alten Griet zu ſeufzen hat: „Wer das gewußt hätt'!“

Bonn.

Die Hose des Herrn Erich.

Soll einst auf dem Klochterhofe zu Friesdorf bei Bonn ein vieledler Junker gelebt haben, der war bekannt im ganzen Bonner Gau als ein großer Trinker vor dem Herrn. Einst hatte Junker Erich mit vielem Eifer dem edlen Waidwerk obgelegen im Forst, der den Fuß des benachbarten Godesberges umzog. Der Tag war heiß, das Jagen wenig erfolgreich, um so mehr mühsam wegen des mächtigen Durstes, der den Jäger plagte. Das Abendrot spiegelte sich im Rhein, als Herr Erich mißmutig die Büchse umschnallte und mit der Beute, einem feisten Häslein, heimtrottete.

Ein Wirtshaus stand dazumal am Saum des Godesberger Forstes (heute stehen viele da), dort hielt der Junker vom Klochterhofe Einkehr, gab der Wirtin den Hasen und labte die durstige Kehle mit perlendem Landwein. Besser denn heute muß damals der Rebensaft gewesen sein, den die Sonne reifen ließ auf der Friesdorfer

und Godesberger Höhe. Das ſaftige Wildpret, von der Wirtin kundiger Hand zugerichtet, behagte dem Junker ſehr, und mehr noch das edle Naß von des Schenkwirts rühriger Hand kredenzt. Manchen Schoppen goß der durſtige Junker vom Klochterhofe die Kehle hinunter, manchen Kreideſtrich zeichnete der Wirt an den Thürpfoſten.

Herrn Erich mahnte die Nacht zum Aufbruch. Angenehm war das Sitzen geweſen, ſchwer wurde das Aufſtehen, mühſam das Gehen; ein ernſtes Geſicht machte der Wirt, ſo als grober Kumpan verſchrieen war: „Zwölf Humpen! Denkt auch an's Zahlen, Herr Zecher!“

Da lallte des Junkers ſchwere Zunge ein ewig-altes Lied, das ſchon der graue Pumpus von Peruſia geſungen haben ſoll.

„Bezahlen geht heute nicht, maßen ich nicht mit Hellern die Büchſe lade.“

Den groben Wirt verdroß des Zechers luſtige Antwort. Er machte ein grimmiges Geſicht.

„Habt Ihr keinen Heller mehr, ſo bleibt mir Euer Beinkleid zum Pfande. Kommt morgen wieder, Herr Zecher, und löſt Euch Hoſe und Schande wieder ein“. . . .

Zum Klochterhofe bei Friesdorf wallte un-

ſicheren Schrittes ein beladener Zecher. Ihm war teils ſchwül, teils kühl. Er ſchritt als wie im Nebel und die Tannen des Forſtes raunten ſich eine ſeltſame Mär zu; einige wiſperten ſehr beluſtigt, andere ergraute Fichten ſchüttelten bedenklich die Wipfel; desgleichen etliche jungfräuliche Birken, die errötend der Nacht dankten, daß ſie den Blumen im Waldgrund die Äuglein geſchloſſen . . .

Ob der Junker vom Klochterhofe eingelöſt hat, was er verpfändete? Die Sage ſchweigt darüber. Kundige Thebaner wollen es verneinen.

Am Saum des Godesberger Forſtes ſtand lange Zeit ein Wirtshaus, zum Junkerhofe benamſet; frommer Väter loſe Enkel tauften's zur Junkerhofe und erzählten ſich beim perlenden Landwein, den die Sonne reift auf den Friesdorfer und Godesberger Höhen, die Geſchichte von den Hoſen des Herrn Erich.

Die Caſſiushunde.

Hoch ragt empor über das Häuſermeer das alte Bonner Münſter. In grauer Zeit, als noch das Volk der Ubier in jener Gegend ſeine Wohnſitze hatte, ſtand hier ein Heidentempel. Berühmt war er in den Gauen des Rheines und zahlreiche Opfer brachten die Ubier an dem gewaltigen Opferſtein, der nach langen Jahren an jener Tempelſtätte ausgegraben ward und noch heute als ara Ubiorum zu Bonn aufbewahrt wird. Mancher Kriegsgefangene und Sklave mag an jenem Altar verblutet haben. Als dann Konſtantins Mutter, die heilige Helena, nach Bonn kam, da ſank der Götzentempel in Trümmer. Zertrümmern ließ die fromme Rächerin das Heiligtum der Heiden, fällen die Eichen des umliegenden Haines und ein neuer Tempel, dem heiligen Caſſius geweiht, erhob ſich auf dem Platze. Später wurde jene Kirche vergrößert, ein mächtiger Hauptturm mit ſchlanken Seitentürmen krönte ihre Halle, gewaltige Glocken hingen in den Stühlen und haben Jahrhunderte lang geläutet in guten und ſchlimmen Tagen.

Krieg und Frieden, Freud und Leid sahen sie unten vorüberschreiten. Als zweimal ein deutscher Kaiser, Friedrich, den sie den Schönen hießen und Karl, der Vater Böhmens, ins Münster einzog zur feierlichen Krönung, da haben die Münsterglocken eingestimmt in den Volksjubel, und wenn die Kölner Kurfürsten, die sich Bonn zum Aufenthalt erwählt, da unten das Hochamt sangen, da haben die Münsterglocken eingestimmt in das Tedeum, und als der Franzos in Bonn lag und die Brandenburger vor den Thoren, da haben die Münsterglocken gewimmert; denn der Turm stand in hellen Flammen.

So oft ein Gewitter heraufzog über die Bonner Gegend, haben die Münsterglocken mit ehernem Mund gewarnt die Leute drunten, und mächtig hat sich jedesmal des Donners Gebrüll mit ihrem metallenen Mahnruf vereinigt. Gar schauerlich aber ist's am Münster, wenn just um die zwölfte Stundenwende ein nächtliches Wetter heraufzieht. Dann erheben sich beim ersten Donnerschlage — so geht die Sage — von jener Stätte, wo einst ihr Tempel gestanden, die Götzendiener, die jahrhundertelang das Ubiervolk mit finsterem Wahn bethörten, und mit den Göttern im Bunde, die sie heraufbeschwören,

raſen ſie heulend um den grauen Bau, wo Caſſius der Römerheld ruht, deſſen Martertum Tauſende bekehrte. Sie ſchwefeln die Gewitterluft in verderblicher Wut und ballen die Wolken zuſammen und richten ihre Blitze nach dem Münſter hin, auf daß ihr Feuer es verzehre.

Aber der Heilige wacht über das Münſter. Laut tönt der Glocken Mahnruf durch die Wetternacht und in ihr Geläut miſchen ſich der Heidengeiſter gräßliche Verwünſchungen: „Weh uns, die Heiligen halten Wacht, die Caſſiushunde künden's. Weh uns, die Caſſiushunde bellen!“ Mit gellendem Wehruf ſtürzen ſie davon. Hinter ihnen rollt der Donner, die Glocken läuten und unverſehrt ragt des Münſters Rieſenturm in die Wetternacht, ob die züngelnden Feuerflammen ihn noch ſo gefahrdrohend umlodern.

Die neue Zeit, die leider mit ſo vielem aufhebt, hat auch die Caſſiushunde zum Schweigen gebracht. Nicht mehr mahnt der Wetterglocke eherner Mund in dräuender Gewitternacht; hoffen wir, daß trotzdem der Heilige droben die Stadt nicht vergeſſe, vor deren Mauern er einſtmals aus der thebaiſchen Legion hinüberſchritt in eine andere Legio fulminatrix, die noch heute beſteht und immer.

Die Römergeiſter.

Die alte Römerſtadt Bonn hat vor ihren Thoren einen berühmten Wallfahrtsberg, den ſie den Kreuzberg heißen. Schon ſeit uralten Zeiten ziehen fromme Waller nach jener Stätte, verehren die reliquienreiche heilige Stiege in der alten Kloſterkirche droben und beten in der Marterkapelle, wo zu Anfang des vierten Jahrhunderts die großen Heiligen der thebaiſchen Legion, Caſſius und ſeine Gefährten Florentius und Meluſius für den Kreuzesglauben den Todesſtreich empfingen. St. Caſſius und ſeine Genoſſen ſind große Beſchützer des Bonner Gaues und haben ſchon manchem frommen Gebet Erhörung verliehen, ſeit der Zeit, wo des großen Konſtantin heilige Mutter Helena auf dem Kreuzberge und auf dem Platz, wo heute das Münſter ſteht, ihnen ein Kirchlein bauen ließ zur Ehre.

Vor langer Zeit pilgerte ſo ein frommer Beter aus der Bonner Gegend hinauf zum Kreuzberg, um des heiligen Römerhelden Beiſtand anzurufen in leiblicher Not. Ein Bäuerlein aus Dransdorf iſt's geweſen, einſtmals Trajansdorf

geheißen, weil zur Römerzeit daſelbſt der Feldherr und ſpätere Kaiſer Trajan eine Villa bewohnt haben ſoll. Selbiges Bäuerlein war durch die magere Ernte in arge Bedrängnis geraten und war des feſten Glaubens, durch des heiligen Märtyrers Fürbitte ſo viel Geld zu erlangen, daß es fähig ſei, den ſchuldigen Pachtzins zu zahlen.

Hat auf dem Kreuzberg bei den Franziskanern reumütig gebeichtet, auch die heilige Stiege abgekniet, das getreue Abbild jener berühmten vorm Hauſe des Landpflegers, hat auch in der Marterkapelle dem heiligen Caſſius ein Lichtlein angeſteckt, das ihm ſeine Hausfrau mitgegeben zur Wallfahrt und iſt dann vertrauend heimgekehrt. Wie das Bäuerlein den Münſterplatz paſſierte, auf dem dazumal ſchon der graue Münſterbau geſtanden, da iſt er nochmals eingetreten und hat unſerm lieben Herrgott noch einen Sechſer in den Opferkaſten geworfen.

Iſt aber dann, weil es bereits dämmerte in dem hohen alten Münſter, und eine Kreuzberg-Wallfahrt gar nichts leichtes, in einer der hohen Bänke eingeſchlafen, bis ihn einer ſachte am Ärmel gezupft hat: der Sakriſtan mit dem

mächtigen Schlüſſelbunde. Der Bauer hat den Glöckner etwas blöde angeſchaut, hat auch ſehr verſchlafen in die dunkle Kirche geſtarrt, hat ſich dann aber aufgerafft, ein großes Kreuz geſchlagen und iſt hinausgetrottet.

Draußen in den Linden auf dem Münſterplatz ſaß der Nachtwind und raunte dem Bauern loſe Worte neckiſch ins Ohr. Der iſt ſchier mißmutig über den Münſterplatz geſchritten dem Sternthor zu, ſo hinaus nach Dransdorf führt. In dem einzigen Gäßlein, das vom Münſterplatz ausgeht und ins Sternthor mündet, iſt ſeit alters ein alter Römerturm geſtanden, ein Teil der mächtigen Stadtmauer, die vor achtzehnhundert Jahren die Soldaten des Druſus errichteten. Jener Turm deuchte dem Bauersmann ein leidliches Nachtquartier, das ihn keinen Heller koſte. Der langen Wallfahrt müde, legte er ſich in dem Gemäuer nieder, und ſchlief bald ſo ſelig wie vorhin in der Kirchenbank des Münſters. Ein ſchlüſſelraſſelnder Sakriſtan war hier nicht zu befürchten; dem Bäuerlein wars aber dennoch, als ob ihm jemand auf die Schulter klopfe. Schläfrig fuhr es empor und ſah vor ſich einen ſtattlichen Helden, der trug einen römiſchen

Soldatenhelm und ein Kriegerhemd. Neben ihm ſtanden zwei Gefährten in gleicher Tracht. Freundlich winkten ſie dem Manne, der aber vermeinte, das Angeſicht der dreie ſei ganz wie das des heiligen Caſſius und ſeiner Genoſſen auf dem Altarbild in der Marterkapelle. Hat aber nichts verlauten laſſen und iſt den dreien ehrfurchtsvoll gefolgt. Zum Sternthor ſind ſie geſchritten, ſchnurſtracks in den mächtigen Thorbau hinein, deſſen Wände ſo dick, wie daheim ſeine Stube lang. In einem hochgewölbten Gemach iſt ein Tiſch geſtanden, darauf funkelte es wie eitel Gold.

Das Bäuerlein hat ſeine Augen fauſtgroß aufgeriſſen und ſchon hat ihm der eine von den dreien die linke, der andere die rechte Taſche mit Goldſtücken angefüllt, dieweil der in der Mitte einen Pokal von dem Tiſche hob und ihn dem Manne freundlich reichte. Mit edlem Wein iſt er gefüllt geweſen und einen herzhaften rheiniſchen Schluck hat der Dransdorfer gethan. Obwohl er die Sprache der gütigen Herren nicht verſtand, deuchte es ihm doch, daß ſie lateiniſch ſprächen, juſt ſo, wie der Pfarrer daheim, wenn er die Meſſe las. Und beherzt hob er den Pokal und leerte ihn mit einem lauten „Vivat!“ Und in

dem Sternthorgewölbe hallte es wieder „Vivat.“ Die drei lächelten freundlich und antworteten: „Vivat, vivat!“

Dann war's dem Bäuerlein, als ob das Gewölbe ſich mehr und mehr mit Römerhelden füllte, die ihm freudig Vivat zuriefen, wie wenn ſie ſich freuten, auf nordiſcher Erde einen Laut ihrer Mutterſprache zu hören. Auch er that das Seine und begrüßte ſie laut mit fröhlichem Vivat. Auf einmal rüttelte es ihn; er erwachte und fand ſich liegend im Römerturm am Sternthor. Leid war es ihm, daß das Erlebte nur Traum geweſen, wie es ihm ſchien. Als er aber in die Taſchen griff, fand er dieſe vollgefüllt mit wirklichen Goldmünzen, welche ſämtlich ein ſeltſames Gepräge hatten.

Da hat das Dransdorfer Bäuerlein zu dem heiligen Caſſiusgraben ein freudiges Dankgebet geſchickt und ein kräftiges Vivat ins Frühlicht gerufen, ſo kräftig, daß der Wächter mit der Hellebarde und dem Stundenhorn, ſo am Sternthor geſtanden, den Bauern unſanft angeſtoßen. Ihm aber hat das Bäuerlein ſein kurzweiliges Erlebnis im Römerturm gebeichtet und ihm einen guten Morgentrunk angeboten beim Wirt am Sternenthor.

Des Bäuerleins Abenteuer iſt manchem bekannt geworden, und von ſelbiger Zeit an haben ſie das Gäßchen, ſo vom Münſterplatz ins Sternthor mündet, Vivatsgaſſe genannt, und ihm den Namen gelaſſen bis auf den heutigen Tag. Der Römerturm daſelbſt iſt geſtanden bis in die jüngſte Zeit hinein, bis er vor etlichen Jahren in einer ſtürmiſchen Winternacht unter donnerndem Gekrach zuſammenſtürzte. Dafür hat man den Weg, der längs der Vivatsgaſſe zum alten Sternthor läuft, den Caſſiusgraben getauft.

Das Hochkreuz bei Bonn.

I.

Auf der Landstraße zwischen Bonn und dem benachbarten Godesberg ragt links aus grünem Hain eine hohe Kreuzessäule empor: in der Umgegend bekannt unter dem Namen Hochkreuz. Freundlich grüßt der Stein aus dem schattigen Grün, wenn der Wanderer an lichtem Tage vorbei seine Straße zieht; am Abend dagegen macht das hohe Kreuz, wenn es plötzlich auf einsamer Landstraße vor den Blicken des Vorübergehenden auftaucht, einen ernsten, schier schauerlichen Eindruck, der noch bei dem verstärkt wird, dem die Sage bekannt, die seit alters her — das Hochkreuz sah schon manch Jahrhundert vorüberziehen — den grauen Stein umschwebt.

Die Sage führt uns zurück in jene Zeit, wo statt der jetzigen Ruine auf dem nahen Godesberg noch ein stolzes Ritterschloß in den wunderherrlichen Bonngau hinunterschaute. Damals lebte auf der Godesburg ein alter Degen, weit gerühmt in den rheinischen Landen. Ihm war die Hausfrau gestorben, doch ihr Bild lebte in

zwei ſtattlichen Söhnen aufs neue. Der ältere war mit Leib und Seele das Abbild ſeiner Mutter; mit ſanften Sitten verband er das Gemüt eines Kindes, und natürlich war es, daß des Vaters Augen wohlgefälliger auf ihm ruhten, denn auf dem jüngern, der trotz ſeiner Jugend ſchon manches tolle Wagnis, auch ſchon manches unritterliche Abenteuer unternommen.

Doch der Greis ward ihm darob nicht gram. Er hoffte, je ungeſtümer jener den Becher der Jugend leere, um ſo ſchneller werde er auf die herbe Hefe kommen, die jedem maßloſen Genuß anhaftet. Dann werde ſein Herz und Hirn ernſtern Dingen nicht abhold, und vielleicht werde noch dem Wunſche ſeines toten Ehegemahls Gewähr, das immer gehofft, ihren Liebling, den zweitgeborenen, werde dereinſt, der Kölner Biſchofsring des heiligen Maternus ſchmücken, dieweil Erich, der ältere, Herr ſei auf dem Godesberge.

Oft ſpann der Greis an jenem frommen Wunſche und richtete manch frommes Gebet zu ſeiner Erhörung nach oben, wohl wiſſend, daß droben ſein heimgegangenes Weib ſich mit ſeinen Bitten vereinige. Oft auch redete er dem Jüngling zu und ſeufzte innerlich, wenn jener ver-

ſuchte, der ihm unbequemen Zwieſprache zu entgehen.

Da kam der Tod auf die Godesburg und meldete ſich trauernd zu Gaſt. Er nahm den greiſen Burgherrn und führte ihn zu ſeinem Weibe. Noch hatte der Ritter Zeit, in letzter Stunde zu wiederholen, was jahrelang als heißer Wunſch in ſeiner Bruſt geruht. Er ſegnete die Söhne, erflehte ihnen Gottes reichen Segen, jenem auf der Burg der Väter, dieſem vor dem Altare des Herrn. Dann ſtarb er, und viel ward geweint von den Armen und Bedrängten.

II.

Im hohen Ahnenſaal der Godesburg ſaßen die beiden Brüder beim gewohnten Mahle. Es war ein finſteres Tafeln, ſchweigend ſaßen ſie gegenüber, der nunmehrige Schloßherr und ſein jüngerer Bruder. Spärlich floſſen die Worte, heftig ſprudelten ſie dann von den Lippen des jüngern. Vergebens wehrte der ältere der grollgetränkten Rede des Bruders.

„Ich nahm nur, was mir uraltes Väterrecht beſchert hat,“ ſpricht er ſanft auf die Anklage des andern. „Nicht Herr bin ich, ſondern nur Hüter, und ſie, deren Bilder auf uns herabſchauen,

würden mir fluchen aus der andern Welt, wenn ich mein Erbe nicht treulich hütete. Dir aber ward ein höheres Erbe vor dem Altare des Herrn, und selbst Rang ist dir verbrieft, wenn Du, Sproß eines würdigen Geschlechtes, ein würdiger Diener des Herrn."

Und grollend fällt ihm der Bruder in die Rede.

„Nie beug ich mich starrem Zwange, der dem ältern die Rüstung, dem jüngern die Kutte auflegt. Und böten sie mir Bischofsring und Kardinalshut, ich trage nicht ein Priesterkleid, sondern das eiserne Kleid, das ich bisheran trug."

Trauernd hört ihn der andere an.

„Möge Gott, den Du lästerst, Dein dunkles Herz erhellen! Gerne teilte ich mit Dir, was er mir beschied. Doch mir verwehrt es der Väter strenges Gebot. Drum beuge Dich und denke, was dem droht, der den Brauch seiner Ahnen verachtet."

Stille herrschte in dem ernsten Rittersaal.

III.

Jagdfanfaren durchschmetterten den waldigen Forst. Vom Fuß des Godesberges bis zu den Thoren von Bonn erstreckte er sich dazumal und

barg edlen Wildes in Fülle. Wie ſie es häufig mit ihrem Vater gethan, ſo lagen auch heute die beiden Brüder gemeinſam dem Waidwerk ob. Gerne war Graf Erich des Bruders Einladung gefolgt. Herzlich freute ihn der trüben Verſtimmung Umſchwung ſeit etlichen Tagen. Es ſchien, als habe ſein Bruder Einkehr in ſein Inneres gehalten und ſei nun doch zu dem Entſchluſſe gekommen, der Eltern frommen Wunſch zu verwirklichen. Er deutete gar an, daß er gedenke, den Erzbiſchof in der heiligen Stadt Köln aufzuſuchen und ihm den Brief zu übergeben, den als wichtiges Schriftſtück der Vater für ſeinen jüngſten Sohn hinterlaſſen.

Des freute ſich Graf Erich gar ſehr. Wohlgemut durchſtreifte er das dichte Geheg und ſehr war ihm das Jagdglück hold; mehrere rieſige Eber hatte er geſpießt und ein ſtarker Hirſch teilte der andern Los. Mager dagegen war des Bruders Erfolg. Seine Hand war unſicher, ſein Gebahren verriet Unruhe; ſeltſames Feuer loderte in ſeinen Augen. Einem mächtigen Keiler war er auf der Fährte, und bereitwillig folgte ſeinem Wunſch der Bruder, auf daß ſie gemeinſam das Tier verfolgten. Durch Buſch und Dorn ſetzten

die Jäger, begleitet von der kläffenden Meute. Da raſchelte das Laub und ſchnob es durch das Geäſt; der Eber brach ſich Bahn. Sauſend ſchwirrt der Jagdſpieß aus der Hand des jüngern und bleibt tief in einer eichborkigen Rinde haften.

„Mehr geeignet iſt deine Hand, fromme Chriſten zu ſegnen," ſcherzt lächelnd der ältere.

„Und unbequemer Brüder mich zu entledigen!" knirſcht jener und blitzſchnell riß er den Degen von ſeiner Seite. Ziſchend fuhr der Stahl in des Bruders Bruſt. Ein Schrei gellt durch den Wald, in deſſen Dunkel der Brudermörder verſchwindet. Entſetzt ſtürzen die beiden Knappen herzu. Ein Wehruf aus beider Munde ertönt. In ſeinem Blut liegt der Graf, auf ſeinen Augen die Schleier des Todes.

Zu dem Sterbenden beugen ſich die Knappen nieder.

„Mein Bruder!" In ſeinem letzten Seufzer erſtarben dieſe ſeine letzten Worte. Erſchüttert wiederholen es die Knappen und bebend geht durch die rheiniſchen Lande die Kunde von dem unglücklichen Godesberger, dem jugendlichen Ritter, der von Bruderhand gefallen. Großes Leid herrſchte auf der Godesburg, allwo ſie den jungen

Schloßherrn betteten in die frische Gruft seines Vaters. Die Burg ward vereinsamt; der nächste Verwandte des edlen Geschlechtes, der im glücklichen Rheingau hauste nahe der Pfalz, vermied es, die fluchbeladene Veste zu bewohnen und so blieb nur der alte Thorwart in den Mauern.

Aber auch ihn triebs hinaus; denn eines Nachts hat der Blitz den Turm gezündet und ehe man von drunten her Hülfe brachte, hatte der züngelnde Strahl alles vernichtet bis auf das verrauchte Gemäuer. So ward die stolze Godesberg zur trauernden Ruine.

IV.

Jahre schwanden seitdem. Aus dem Forst zu Godesberg war ein Mann gerast, rat- und pfadlos, bleich und verstört. Der trug noch gestern frevelndes Verlangen nach seines Bruders Erbe in seinem Hirn und trug heute das Kainsmal von seines Bruders Mord an seiner Stirn. Bleich und verstört ist er aus dem Forst gerast. Der Höllenplan, den er mit kaltem Verstand geschmiedet, um sich des Bruders zu entledigen, mit einem das Wild verfehlenden Lanzenstich in Minutendauer für immer zu entledigen, er ward zu nichte, als das Opfer mit einem Schmerzens-

ſchrei niederſank und den Mörder, dem die Hand gezittert, der Dämon grinſend von hinnen trieb.

Jahre ſchwanden ſeitdem.

Da klopfte eines Tages an dem Kloſter Heiſterbach, das Bernhards fromme Mönche ſich im Thal des Siebengebirges erbaut, ein fremder Wanderer. Halb Pilger ſchien er, halb Bettler. Das Gewand verſchliſſen, das Antlitz fahl und abgehärmt, der Leib gebrochen, vielleicht auch die Seele.

Flehend bat er den Bruder Pförtner, ſich eines armen Sünders zu erbarmen. Von den heiligen Stätten komme er; nicht weiter trügen ihn ſeine Füße.

Dem Prior berichtet der Bruder von dem fremden Pilgrim, und führt ihm jenen zu. Der blickt ihn ſchweigend an, der ihm zu Füßen fällt. Dann zuckt es plötzlich auf in des greiſen Priors Antlitz.

„Bei Gott! Ihr ſeid's, Herr Ritter!“

Weiter kommt er nicht. Seine Kniee hält der andere ſtöhnend umklammert und fleht ihn an um Erbarmen.

„Ich bin's, der vor zwanzig Jahren drüben im Forſt den eigenen Bruder erſchlug,“ wimmert

der Unglückliche. „Schon büße ich zwanzig Jahre meine fluchbedeckte Schuld und schrie als Pilger an seinem Grabe, als Sklave in den Ketten der Ungläubigen zu Gott um Erbarmen. Seit drei Monden fielen die Ringe von meinen Händen, und heimwärts bin ich gewallt in Mühsal und Not. Hierhin trieb's mich und Euch, Gottes Diener, der mich gekannt als Knabe und Jüngling, fleh ich an, um ein Plätzchen hinter diesen Mauern, wo ich hinübersehen kann auf die Trümmer der Godesburg und büßen und beten kann, bis der Tod meine arme Seele von hinnen trägt."

Da legte der Prior dem Armen milde die Hände aufs Haupt.

* * *

Er hat gesühnt und gebetet in des Klosters einsamer Zelle. Den sündigen Leib hat er gegeißelt viele Jahre, und mit heißen Thränen beweint die fluchwürdige Meinthat. Dann ist auch zu ihm der Tod gekommen, und unter Bußgesängen haben ihn die Mönche von Heisterbach begraben.

Dort aber, wo der Brudermord geſchehen, ließ der Kölner Erzbiſchof eine Kreuzespyramide errichten, und ſo ſteht, ſchon rauſchten Jahrhunderte drüber hinweg, an jener Stätte trauernd das Hochkreuz.

Siegthal.

Die Heiden am Lüderich.

Wo die Sülz sich mit der Agger vereinigt, erhebt sich unterhalb Bensberg eine Bergkuppe, der Lüderich geheißen. Die Leute erzählen sich, daß der Lüderich in alten Zeiten noch einmal so hoch gewesen sei, als heute. Wie es denn kam, daß er auf seine jetzige Gestalt zusammenstürzte, darüber weiß die Sage zu berichten. Am Lüderich wohnten dazumal noch Heiden, während die Umwohner bereits dem Christentum anhingen. In den Künsten des Lebens waren sie wohlerfahren, die Kinder der Welt, trieben Bergbau und förderten edle Metalle in Fülle aus dem Schoß des Lüderich. Kundige Zwerge sollen dem Heidenvolk dabei Dienste geleistet haben. Also kam es, daß des Berges Bauch ungezählte Stollen durchkreuzten, dieweil droben von seiner Kuppe üppige Prachtbauten hinabschauten ins Thal der Sieg. Wild und wüst aber war der Heiden Leben. Lust und Sünde feierten auf dem Lüderich Triumphe und

voll Schmerz ſahen die umwohnenden Chriſten, wie jene in ſchändlicher Weiſe dem Teufel huldigten und den Mann am Kreuze verhöhnten.

Da geſchah es, als ſie eines Tages wiederum ein Feſtgelage feierten und Einer in übermütiger Zecherlaune die Gebräuche der Kreuzbekenner nachahmte, daß ein Hirſch von ungewöhnlicher Größe auf dem Platz erſchien. In ſtolzer Herausforderung warf er ſeinen Kopf zurück, den mehr denn ſechszehn Enden des Geweihes ſchmückten und rannte geradewegs in den Hauptſchacht des Berges hinein. In toller Haſt rannte das neugierige Heidenvolk ihm nach. Droben auf einer Berghalde trieb juſt ein frommer Hirte ſeine Herde. Da hört er plötzlich über ſich ein Vöglein ſingen:

Treib' Deine Schafe, o Hirt zu Thal!
Der Lüderich ſtürzt ein mit einem Mal.

Da trieb der Schäfer ſchreckensbleich ſeine Tiere hinab. Kaum war er unten, da donnerte es in den Lüften, der Lüderich krachte in ſeinen Tiefen und ſchweflige Flammen züngelten aus ſeinem geborſtenen Bauch. Der Schäfer ſtürzte auf ſeine Knie und verhüllte betend ſein Haupt, vermeinend, der jüngſte Tag ſei gekommen. Als er

aufſchaute nach einer Weile, da war der Berg eingeſtürzt, die Prachtbauten der Gottesfrevler verſchüttet, ſie ſelber im Berg begraben.

Aus dem Blut der Heiden ſoll damals ein rotes Bächlein gequollen ſein; Rotbach heißt es, denn ſein Waſſer iſt rot geblieben bis zur Stunde. Viel Weinen und Wehklagen aber ward damals vernommen am Lüderich von den Hinterbliebenen. Wohl haben ſie hineingegraben in den Berg, der aber gab ſeine Opfer nicht wieder; doch eine Quelle ſprudelte dort hervor, wo ſie weinend gruben und Thränenbach heißt das Bächlein bis heute, weil die Thränen es ſpeiſten, ſo die Weiber und Kinder der Erſchlagenen vergoſſen haben.

Noch eine Grube iſt vorhanden, welche die Heiden angelegt haben; man heißt ſie den Heidenkeller im Munde des Volkes.

Der ſchlafende König.

Im Wolsberg bei Siegburg ſoll er ſitzen auf rieſigem Steinblock, der ſchlafende König, der Rotbart des Siegener Landes. Sein mächtiges Haupt lehnt an den Steintiſch und die Rechte umfaßt den Knauf des Schwertes. An vollen Krippen ſtehen herrliche Hengſte und nebenan ſchlafen Knappen und Krieger. Oftmals ſind Schmiede von geheimnisvollen Führern in die Berghöhlen gelockt worden. Mußten allda den Roſſen die Hufeiſen nachſehen, die vom ungeduldigen Scharren ſchadhaft geworden und ſind reich beſchenkt entlaſſen worden.

Alſo iſt's einem jungen Schmied ereignet, der von Frankfurt gen Deutz ſeine Straße zog und in Siegburg Herberge hielt. Zu ihm geſellte ſich, als er in der Morgenfrüh den Wolsberg paſſierte, ein älterer Mann in altertümlicher Tracht und frug ihn, ob er gewillt ſei, einen guten Zehrpfennig zu verdienen. Dies hat der Schmied bejaht. Darauf hat ihn der Alte in den Berg hineingeführt, hat drei Thore geöffnet, worauf ſie einen gewölbten Gang durchſchritten,

von deſſen Decke ſeltſamer Schimmer wie von edlem Geſtein herniederſtrahlte. In ein neues Thor mündete er, dran ſind zwei Rieſen im Stahlkleide geſtanden, die hielten gewaltige Hellebarden in ihrer Rechten, doch auf der breiten Bruſt neigte ihr Haupt im Schlummer. Der Kommenden Schritt hat ſie aufgeweckt; ein Wort des Alten aber ließ ſie in Schlaf zurückſinken.

Weit wie ein Dom war die Halle, die nunmehr beide betraten. Auf erhöhtem Steinſitz in des Raumes Mitte der ſchlummernde Heldenkönig, um ihn hingeſtreckt ſeine Getreuen! In den Gängen nebenan an vollen Krippen die herrlichen Hengſte! Bei jedem ein Häuflein neuer Eiſen mit den dazu gehörigen Nägeln und zwei Häuflein abgenutzter Eiſen, welche die Roſſe abgetreten im felſigen Geſtein! Den Geſellen weiſt der Graubart an, die Tiere zu beſchlagen. Der aber meint, die Arbeit werde Tage fordern, beginnt aber dennoch friſch ſein Werk. Flink geht ihm der Alte zur Hand, hebt der Roſſe Bein empor und dröhnend hallen die Hammerſchläge durch die Höhle. Zuletzt iſt dem Geſellen vor Ermattung der Hammer entfallen und der Alte hieß ihn ausruhen, ſchob ihm einen Schild zum

Sitz dar und ging abseits, um Labung zu holen. Kam dann mit einem goldenen Trinkhorn zurück und ein blondlockiger Knabe, der ihm folgte, kredenzte dem Schmied aus silberner Kanne. Der that einen mächtigen Schluck und trank das köstliche Getränk bis zu des Trinkhorns Neige. Griff dann, wunderbar gestärkt, wiederum zum Hammer und ruhte nicht, bis das letzte Roß beschlagen war.

Da hieß ihn der Alte die abgenutzten Eisen einstecken und blinzelte ihn dabei merkwürdig an. Hat den Gesellen dann wieder hinausgeführt, ihm artig gedankt und die Pforte zugeschlagen. Der Schmied aber hat verwundert nach der Abendsonne hingeschaut, die hinter der Siegmündung über dem Rheine stand; denn ihm deuchte, er wäre nur etliche Stunden drinnen gewesen. Er schaute zurück; doch die Pforte war verschwunden. Da erinnerte sich der Geselle des Zehrpfennigs, den ihm der Alte zugesagt, aber nicht gegeben. Mißmutig langt er in die Tasche nach dem abgenutzten Eisen, starrt sie an, wieder und wieder, reibt sich die Augen, wie wenn falscher Schimmer ihn blende. Doch es ist nicht die goldene Abendsonne, die den Hufeisen den gleißenden Schein

verleiht: eitel Gold ſind ſie, das merkt der Geſelle erſt jetzt, wo er ſie am Licht des Tages betrachtet.

Einen Jauchzer hat der Glückliche ausgeſtoßen und iſt frohen Mutes zur Herberge zurückgekehrt. Hat dort ſein ſeltſames Abenteuer kundgegeben, und der Schenke wie ſeine Gäſte haben Augen gemacht, ſchier wie die Hufeiſen ſo groß. Ein reicher Waffenſchmied iſt der Geſelle geworden, hat des Schenkwirts Töchterchen, das es ihm zuvor ſchon angethan, heimgeführt als ſein eheliches Weib und in Siegburg noch viele Jahre in Glück und Wohlſtand gelebt. Wohl haben noch viele ſeitdem verſucht, ein gleiches Glück zu erhaſchen, doch des ſchlafenden Königs graubärtiger Knappe iſt ſeither keinem mehr erſchienen.

Der Graf von Windeck.

Die Grafen von Windeck waren ein mächtiges Dynaſtengeſchlecht im Siegthal. Graf Konrad war der letzte dieſes Geſchlechtes. In ſeiner Jugend hatte er dem Wein und der Minne ſeinen Zoll entrichtet, hatte manche Lanze im heißen Sommer gebrochen und war auch als begeiſterter Kreuzfahrer im heiligen Lande geweſen. Den Abend ſeines Lebens verbrachte er auf ſeiner Stammburg, darinnen ſeine engelſchöne Tochter Bertha als guter Genius waltete, bis ein fürchterliches Geſchick den Windecks ein erſchütterndes Ende bereitete. Darüber berichtet die Sage folgendes: Um die holdſelige Bertha hatte Herr Heinrich von Waldenfels, des Burgherrn ritterlicher Freund, geworben. Den Werber aber hatte der Windeck ſchmerzlich abgewieſen. Dem Kloſter habe er die Jungfrau in ihren erſten Jahren gelobt und kein Geſetz der Welt werde ihn von ſeinem Gelöbnis entbinden. Schon habe er ſeine würdige Schweſter, die Äbtiſſin des Kloſters Rheindorf, verſtändigt; nach einer Woche werde der letzte Windeck ſeine einzige Tochter dem Herrn weihen.

Mit Groll und Schmerz iſt der Waldenfels heimgeritten. Ein Brieflein iſt zu ihm hingeflattert am folgenden Morgen von der Geliebten Hand und Antwort ward der harrenden Maid, die nicht gewillt war, den Hochzeitsſchleier mit dem Nonnenſchleier zu vertauſchen. Als die Nacht herabſank auf die Veſte Windeck und das Thal der Sieg, hat ſich da an ſchwankender Strickleiter, die zarte Frauenhand herabließ, ein kühner Ritter in die Kemenate des Burgfräuleins geſchwungen, und bald darauf iſt derſelbe Ritter den tollkühnen Weg wieder hinabgeſtiegen und hat mit der Linken ein zartes Mägdlein umfaßt, das ſich an ihn ſchmiegte. Unten aber hat ein feuriger Rappe geſtanden, der wieherte freudig ſeinem Herrn entgegen. Der aber erblaßte, denn auf des Tieres Gewieher war droben in des Turmvogts Kammer ein Lichtlein aufgeflattert. Wie ein Pfeil ſchwang ſich der Waldenfelſer mit ſeiner koſtbaren Beute auf den Hengſt und wild raſte das edle Roß den Fluß entlang durch die Nacht. Leis weinte in des Ritters Armen die zitternde Maid; denn ſchwer laſtete auf ihrer armen Seele das Vergehen. Mit ſanftem Koſen tröſtete ſie der Ritter. Ehe der Morgen dämmere, winke

ſeine Veſte und ehe das Tagesgeſtirn über ihrem Scheitel ſtrahle, habe ſie beide des Pfaffen Segensſpruch untrennbar verbunden.

Da gellte Hifthornruf durch die Nacht und Roſſegetrapp polterte vom Walde herab. „Wir ſind verraten!“ raunt der Ritter und ein Wehruf entſtrömt dem bleichen Mund ſeiner Geliebten. Wilder raſt der gehetzte Renner. „In Bogenſchußweite geht der Steg über die Sieg; habe ich ihn erreicht und ſeine Pfoſten gelockert, den Verfolgern zum Verderben, dann ſind wir gerettet!“ Wild entſchloſſen ſprachs der Waldenfelſer. Doch flehend umſchlang ihn die Jungfrau. „Erbarmen, Geliebter! Lieber wähle ich den Tod als im Gemahl den Mörder des Vaters zu haſſen.“ Da winkt ſchon der Steg, aber toll bäumt ſich der ſchäumende Rappe vor dem ſchmalen Balken, nicht Zorn noch Sporn treibt ihn vorwärts und näher tönt der Roſſehuf der Verfolger. Noch einmal ſpornt der Graf das keuchende Tier, mit jähem Sprung ſtürzt es in die Flut und wirft aufbäumend die, ſo es trägt, in die Wellen. Die Waſſer rauſchen in kreiſelndem Lauf. . .

Im Frühlicht ziehen des Windecks Knechte zwei Leichen ans Land, die hielten im Tod ſich

umſchlungen. Jammernd wirft ſich der alte Windeck auf die Toten und ſtöhnt leiſe: „O Gott! Du ſtrafſt die Sünder ſchwer! Hätte ich zeitig enthüllt, daß Bertha den eigenen Bruder freite, ſo lebten mir noch meine Kinder!“ Am dritten Tag hat man den Alten bei den Geſchwiſtern begraben. Wo die Sieg die Liebe einſt vor Schande gehütet hat, dort wirbelt noch heute ein Strudel.

Der ſtarke Hermel.

Ein wilder Knabe iſt er geweſen, Hermann, von ſeinen Gaugenoſſen der ſtarke Hermel genannt. Gleich ſeinem Zeitgenoſſen, dem jungen Cheruskerfürſten, der des Varus Legionen am Osning zerſchmetterte, alſo haßte der Sohn der Berge die römiſchen Zwingherren, die dazumal die Ufer des Rheines und ſeiner Nebenflüſſe mit ihren Kohorten bevölkerten und den Adler des Auguſtus an die deutſchen Eichen hefteten. Mit Liſt und Tücke banden die aalglatten Fremdlinge den freien Germanen das römiſche Joch vor die Stirne, legten ihre Hände auf das Land und alles, was darauf wuchs, und zwangen die germaniſches Bauern, ihnen Frondienſte zu leiſten gegen kärglichen Entgelt. Grimmiges Hadern gab's da oftmal zwiſchen den überliſteten Fronleuten und den fremden Eroberern. Vergebens beſchwerten ſich die Männer aus dem Thal der Sieg bei Sigurd, dem Fürſten der Sigamber, ihrem rechtmäßigen Herrn, den das gleißende Gold des Tiberius in römiſche Netze gelockt hatte zum Schaden ſeines Volkes.

Da geſchah es, daß ein großgewachſener, wilder Knabe zum Frondienſte befohlen wurde. Der ſtarke Hermel war, es, der ſieben Jahre lang ſeiner Mutter Bruſt getrunken und davon ſtark geworden war wie ein junger Ur. Die Fremdlinge freuten ſich des blonden Hünen, der mit zwanzig Jahren die Kraft zweier Gallier übertraf. Als aber der Arbeitstag kam und die andern ſchon längſt auf der Tenne ſtanden, lag der träge Geſelle auf dem Stroh und ſchnarchte Der Vogt weckte und ſchalt ihn. Er aber ſagte mit Lachen, daß es nicht notwendig ſei, um ſolch geringer Arbeit willen früher aufzuſtehen. Er wolle noch vor Mittag mit dem ganzen ungedroſchenen Vorrat fertig werden, nur bedinge er ſich den Karren mit Stroh, ſo hoch er ſich laden laſſe, für ſein Lager, ſowie Brot und Fleiſch, ſo viel er eſſen möge, zur Koſt. Die Bitte ward ihm gewährt, und der junge Rieſe ging hinaus in den Wald, nahm einen Eichenſtamm und befeſtigte ihn mit einem Seil an eine Tanne, kehrte dann zurück, hob der Scheune Dach ab, auf daß es ihn nicht hindere und droſch mit ſeinem Rieſen=flegel, daß das Stroh raſend herumſtob. In einer Stunde war das Werk gethan und der

Goliath nahm das Dach als Futterſchwinge und ſchwang ſie, daß die Streu wirbelte wie Schneeflocken. Trug dann das gereinigte Korn in Säcken auf den Speicher und verlangte ſeinen Lohn. Willig gewährten ihn die Heiden, die ihm ſtaunend zugeſchaut.

Als er aber den Karren mit Stroh zurecht ſetzte, da vermochten die vorgeſpannten Ochſen den hochbeladenen nicht fortzubewegen, und grimmig ſchlug der Recke die Tiere mit der Fauſt zuſammen, ſchirrte ſie ab, warf ſie oben auf das Stroh und zog den Wagen ſelber fort. Lachend rief er den fremden Herren zu: „Mit Fleiſch bin ich ſchon verſorgt; nun das Brot noch!“

Da ging ein Raunen durch die Reihen der Herren. Unbehaglich ward ihnen die Kraft dieſes Rieſen und ſie hielten Rat, wie ſie ſich ſeiner entledigen möchten. Am folgenden Tag gab ihm der Vogt den Auftrag, den Brunnen zu reinigen im Herrenhof und verſprach den fetteſten Hammel zum Lohn. Willig ſtieg Hermel hinab und wand den Schlamm aus dem Schacht. Da wälzten gedungene Spießgeſellen dicke Steine an den Brunnenrand und ſtießen ſie gleichzeitig hinunter, daß Hermel davon zerſchmettert würde. Der

aber ſang juſt ein luſtiges Lied zur Arbeit und rief unwillig herauf:

„Jagt mir die Hühner vom Brunnenrand weg! Sie ſcharren mir den Kiesſand in die Augen, daß ich nicht fortarbeiten kann.“ Ei! dachten die da droben, nennt er die Mauerſteine noch Kiesſand, ſo wollen wir ihm den Spott doch verleiden. Und holten einen Mühlſtein, den fünf Mann mit Hebebalken fortſchieben mußten und ließen ihn in den Brunnen hinabſtürzen. Oben jubelten die Heiden, doch ein teutoniſcher Fluch drang grollend aus der Tiefe. Aus dem Schacht ſchwang ſich der Hüne, der hatte ſich den Mühlſtein um den Hals gebunden, und ſchalt gutmütig mit grimmigem Lachen die Fremdlinge, daß ihm ob ihres loſen Streiches der Schädel brumme. Hat ſich dann ein neues Stück Arbeit ausbedungen, da der Abend noch fern ſei und ihm der Hammel erſt nach voller Tageslaſt recht wohl gedeihe.

Da ſandten ſie ihn hinaus in den Wald, wo er mit andern Fronleuten Holz fällen ſollte. Als er dort zuvor, treuer Gewohnheit folgend, ſein Mittagsſchläfchen hielt, da ſchichteten die römiſchen Mietlinge Holz und Stroh um ihn her,

zündeten dies an und umzingelten triumphierend den lohenden Wall. Da klang nach einer Weile rauhes Räuſpern hinter der Flammenwand, dann huſtete einer, wie wenn ihn Qualm beläſtige, und dann raſſelte es da drinnen und mit einer wilden Verwünſchung ſprang der Rieſe über den Feuerkreis hinaus, riß einen Eichenſtamm aus und erſchlug die feigen Römer, die draußen jubelten, riß dann mit glühenden Freiheitsworten die herbeigeeilten Stammesgenoſſen mit ſich fort, und ein grimmiges Morden veranſtalteten die Männer des Siegthales an ihren Zwingherren. Nur wenige retteten ſich in ihren Boten auf das galliſche Ufer des Rheines, der ſtarke Hermel aber ward hoch gefeiert und noch tauſend Jahre ſpäter ſangen die Fahrenden von dem kühnen Sohn der Berge aus dem romantiſchen Siegthal bei Waldbröl.

Heisterbach.

Der Mönch von Heisterbach.

In einem reizenden Thal des Siebengebirges stand in alter Zeit das Kloster Heisterbach. Trauernd stehen heute noch etliche Mauerreste auf dem baumumkränzten Wiesenplan. Nicht dem Zahn der Zeit, sondern der Barbarei einer kriegstollen Epoche sind die Klosterhallen zum Opfer gefallen. Man hat die Mönche verjagt, die Mauerwerke gebrochen und die Steine verwandt zum Bau von Festungen. Seit dieser Zeit, so erzählen sich die Landleute im Siebengebirge, wandeln nächtlich die Geister der vertriebenen Mönche zwischen der Chorruine und den Säulentrümmern und erheben stumme Anklage wider ihre Verfolger und die Zerstörer ihrer Zellen. Unter ihnen befindet sich Gebhard, der letzte Prior von Heisterbach. Er irrt zwischen den Mönchsgräbern, zählt sie und besucht auch die Grabstätten der Herren von Löwenburg und Drachenburg. Eine Gruft fehlt: bei der letzten Zerstörung haben sie die Klosterschänder geöffnet.

Gar berühmt waren im Mittelalter die gelehrten Mönche von Heisterbach. Manch kunstvolle Abschrift der heiligen Schrift, manch hochgelehrtes Schriftstück wanderte aus des rheinischen Klosters stiller Einsiedelei in die Welt und redete von dem Fleiß und Wissen der frommen Mönche. War da einer drunter, noch jung an Jahren, der allen voranleuchtete an hoher Gelehrsamkeit. Hoch stand der jugendliche Bruder in Achtung bei allen, und selbst des reichen Paters Prior ergrautes Haupt beugte sich mitunter demütig vor des Jüngers gottbegnadeter Wissensfülle. Aber des Zweifels giftiger Wurm nagte an seinem blühenden Wissen, und den Spiegel seines Glaubens trübte schädliche Grübelei. Oft irrte sein scharfes Auge unruhig über das vergilbte Pergament, worauf das lebendige Wort Gottes geschrieben, und ob sich sein kindlich gläubiges Herz demütig unterwarf und jammernd aufschrie: Ich glaube Herr! Hilf meinem Unglauben! umschwirrten ihn höhnend die Gebilde seines unruhvollen Geistes, des verderblichen Zweifels trübe Gestalten, und machten seine Seele zum Schauplatz qualvoller Kämpfe.

Wieder hatte er einstmals, das erglühte Antlitz über die Pergamentrolle gebeugt, die Morgen-

frühe verbracht. Stunden. vergingen, und um die hohen Bogengänge wob lichtgolden die Morgenſonne ihren Strahlenglanz. Verlockend hüpften ihre Strahlen auf der beſchriebenen Rolle in des Mönches Hände. Der aber ſchaute es nicht und ſtarrte nur immerfort auf eine Stelle, die ihm ſeit Monden des Zweifels trübe Geſtalten höhnend in die Seele riefen: „Tauſend Jahre ſind dem Herrn wie ein Tag!“

Mondenlang ſchon quälte ſein Hirn das rätſelſchwere Wort des Apoſtels. Mit Gewalt hatte er die unfaßbare Stelle ausgelöſcht aus ſeinem Gedächtnis, und nun tanzten wiederum ihre Lettern vor ſeinen wirren Augen. Sie wuchſen, die krauſen, ſchwarzen Zeichen, dehnten und reckten ſich rieſenhaft, wurden zu ſeinen Zweifelshohngeſtalten und umſchwirrten ihn ſpottend: „Tauſend Jahre ſind dem Herrn wie ein Tag!“

Es riß ihn hinweg aus der dumpfen Zelle, in des Kloſtergartens kühle Waldeinſamkeit. Unruhigen Schrittes maß er die Pfade ab mit quälendem Brüten. Sein Blick haftete am Boden, ſein Geiſt weilte weitfern von der ruhatmenden Umgebung. Ohne es zu wiſſen, hatte er den Kloſtergarten verlaſſen und wandelte in den Wald-

gängen. Traulich grüßten ihn die Vögel aus grünem Geäſt, großäugig die Blumen aus ſchwellendem Moos. Er aber, der Denker, hörte nichts und ſah nichts. Aber der Zweifler in ſeiner Seele ſah nur eine Stelle, hörte nur einen Laut: „Tauſend Jahre ſind dem Herrn wie ein Tag!“

Ermattet ward der irrende Fuß, ſchlafmüde das fiebernde Hirn. Auf einen Stein ſank der Mönch nieder und lehnte das müde, geplagte Haupt an den Baum. Ein mild verſöhnender Traum entführte ſeinen Geiſt. In lichtumfloſſenen Sphären fand er ſich wieder; am Throne des Allerhöchſten, ihn umrauſchten die Waſſer der Ewigkeit. Und alle Schöpfungsgebilde erſchienen und prieſen ſeiner Hände Werke, deſſen Herrlichkeit die Himmel rühmen: von dem Wurm im Staube, den noch nie ein ſterbliches Weſen verſtand zu ſchaffen, bis zu dem Aar in den Lüften, dem er Fittige gegeben, durch die er hinabſchaut auf die Höhen der Erde; von dem Sandkorn im Meer bis zu dem Rieſenkegel, der auf des Herrn Geheiß Feuer ſpeit aus Jahrtauſende verſchloſſenem Schlunde; ſie alle reden nur eine Sprache, die den Hochmütigen verſchloſſen und

nur den Niedrigen offenbar und verständlich: Die Sprache dessen, der sie einst aus dem Nichts hervorrief, sei es in sechs Tagen sei es in sechstausend Jahren: „Tausend Jahre sind dem Herrn wie ein Tag!“

Leis verschauernd öffnet der Mönch die Augen.

„Ich glaube, Herr! Hilf meinem Unglauben!“ murmelte er sich aufraffend. Lauschend steht er. Die Klosterglocke tönt von fern. Vesperläuten ist's. Schon strahlt das Abendrot durch das schimmernde Geäst. Eilends wendet er sich dem Kloster zu. Schon ist die Kirche erhellt. Durch die halbgeöffnete Thür schaut er auf die Brüder in ihren Stühlen. Geräuschlos eilt er auf seinen Platz zu. Staunend gewahrt er, daß ein anderer Mönch in seinem Stuhle steht. Er berührt ihn mit dem Finger. Noch seltsamer! Ein Fremder ist's, den er nie zuvor geschaut. Nun hebt auch der und der sein Haupt von dem Buch und schaut stumm fragend auf den Ankömmling.

Den packt ein seltsames Gefühl. Nur fremde Gesichter gewahrt er. Erbleichend schaut er um sich und harrt des ernsten Psalms Ende. Verstummt sind Gesang und Gebet. Murmelndes

Fragen geht die Reihen entlang. Der Prior nähert ſich dem Eingetretenen, ein würdiger Greis. Auf ſeinem Haupt ruht der Schnee von achtzig Jahren.

„Wie iſt dein Name, fremder Bruder!“ fragt er in mildem, wohlwollendem Tone.

Grauſen erfüllt den Mönch.

„Maurus,“ murmelt er tonlos und ſeine Stimme zittert „Bernhard der Heilige war der Abt, der mein Gelübde empfing im ſechsten Regierungsjahre des Königs Konrad, den ſie den Franken nennen.“

Ungläubiges Staunen auf den ernſten Geſichtern der Mönche!

Sein todbleiches Antlitz hebt der Mönch zu dem greiſen Prior und beichtet ihm mit umflorter Stimme, wie er hinausgewandelt in der Morgenfrühe in den Kloſtergarten, wie er im Walde entſchlummert und nicht aufgewacht ſei, als bis die Veſperglocke ertönte.

Der Prior winkt einem Bruder.

„Es ſind ſchier dreihundert Jahre, da Sankt Bernhard ſtarb und Konrad, den ſie den Franken nannten.“

Die Urkunden des Kloſters bringt der andere. Weit zurück blättern ſie: dreihundert Jahre bis in die Tage Bernhard des Heiligen. Und alſo las der greiſe Prior, was das Pergament verkündete: „Maurus, ein Zweifler, verſchwand eines Tages aus dem Kloſter und niemand hat ſeitdem erfahren, was aus ihm geworden iſt.“

Ein Schauer durchläuft des Mönches Glieder. Das war ja er, jener Bruder Maurus, der ins Kloſter zurückkehrte nach dreihundert Jahren! In ſeinen Ohren hallte es wieder, jenes letzte Wort, das der Prior geleſen, wie Poſaunenton des jüngſten Gerichtes: dreihundert Jahre! Großoffenen Auges ſtarrt er empor, hülfeſuchend taſten ſeine Hände vorwärts; die Brüder ſtützen ihn und betrachten ihn mit geheimem Grauſen: denn ſein Antlitz wird aſchfahl, ähnlich einem Sterbenden, der ſchmale Haarkranz auf ſeinem Haupte wird plötzlich ſchneeweiß.

„Meine Brüder!“ murmelt er mit erlöſchender Stimme, „achtet allezeit das unvergängliche Wort des Herrn und ſuchet nicht zu durchdringen, was er mit Abſicht uns verhüllte. Für ihn giebt es weder Raum noch Zeit. Möge mein Beiſpiel nie erlöſchen in Eurem Gedächtnis. Erſt heute

ward mir offenbar das Wort des Apoſtels: „Tauſend Jahre ſind dem Herrn wie ein Tag! Er, der Herr, ſei mir armen Sünder gnädig!“

Leblos ſank er zu Boden, und erſchüttert beteten die Brüder an ſeiner Leiche die Totengebete.

Siebengebirge.

Entstehung des Siebengebirges.

Vor grauen Zeiten ists gewesen, daß der Rhein oberhalb der Stadt Königswinter in einem gewaltigen, tiefen See schloß. Denen, die damals in der Eifel und auf den Höhen des Westerwalds lebten, war das mächtige Gewässer, das oft die Fluren verheerend überschwemmte, gar nicht angenehm. Doch Hünenkräfte waren nötig, um den See abzuleiten. So schickten sie denn einst Boten ins Land der Riesen und baten, es möchten ihrer etliche hinabkommen und versuchen, das Gebirge zu durchstechen, das den Strom am Weiterfließen hindere. Wertvolle Geschenke seien ihr Lohn.

Da sind eines Tages sieben Recken gekommen mit riesigen Spaten, die haben mit wuchtigen Stößen eine Lücke in das Gebirge gegraben, also daß in wenigen Tagen das Wasser in die Spalte einriß, sie zusehends vergrößerte und dann hinabflutete. Der See verengte sich, verschwand vollends, und majestätisch strömte der befreite Rhein der Ebene zu.

Behaglich ſchauten die Hünen auf ihr Werk, die dankbaren Umwohner aber brachten ihnen reichliche Schätze, die ſie aus dem Schacht der Berge gewonnen. Brüderlich teilten die Rieſen, ſchulterten ihre Spaten und gingen davon. Des angehäuften felſigen Grundes aber war ſo viel, daß daraus ſieben Berge entſtanden, die noch heute an jener Stelle ins Land ragen und wohl ſo lange dort ſtehen werden, bis die Sieben abermals kommen, ſie wegzufegen.

Das Nachtigallenwäldchen bei Honnef.

Es iſt ein reizendes Fleckchen Erde, jenes liebliche Honnef, das ſich wie ein ſchönes Kind zu Füßen des alten Drachenfelſen am Rheinſtrom hinſchmiegt. Des Berges Rieſenrücken ſchützt es vor dem eiſigen Atem des Boreas, und milder weht darum die Luft in jenem Thal und Ort, den ſie das deutſche Nizza nennen. Wenn den Wanderer die Juni-Abendſonne droben auf der Drachenfelshöhe zur Heimkehr mahnt, und er herunterſchreitet durch das Honnefer Thal dem harrenden Dampfſchiff zu, dann tönt dem Verſpäteten rings aus den Büſchen zahlloſer Nachtigallen wunderbarer Geſang entgegen. Zahlreich, wie nirgends ringsum, haben ſich hier die Sängerinnen der Liebe ein Stelldichein gegeben; ſeit langen Jahren iſt's ſo, und die Sage vertraut uns: warum.

Einſt ſangen ſie anderwärts, in der Eifel war's, im Forſt der alten Abtei Himmerode. Dort klang, wie heute im Thal von Honnef, in ſchweigſamer Dämmerſtunde ihr entzückender Geſang. Ihn

vernahmen die frommen Mönche, die in den Kreuzgängen und im Kloſtergarten umherwandelten in gläubiger Betrachtung; ihn vernahmen die heiligen Büßer, die in den Zellen drinnen büßend den Leib kaſteiten. Und in ihr murmelndes Beten miſchte ſich verführeriſch der Nachtigallen lockender Werbelaut, und da haben ſich in manchem Mönchsherz, das der Weltluſt längſt entſagt im tiefſten Innern, ſcheu und ſchämig, die Erinnerungen geregt, und in des frommen Bruders Ohr haben ſie geraunt von ſüßen, ſündigen Dingen . .

Dann iſt eines Tages der heilige Bernhard in die Abtei Himmerode gekommen und hat hineingeſchaut in die Herzen der Brüder. Und es ergriff ihn tiefe Betrübnis, da er wahrnahm, wie aus manches Heiligen Seele der Gottesfrieden gewichen. Nicht unbekannt blieb ihm die Urſache. Voll heiligen Eifers trat der heilige Gottesmann hinaus in den Wald, ſo das Kloſter umkränzte, und hob zürnend die Hand auf gegen die verführeriſchen Sänger des Forſtes. „Hebet euch weg von hinnen! Ihr ſeid uns zum Ärgernis!“

Dräuend hatte es der Heilige hinausgerufen und ſiehe! Ein Gewimmel entſtand in dem Geäſt, ein Schwarm von zahlloſen Nachtigallen hob ſich

aus den Büſchen, noch einmal erfüllte den Forſt ein entzückender Geſang; dann ſtoben ſie fort mit ſcheuem Flügelſchlag.

Im Thal von Honnef haben ſie ſich niedergelaſſen, und kein Bannfluch hat ſie ſeither von dort vertrieben. Nicht ſind ſie der Weltluſt abhold, wie Sankt Bernhard, die da träumend oder plaudernd wandeln, allein oder zu zweien im Thal von Honnef; noch jene, die da träumend wandeln mit glänzenden Augen und hektiſchen Wangen im Garten von Hohenhonnef. Ihnen und jenen tönt der Nachtigallen bald ſchmelzendreicher, bald übermütiger Werbelaut — und jeder deutet ihn nach ſeiner Weiſe.

Der Drachenfels.

Wenn der Wanderer die reizendgelegene Muſenſtadt Bonn verlaſſen hat, erſchaut er bald zur Linken des Dampfers, der ihn über den majeſtätiſchen Strom trägt, die mächtigen Kuppen des Siebengebirges. Des vorderſten Berges ſteilragenden Gipfel krönen noch heute Turm und Mauern eines alten Ritterſchloſſes. Von jenem lieblichen Berg mit dem ſchauerlichen Namen, allwo es zur Sommerzeit nimmer ſtille wird von Zecherſang und Becherklang, erzählt das Volk eine rührende Sage.

In den erſten Jahrhunderten nach der Geburt des Welterlöſers nahmen die Germanen auf der linken Rheinſeite willig die Kreuzeslehre an, die ihnen der heilige Maternus, ein Jünger des großen Völkerapoſtels, aus Gallien herüberbrachte. Vergeblich waren lange Zeit der frommen Chriſtenboten ernſte Bemühungen bei den heidniſchen Stämmen des innern Germaniens. Sie verharrten in ihrem Heidentume und verſchloſſen ihre Gaue finſter den fremden Kreuzespriеſtern aus dem Reiche, das bereits früher unter ver-

ſchlagenen Heerführern ſeine gepanzerten Legionen auf freie Männererde geführt hatte.

Damals ſoll ein gräulicher Lindwurm in einer Höhle des Felſen gehauſt haben, (die noch heute das Drachenloch heißt), ein Drachen von ſcheußlicher Geſtalt, der täglich ſein Felsloch in der Höhle verließ und in die Wälder des Thales raſte, Menſchen und Tiere bedrohend. Menſchliche Kräfte waren ohnmächtig gegen das Ungetüm und vermeinend, eine erzürnte Gottheit verberge ſich in dem ſchlangenartigen Molch, erwieſen ſie ihm göttliche Ehren und opferten ihm Verbrecher und Gefangene.

Ein roher Heidenſtamm bewohnte den Fuß des Berges. Oft unternahmen die kriegsluſtigen Männer verheerende Raubzüge auf die linke Rheinſeite und trugen erbarmungslos Mord und Brand unter ihre chriſtlichen Brüder. Einſt waren ſie wiederum nächtens hinübergezogen und erbeuteten in wildem Kampfe mit den Überfallenen Gut und Gefangene. Unter den letzteren befand ſich eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit. Zwei Führer, von ihrer Anmut entflammt, verlangten ſie für ſich, Horsrik der ältere, ein berühmter Häuptling, ein gefürchteter Kämpfer mit

Bärenstärke und Tigerwildheit, der jüngere, Rinbold, von minder rohen Sitten, doch gleicher Kühnheit.

Schaudernd wandte sich die liebliche Jungfrau zur Seite, als sie die beiden Fürsten blitzenden Auges um ihren Besitz streiten sah. Ringsum die siegestrunkenen Männer. Mehr noch als der Preis der eigenen Beute bewegt sie der Streit der Mächtigen um das gefangene Christenweib. Schon finden die grollenden Worte der beiden Gegner einen Widerhall in den Herzen der umstehenden Krieger. Horsrik fordert, der gefürchtete Kämpfer; — Heilrufe aus der Männerrunde ermutigen ihn. Rinbold fordert, der jugendstolze Heerführer, zahlreichere Heilrufe aus der Männerrunde begrüßen ihn. Finster starrt der andere, seine Riesenfaust umklammert drohend den Streitkolben. Da lichten sich der Männer geschlossene Reihen. Zwischen die Streitenden tritt der Oberpriester, ein silberhaariger Greis mit ernstem Blick und strengen Zügen. Grollend tönt des Greises zorngepreßte Stimme:

„Verflucht sei jeder Zwist um den Besitz der Fremdgläubigen! Nicht soll die Christin die Edelsten unseres Stammes entzweien. Keines

Anteil werde die Tochter derer, die wir haſſen. Dem Drachen ſei ſie geopfert, die Stifterin unſeligen Zwieſpaltes. Zu Wuotans Ehre, den ſie läſtert und ihre Erzeuger, werde ſie geweiht, wenn ſein Sonnenauge ſich öffnet zum andernmal!“

Beifall murmeln die Männer, als erſter Horsrik, hocherhobenen Hauptes ſteht die Jungfrau. Schmerzlich und bewundernd hängt an ihrem engelgleichen Antlitz das Auge Rinbolds, des jugendſtolzen Führers.

II.

In der Frühe des folgenden Tages, noch ehe die Tagesgöttin ihr ſtrahlendes Haupt aus den Purpurkiſſen des Oſtens erhob, wurde es im Thale lebendig. Durch des Waldes Dämmer bewegte ſich ein lärmender Zug hinauf zur Höhe, voran die Prieſter, in ihrer Mitte, bleich, doch gefaßt, die Gefangene. Schweigend hatte ſie geduldet um des Herrn willen, daß des Oberprieſters knöcherne Hand um ihre Stirne die Opferbinde wand und geweihte Blumen flocht in das gelöſte Haar. Manch mitleidiger Blick aus des Volkes Kreis hatte die Standhafte heimlich geſtreift, eines jugendſtolzen Heerführers Blauauge hatte

flammend gezuckt in unsagbarem Weh beim Anblick der todgeweihten Jungfrau.

Erreicht war der Felsvorsprung, den schon oftmals unschuldiges Menschenblut geschändet. Stumm umwanden die fanatischen Priester ihren zarten Leib mit Stricken und schnürten ihn an den heiligen Baum Wuotans, der den Schluchtrand überschattete. Keine Klage entfuhr der Christin bleichen Lippen, keine Thräne schimmerte in ihren Augen, die verklärt hinaus schauten in den frührotlichten Himmel. Des Volkes Schwarm lichtete sich und zerstob; schweigend und scheubefangen standen in der Ferne die erwartungsvollen Heiden.

Die ersten Sonnenstrahlen fluteten über den Berg. Sie flammten in der Blumenkrone, die der Jungfrau Haar umschlang, spielten in dem geistentrückten lieblichen Antlitz und umgaben es mit einem Glorienkranz von Licht und Schimmer.

Die Christenjungfrau erwartete den Tod, wie die Verlobte den Bräutigam. Ihre Lippen bewegten sich leise wie im Gebet.

Da drang aus der Tiefe dumpfes Getön; der Drache fuhr fauchend aus seiner Höhle über den Waldweg. Er erblickt das Opfer an der

Stätte, die ſeiner Blutgier bekannt. Hochauf krümmt ſich der ſchuppengepanzerte Wanſt, auf ſcharfkralligen Beinen geſpreizt, ſcheußlich wirbelt er den ſchlangenartigen Schweif und zeigt in gräßlich gähnendem Rachen ſein tötliches Gebiß. Schnaubend kriecht das Ungeheuer heran, gierig züngelnd, aus den blutigen Augen ſprühen hölliſche Flammen.

Todesſchauer faßt auch die Jungfrau beim Anblick des ſcheußlichen Molches. Aus dem Buſen reißt ſie zitternd ein funkelndes Goldkreuz und hält es, wie abwehrend, mit einem bebenden Aufſchrei zu Gott, dem Lindwurm entgegen. Und Staunen! Hochaufbäumend, wie vom Blitz getroffen, fährt dieſer zurück und ſtürzt rückwärts über zackiges Felsgeſtein in die Tiefe. Unter brüllendem Geheul und dem donnerndem Geröll ſtürzender Felsſtücke verſchwand das Untier in den aufbrauſenden Wogen des Stromes.

Einſtimmiger Schrei entfuhr den abſeits harrenden Heiden. Staunen und Schreck auf allen Geſichtern! In müder Ergebung, mit traumhaft geſchloſſenen Lidern ſtand die Jungfrau und betete leiſe zu dem, der ſie gerettet. Da ſanken die Stricke, die ſie ſchnürten; zwei

ſehnige Arme ergriffen ſie und trugen ſie in den Kreis der ſtaunenden Menge. Sie hob die Augen und ſah den jüngern der beiden Heerführer; ſeine rauhe Kriegerhand erfaßte die ihre. Wie vor einem himmlichen Weſen beugte der Jüngling das Knie und berührte mit den Lippen ihre weißen Finger. Laute Heilrufe ertönten dem Häuptling.

Der Prieſtergreis trat vor, und erwartungsvolles Schweigen lag über dem Volke. Wer ſie gerettet habe vor dem ſichern Verderben, wer der Gott ſei, der den Seinen ſo ſichtlich helfe, fragte er feierlich die Chriſtin. Und triumphierend leuchteten die verklärten Augen der Jungfrau.

„Dies Bild des Chriſtengottes hat den Drachen zerſchmettert und mich gerettet,“ rief ſie ſiegreich. „In ihm ruht das Heil der Welt und die Wohlfahrt der Menſchen und Völker.“ Mit ſcheuer Ehrfurcht betrachtete der Prieſtergreis das Chriſtuskreuz.

„Möchte es bald erhellen deinen Geiſt und den von dieſen allen,“ ſprach die Jungfrau ernſt. „Es wird euch größere Wunder offenbaren wie dieſes; denn unſer Gott iſt groß.“

Man geleitete die Jungfrau zurück in ihr Vaterland samt den übrigen Gefangenen. Sie kehrte bald zurück, begleitet von einem christlichen Priester. Die Stimme des Glaubens und der Unschuld wirkte Wunder in den Herzen der Heiden. Zu Tausenden begehrten sie die Taufe. Der Priestergreis und Rinbold waren die ersten, die ihr Haupt der neuen Lehre beugten. Jubel herrschte in dem Stamm, als die Jungfrau dem jugendlichen Heerführer die Hand reichte fürs Leben. Ein christlicher Tempel erstand in dem Thale und eine stolze Burg den Neuvermählten, auf der Höhe des Felsens. Wohl zehn Jahrhunderte blühten die Drachenburger, ein mächtiges Geschlecht in den Gauen des Rheines.

Rolandseck.

Ritter Roland.

I.

Ein Kranz kraftſtolzer Helden umgab den großen Kaiſer Karl. Der Paladinen Krone aber war der Neffe des Frankenkönigs, Graf Roland von Angers. Keines Ritters Name glänzte wie der ſeine in Schlacht und Turnier. Ihn verehrte die wehrloſe Unſchuld, ihn bewunderten die Freunde, ihn achteten die Feinde. Sein ritterlicher Geiſt war dem üppigen Wohlleben abhold. Stolz den dauernden Aufenthalt an des Kaiſers Hoflager verſchmähend, trat er vor ſeinen kaiſerlichen Oheim und erbat ſich von ihm die Gewähr zu Fahrten in jene Länder des gewaltigen Frankenreiches, die ihm bisher fremd geblieben. In jugendlichem Thatendrang ſehnte er ſich nach ritterlichen Abenteuern und Gefahren. Wehmutsvoll ſah der große Karl den tapfern Degen von ſeinem Hofe ſcheiden; doch willig willfahrte er ſeiner Bitte.

Und ſo verließ denn im Frühlicht des kommenden Tages der ritterliche Held den Kaiſer-

palaſt an der Seine und ritt, nur von ſeinem treuen Knappen begleitet, nach Sonnenaufgang; dem Wasgau galt ſein nächſtes Ziel. Auf der Burg Niedeck bei Haslach hielt er Einkehr und bei Attich, Herzog im Elſaß.

Weiter zog Roland, und als er eines Abends den Wasganwald hinunterritt, begrüßte ihn aus der Ferne des Rheines blitzende Flut. Breit wälzten ſich die feſſelloſen Wogen über das breite Bett des Stromes und beſpülten ſchonungslos die beiderſeitige Ebene. Wenig Reiz bot der Fluß hier in ſeiner ſchrankenloſen Wildheit. Aber dem Ritter war bekannt, daß bald das Bild ſich ändere. Rheinabwärts zog er, dorthin, wo den rauſchenden Strom gewaltige Bergrieſen in feſte Grenzen engen. In ſeinen Fluten ſteht ſiegend ihr Fuß, nur manchmal treten ſie milde zurück und laſſen dem Knappen und Kaufherrn einen Saum Landes, oft kaum ſo breit, daß ein Gefährt ihn paſſiere. Auf ihrer Höhe ſchauen königsſtolze Burgen in die Gauen und verkünden dem Wanderer drunten den Ruhm erhabener Geſchlechter. So machte Roland manche Tagereiſe auf ſeiner fröhlichen Rheinfahrt; er begrüßte manche ſagen- und erinnerungsreiche Stätte, den

ſteilen Lurleifelſen, wo nächtens die Waſſernixe ſang, das freundliche Örtchen, wo St. Goar gelebt und gewirkt zu Childeberts, des Merovingers Zeit, (jener wunderliche Heilige, der jüngſt Rolands kaiſerlichem Ohm einen dichten Nebel nachſchickte, ihn nötigend, auf freiem Feld zu übernachten, maßen des großen Karl Majeſtät unterlaſſen, auf der Fahrt von Ingelheim nach Koblenz vor des Heiligen Kapelle das Knie zu beugen) die Maienfelder Au, bei Andernach, wo Genoveva gelebt, des Pfalzgrafen Siegfried tugendhaftes Ehegemahl.

Und nun nahte Roland der Stelle, wo den Strom, am Ende des Rheinthales angelangt, mit burggekrönten Häuptern ſieben gewaltige Trachytrieſen umſtehen, gleich jenen ſieben gekrönten Paladinen, die in ſpäterer Zeit des deutſchen Kaiſers heilige Perſon weinend umſtanden. Ein waldiges Eiland lugt grüßend aus der däumerblauen Flut. Rotgoldiger Abendſonnenglanz über den ſieben Bergen! Auf den Bergrücken zahlloſe Rebgelände, links lauſchige Buchenhaine, aufſteigend bis zur Höhe der ſchroffen Kuppe, rechts des Stromes murmelnder Wellenſchlag, drüben, weit ſichtbar auf dem ſagenumwobenen Fels, allwo voreinſt ein ſcheußlicher

Lindwurm gehauſt, die Zinnen eines Ritterſchloſſes. Hoch über allem die Nacht im Sternengoldgewand!

Schweigend hielt der Ritter. Sein Blick ruhte bewundernd auf dem entzückenden Bild. Unruhig ſtampfte des Roſſes erzbeſchlagener Huf, beſorgt ſchaut der treue Knappe zum dunkelnden Himmel. Schüchtern mahnte er den Herrn, daß es Zeit ſei, ein Nachtlager zu ſuchen.

„Dort oben möchte ich es erbitten,“ ſprach Roland träumeriſch, den zum erſten male eine ſeltſame Weichheit des Gemütes erfaßte. Dem Knappen gebot er, nach des Schloſſes Namen den Fergen zu fragen, der drunten ſeinen Nachen löſte zum nächtlichen Fang.

Die Veſte ſei den Drachenburgern, Graf Heribert hauſe dort zur Stunde. Alſo lautete die Antwort, und Freude blitzte aus Rolands Augen. Vieledlig Grüße und Botſchaft waren ihm aufgetragen worden an den alten Grafen auf der Drachenburg von ritterlichen Freunden am Oberrhein und in Rheinfranken. Roland ſäumte nicht länger mit ſeinem Entſchluß. Bald durchfurchte ein Kahn die dunkle Flut.

II.

Nacht war's worden mittlerweile. Durch des Waldwegs Dunkel zeigte ihnen der milde Vollmond den Weg. Gar freundlich bot Graf Heribert, eine würdige Rittergestalt in der Fülle der Jahre, dem ritterlichen Neffen seines kaiserlichen Herrn, auf seiner Burg Willkommen. Bis zur zwölften Stundenwende pflegten sie in dem trauten Gemach des Schloßherrn unterhaltender Rede.

Am andern Morgen stellte Graf Heribert dem Ritter sein Töchterlein Hildegund vor. Voll Bewunderung hing Rolands Auge an der lieblich errötenden Jungfrau. Nie hatte bisheran Frauenanmut tiefere Gefühle in seiner Seele geweckt, die stets nach Waffenruhm und Heldenwagnis, nach Spiel und Fehde gedürstet, nun aber berührte mit einem male den kühnen Kämpen der Zauberschlag der Liebe. Er, der ungezählte male gefürchteten Gegnern ins Auge geschaut, beugte das furchtlose Haupt in mädchenhafter Verwirrung vor dem Zauber Hildegundis. Doch auch sie stand da, purpurübergossen, vor dem gefeierten Helden, dessen Namen gar einen guten Klang besaß in den fränkischen Landen.

Der alte Ritter löste der Scene unmerkliche Beklommenheit. Mit heiterm Scherzwort schloß er die zage Zwiesprache des jugendschönen Paares und geleitete den Gast durch des Schlosses hohe Räume.

Länger weilte Roland auf der gastlichen Drachenburg, als er je auf einem andern Schloß gerastet in den Gauen des Rheines. Mit unlöslichen Banden hielt es ihn auf der paradiesischen Höhe; strahlend hob in seinem Herzen die Liebe ihr Haupt, und auch in Hildegundis reine Seele warf sie den lohenden Flammenbrand und eines Tages — um die Steinbank spann die Dämmerung silbergraue Fäden — senkte sie Hand in Hand, Auge in Auge, Mund auf Mund und jauchzend schwebte sie über denen, die sie verbunden, die allsiegende Königin.

Willig vertraute Graf Heribert dem gefeierten Paladin sein holdseliges Töchterlein. Mit fröhlichen Hoffnungen schmückte er den Liebeslenz seines einzigen Kindes. Eine Burg sollte sich erheben auf der Felshöhe drüben am Rhein, der Drachenburg gegenüber. Als stolze Warte sollte sie von jenem schroffen Felseneck hineinschauen in das wunderherrliche Siebengebirge, die künftige

Rolandsburg. Schon ſtiegen ihre Mauern empor, und täglich ſtanden die Verlobten auf dem Söller der Drachenburg und ſchauten hinüber, wo fleißige Werkleute zimmerten und Steinmetzen hämmerten, und Schön-Hildegund rankte ſüße Zukunftsträume um das neue Heim, worin ſie mit treuer Liebe feſſeln wollte den abenteuergewohnten, ritterlichen Helden.

Da erſchien eines Tages ein Bote auf ſchäumendem Roß zur Drachenburg. Von der Kaiſerſtadt Worms kam der Abgeſandte des kaiſerlichen Ohms und brachte die Kunde von des Kaiſers beſchloſſenen Kreuzzügen gegen die Ungläubigen hinter den Pyrenäen. Karl wünſcht den erprobten Paladin unter ſeinen Heerführern. Schweigend nahm Roland die Botſchaft des hohen Gebieters entgegen. Er ſchaute auf Hildegund, die mit totenbleichem Antlitz neben ihm ſtand, und grauſam wühlte der Harm in ſeinem Herzen. Doch das Gebot der Pflicht muß ihn tragen. Den Königsboten heiſcht er, ſeine Ankunft im kaiſerlichen Heerlager zu melden für den drittfolgenden Tag. Finſter wendet er ſich ab. An ſeiner Bruſt liegt ſchluchzend Hildegunde.

III.

Grimmig ſtritten im Lande der Iberer Kreuz und Halbmond um die Herrſchaft. Heiße Schlachten wurden geſchlagen, viel Blut floß von Chriſten und Ungläubigen. Blutige Siege erfochten des Frankenkönigs tapfere Paladine, vor allen Roland. Sein Schwert bahnte dem Kaiſer die Triumphwege, es deckte des Kaiſers Heer, als es ſiegreich in unbekanntem Feindesland zog. Zu Ronceval war's in jenem Thale, von dem ſeither gar viel Dichter geſungen in deutſchen und welſchen Landen.

Vom Hauptheer getrennt, zieht Rolands tapfere Nachhut ihre Straße auf dämmerndem Waldwege. Da tönt plötzlich wildes Geſchrei von den Höhen, verderbendrohend dringen die feigen Mauren auf das Häuflein der Franken ein. Löwenmutig kämpfen dieſe, wie ein Königsaar fliegt Rolands Schlachtroß Brilliador bald hierhin, bald dorthin und manchen Sarazenenſchädel ſpaltet ſein mächtiges Schwert Durando. Aber die Uebermacht ſiegt über die Tapferkeit. Immer lichter wird die Schar der Franken, da ſinkt auch Roland, von dem Lanzenſtich eines rieſigen Mauern getroffen. Ueber ihn weg wogt der grimmige Kampf. Als die Nacht ſich trauernd

über die Kampfstätte breitete, hatten die Ungläubigen ihr scheußliches Werk gethan. Erschlagen lagen die Franken. Nur etliche waren dem Verderben entronnen.

Wo ist Roland? klang die bange Frage aus blassem Munde. Er war nicht unter den Geretteten. Wo ist Roland? fragte bestürzt der große Karl die traurigen Boten. Im ganzen Reiche hallte ihre Antwort wieder: Roland der Held fiel im Kampfe gegen die Sarazenen. Wo man sie hörte, weckte sie tiefes Leid.

Auch am Rhein ward sie vernommen, und eines Tages erschienen auf der Drachenburg die Königsboten und überbrachten mit des Kaisers innigem Beileid die traurige Mär. Tiefauf seufzte der alte Heribert und bedeckte mit der Hand die Augen. Einen gellenden Schrei that Hildegund. Herzbrechend war ihr Jammer. Vor dem Bild der Schmerzenreichen lag sie schluchzend auf den Knieen und flehte um Trost im tiefsten Leid. Tagelang schloß sie sich ein in ihr Kämmerlein, und selbst des Vaters milder Tröstung gelang es nicht, ihren wilden Jammer zu lindern.

Wochen schwanden. Dann trat eines Tages die bleiche Maid in des Ritters Gemach, ruhiger wie sonst; verklärt schien ihr Schmerz. Und wie er die Knieende an sich zog, da enthüllte sie dem Vater den Entschluß, der in ihrer leiderprobten Seele gereift war. Schmerzlich hat das Auge des Grafen Heribert gezuckt. Dann hat er einen Kuß gedrückt auf ihre reine Stirne.

Dann ist ein Tag gekommen, wo auf dem Eiland Nonnenwert dort unten die Klosterglocken feierlich läuteten. Vor dem Altare kniete verschleiert eine neue Novizin, des Grafen Heribert holdselige Tochter. In des Klosters heiliger Stille suchte sie den Frieden, den sie in der väterlichen Burg nicht fand. Mit einem letzten Aufweinen hat sie des Geliebten Namen aus dem Herzen gerissen, die Flamme trauernder Liebe erlöscht, und nun sollte es für immer erfüllt sein mit dem heiligen Feuer reiner Gottesminne. Vergeblich hoffte der gebeugte Vater, daß des Klosters ungewohnte Einsamkeit den Entschluß der geliebten Tochter wankend mache und sie am Ende des Probejahres zurückführe in seine Arme. Im Gegenteil; inständigst bat die gottliebende Jungfrau den Bischof, dem Geschlecht des Vaters

verwandt, er möge ihr das Probejahr erlassen und ihr schon nach kürzerer Zeit gestatten, das unwiderrufliche Gelübde vor dem abzulegen, dem sie sich ganz gewidmet. Ihr sehnsüchtiger Wunsch ward erfüllt: ein Monat war vergangen, da fiel das goldene Haargelock von Hildegundis Haupt, und des Drachenburgers holde Tochter weihte sich durch feierlichen Schwur auf ewig dem Herrn.

IV.

Monde waren seitdem vergangen. Es starb der Lenz und die Garben reiften auf den Feldern. An der Stelle, wo den Strom, am Ende des Rheinthals angelangt, mit burggekrönten Häuptern sieben gewaltige Trachytriesen umstehen, hält rastend mit seinem Troß ein Ritter. Noch ist's nicht allzulange, da hat er fern im Süden, wo die Sonne Iberiens das Thal von Ronceval bestrahlt, in einer elenden Hirtenhütte gelegen! dorthin hatte der treue Knappe den Gebieter geschleppt, dem sich eine maurische Lanze in die Brust gebohrt. Hier hatte der kühne Held und Heerführer wochen- und mondelang auf dem Siechbett gelegen und mit dem Tod gerungen, bis jenen seine kraftgestählte Natur besiegte.

Roland erholte ſich unter liebender Pflege, dieweil man ihn im Frankenlande als Toten betrauerte. Nun war er zurückgeeilt zu der Stätte, wohin ihn es drängte mit unbezwingbarer Gewalt.

Ein waldiges Eiland lugt grüßend aus der dämmerblauen Flut. Rotgoldiger Abendſonnenglanz über den ſieben Bergen! Auf den Bergrücken zahlloſe Rebgelände, links lauſchige Buchenhaine, aufſteigend bis zur Höhe der ſchroffen Kuppe, rechts des Stromes murmelnder Wellenſchlag, drüben weit ſichtbar auf dem ſagenumwobenen Fels, allwo voreinſt ein ſcheußlicher Lindwurm gehauſt, die Zinnen eines Ritterſchloſſes. Hoch über allem die Nacht im Sternengoldgewande!

Schweigend hält der Ritter. Sein Blick ruht bewundernd auf dem entzückenden Bild: wie vor Monden faßt den Träumenden eine ſeltſame Weichheit des Gemütes.

„Hildegund!“ murmelt Roland und blickt hinauf zum ſterngeküßten Himmel.

Wieder durchfurcht wie dazumal ein Fahrzeug die dunkle Flut. Auf dem Waldweg, der zur Drachenburg führt, ſchreitet Roland, begleitet von ſeinem Knappen.

Totenbleich ſtarrt der alte Burgwart auf die ſpäten Gäſte. Er bekrenzt ſich und ſtürzt hinauf in des Herrn Gemach. Da waukt eine Männergeſtalt herfür, von Alter oder Gram gebeugt. Ihm ſtürzt der Ritter entgegen. „Roland!“ klingt es wie Geſtöhn aus des ergranten Burgherrn Munde. Schweigend hält der Jüngling den ſchlnchzenden Alten umfangen. Als Roland wegzog vor Monden, fand ſein Harm keine Zähren, nun floſſen ſie reichlich über ſeine kummerbleichen Wangen.

Aus des andern Arm reißt ſich der Ritter.

„Wo iſt ſie?“ Gellend hallt die Frage. „Tot?“

Unſagbar traurig ſchaute zu ihm Graf Heribert.

„Hildegnnd, die Braut des totgeſagten Roland, ward eine Brant des Himmels.“

Da ſtöhnt der Held laut auf und verhüllt ſchmerzlich das Haupt.

Hat dann im Frühlicht die Drachenburg verlaſſen, eine Königseiche, vom Blitz berührt. In der Burg anf dem Felſeneck drüben, die im Lenz ſich ſeine hoffende Liebe erbaute, iſt er eingekehrt und hat dort die Kriegerrüſtnng abgelegt für immer. Erloſchen waren die Sterne in ſeiner Bruſt, erſtorben ſein Thatendurſt. Tag um Tag

ist er dort oben gesessen und hat stumm hinuntergeschaut auf das grüne Eiland im Rhein, allwo jeden Morgen im Klostergarten die Nonne Hildegund einherwandelte zwischen den Blumen. Bisweilen war es, als ob sie grüßend sich neige, und dann verklärte des Ritters bleiches Angesicht das Abendrot eines einst erstrahlten Glückes.

Dann ward ihm auch dies Glück genommen. Eines Tages blieb die Holde aus und dann tönte klagend das Sterbeglöcklein auf dem stillen Eiland. Er sieht einen Sarg, den sie dort unten hinaustragen zur Begräbnisstätte und hört der Nonnen Trauer-Gesänge und Gebete. Alle sieht er wallen, nur eine nicht und er verbirgt das Antlitz: er weiß, wen sie dort zu Grabe tragen . .

Der Herbst kam und wehte welkes Laub auf das Grab der Nonne Hildegund. Noch immer saß Roland oben und schaute starr allmorgens nach des Eilands Kirchhof. Und so fand ihn eines Tages der Knappe bleich und tot, das gebrochene Auge nach der Stätte gewandt, wo die Geliebte schlief, die verlorene . . .

Noch manch ein Jahrhundert krönte den Berg, den sie noch heute Rolandseck heißen, die stolze Rolandsveste. Dann sank auch sie in Trümmer,

gleich der gewaltigen Drachenburg, deren Turm noch jetzt emporragt. Vor einem halben Jahrhundert ſank in ſtürmiſcher Winternacht ihr letzter Bogen in Trümmer. Liebende Pietät aber hat ihn wieder aufgebaut, und noch immer ragt vom ſteilen Felſeneck der Rolandsbogen, die jetzigen Geſchlechter erinnernd an ritterlicher Vorzeit ſeltentreue Minne.

Ahrthal.

St. Peter von Walporzheim.

Sie haben allesamt einen guten Klang, die dunkelroten Weine der Ahr, vor allem jener, der bei Walporzheim reift. Das ist übrigens nichts neues, und schon manchen, der zu tief hinabblickte in den Walporzheimer Pokal, hat auf dem späten Heimwege an der ‚bunten Kuh' der verfluchte Kobold erwischt, gleich den biedern Gevattern Klaus und Velten, deren feuchtfröhliche Nachtwanderung ein rheinischer Poet gar erbaulich beschrieben: der Velten torkelte rechts und fällt stolpernd auf eine Felskante, der Klaus links geradeaus in die Ahr —

Dem einen strömten aus der Nas
Die hellen blutigen Perlen;
Der andre tief im Wasser saß
Und hielt sich an den Erlen. (Kinkel).

Und das hatte mit seinem feurigen Wein der Kobold von Walporzheim gethan.

Aehnlich, doch minder feuchtfröhlich, ist es dem heiligen Petrus zu Walporzheim ergangen; denn kein geringerer als der Herr selber und

ſein ſchlüſſeltragender Jünger haben eines Tages (ein vortreffliches Weinjahr war's eben) das Ahrthal aufgeſucht und in verſchiedenen Weinkellern Raſt gehalten. Trefflich hat ihnen der Ahrwein gemundet und gar gehobener Laune war St. Petrus. Hat auch manchen tiefen Schluck gethan, trotzdem ihn der Meiſter ſtumm mahnend anſah. Schwer ward ihm endlich der Kopf, ſchwerer noch der mächtige Himmelsſchlüſſel in ſeiner Hand. Bei einem biedern Weinbauern ſind ſie juſt geſeſſen, und weil deſſen Wein den himmliſchen Zechern gar beſonders gemundet, ſind ſie über Gebühr alldort geblieben. Erſt als die Abendglocke den Walporzheimern die Feierſtunde ſchlug und ſchon vereinzelte Sternlein neugierig durchs Himmelsdach blinzelten, winkte der Herr St. Peter ernſtmild zum Aufbruch.

Da that der Jünger noch einen langen, letzten Schluck, warf einen ſchmerzlichen Abſchiedsblick auf den ungetrunkenen Reſt und folgte in ſchweigſamem Gehorſam dem Meiſter. Sputen mußte er ſich, maßen ſchon etliche Seelen droben ſtürmiſch Einlaß verlangten. Als ſie eben an der bunten Kuh vorübergingen, merkte der heilige Himmelspförtner zu ſeinem großen Entſetzen, daß er den

Himmelsſchlüſſel bei dem gaſtlichen Weinbauern zurückgelaſſen.

Da entſchlüpfte ihm ein Zorneswort, wie damals, als er dem Malchus das Ohr abgehauen, und mit ſchwerem Herzen und ſchwerem Kopf ging er den Weg zurück. Aber der verfluchte Kobold ſpielte ihm einen Schabernack — Sankt Peter irrte rings in der Rund', weil er den Weg nicht finden kunnt', und ging endlich mit trotzigem Aerger von dannen, weil des Herrn Stimme von ferne ihn zu ſich beſchied.

Wie es St. Petrus dann droben ergangen, das hat die Sage nimmer erfahren, ſintemal ſie ſich nicht zu ſolchen Höhen verſteigt. Der Walporzheimer Schenkwirt aber hat bald erfahren, wer der Gaſt geweſen, der den mächtigen Schlüſſel bei ihm zurückgelaſſen. Weil er ein pfiffiges Bäuerlein geweſen, hat er fortan ſein Wirtshaus nach jenem hohen Gaſt getauft, den Himmelsſchlüſſel aber draußen über dem Eingang angebracht zum ewigen Gedächtnis — und wenn ihr heute einkehrt beim St. Pitter in Walporzheim, mögt ihr ihn ſelber ſehen.

Die Fadenbrücke.

An den Ufern der Ahr ſtand in alter Zeit die Bergveſte Neuenahr, ihr gegenüber, ebenfalls auf ſteiler Bergeshöh, Schloß Landskron. Die Herren beider Burgen waren einander in warmer Freundſchaft zugethan; und um ſich gegenſeitig öfter beſuchen zu können, hatten ſie eine Brücke erbaut über die Ahr und alſo Burg mit Burg verbunden. Aber der Enkel Sinnen iſt nicht immer gleich dem der Väter, bittere Fehde entzweite die Geſchlechter und keines Hengſtes erzbeſchlagener Huf ſtampfte mehr wie vordem auf der Brücke, keines Ritters, noch Edelfräuleins Fuß ſchritt hinüber oder herüber. Und kein Steinmetz kam, als die Brücke trauernd ob ihres unnützen Beſtandes morſch wurde. Allgemach bröckelte das verwitterte Geſtein, Regen und Sturm raſten höhnend um die wankenden Bogen, bis ſie endlich einſtürzten, ſich begrabend in den Fluten der rauſchenden Ahr. Nur die beiden Brückenpfeiler trotzten der Vernichtung. Gleich ſtummen Wachtpoſten, die man abzulöſen vergeſſen, ſtanden ſie hüben und drüben und tauchten ihren Fuß in die neckiſche Flut.

Nun geſchah es nach vielen Jahren, daß auf Schloß Landskron ein junger Ritter aufwuchs, derweil auf Neuenahr ein holdſeliges Fräulein erblühte, und es geſchah auch, daß die Augen der beiden jungen Menſchenkinder ſich begegneten, nicht in Haß wie die ihrer geſtrengen Väter, wohl aber in Liebe, gar zärtlicher Liebe. Die Herzen des Ritters von Landskron und des Schloßfräuleins von Neuenahr hatten ſich gefunden, trotzdem der Brücke Trümmer längſt im Bett der Ahr verwitterten und kein Steg noch Furt die Burgen verband; daß dem ſo war, betrauerte niemand ſo ſehr wie das liebende Paar. Gar oft ſaß die jungfräuliche Maid am Burgfenſter ihrer Kemenate, und aus ihren Augen ſchaute die Sehnſucht verlangend nach der Veſte drüben, indes ihr klopfendes Herz tauſend fromme Wünſche ſpann über Fluß und Thal für den Geliebten drüben.

Während ſie ſo einſt wieder dortſaß, da raunte ihr der loſe Schalk im Flügelkleide, der körpertragende und herzenplagende, einen tollen Plan ins Ohr, und als ſie ihn erfaßt hatte, da ſchüttelte das blitzäugige Schloßfräulein frohgeſtimmt das blonde Köpfchen. Hat dann heimlich

eine Armbruſt genommen aus der Rüſtkammer, an den Pfeil einen Garnknäul geknüpft, deſſen Endfaden befeſtigt und dann mit kundiger Hand — Erwartung in den Augen und ein Gebetlein auf den Lippen — den Bolzen hinüber geſandt zum Nachbarſchloß. Der Liebe, die ſo alſo eine Fadenbrücke erbaut, hat dann die Mechanik treulich geholfen, und ein Ringlein an einer haarfeinen Schnur iſt fortan fleißig hinüber und herüber gewandert. Manchen Pergamentſtreifen, drauf in zierlichen Zeichen ſchwere Schwüre ſtanden, hat jene Poſt auf der Luftbrücke hüben und drüben befördert.

Die Windsbraut hat gelächelt, als ſie, über die Ahr ſchwebend, das Werk erſchaute und gelobt, ſeiner gnädiglich zu ſchonen. Und die Vögel, die durchs Ahrthal kreiſten, gelobten ein gleiches; denn auch das Schwälblein weiß heimliche Liebe zu achten.

Wie viele Monde die Liebenden alſo miteinander verkehrten, darüber ſchweigt die Sage. Doch weiß ſie zu berichten, daß der unſelige Zwiſt zwiſchen den feindlichen Geſchlechtern ein Ende genommen und eines Tages der Ritter von Landskron die reizende Gräfin von Neuenahr

heimgeführt hat als ſein eheliches Gemahl. Und wiederum erſtand die Brücke aus den Trümmern, hochgewölbt wie vordem, zwiſchen den beiden Burgen. Auf's Neu ſtampfte der Hengſte erzbeſchlagener Huf auf der Brücke, und manches Ritters, manches Edelfräuleins Fuß ſchritt hinüber und herüber.

Dann ſtarb auch jenes Geſchlecht aus, wie ſo manches im rheiniſchen Land. Die ſtolzen Veſten Landskron und Neuenahr ſind zerfallen, auch die Brücke verwitterte und iſt endlich zum andernmale zuſammengebrochen. Kein Stein mehr blieb erhalten, und auch von den beiden Schlöſſern ſind nur noch ſpärliche Trümmerreſte vorhanden.

Der letzte Ritter von Altenahr.

Trauernde Trümmerreſte decken heute den Bergkegel, wo einſt eine der ſtolzeſten Veſten des Rheinlandes, das Schloß Altenahr geſtanden. Travernd berichtet die Sage von dem Letzten des ſtolzen Geſchlechtes, das Jahrhunderte lang jene Burg bewohnt hat. Ein trotziger Paladin iſt's geweſen, der nimmer den allgewaltigen Erzbiſchof anerkennen mochte, den als Schirmherr des Kaiſers Majeſtät geſandt hatte in die rheiniſchen Lande. Aber ſtolz und gebieteriſch war auch der Biſchof, und finſtern Groll nährte er gegen den Verächter ſeiner Rechte.

Nicht lange dauerte es, da lohte aus dem beiderſeitigen Groll die Flamme der offenen Fehde, und vor die ſtolzeſte Veſte des Ahrthales wälzten ſich des Biſchofs und ſeiner Verbündeten Streitmacht. Einen eiſernen Ring zogen ſie um die trutzige Veſte: aber ihren Beſitzer ſtörte es nicht: mit höhniſchem Grimm ſpottete er der Belagerer vergeblicher Bemühung, den Felſen zu erſtürmen, und mit ohnmächtigem Zorn ſah der Biſchof zahlreiche Mannen ſeines Heeres nutzlos verbluten.

Er hatte sich verschworen, das unbesiegbare Felsennest als Sieger zu betreten und wenn auch bis zum jüngsten Tage der Kampf währen sollte; Und einen ähnlichen Schwur hatte der Herr von Altenahr gemacht. Keiner war dem andern an trotzigem Mannesmut unterlegen.

So zog sich die Belagerung schon etliche Monate hin. Immer stärker ward der Zorn der Belagerer, denn jeder Sturm kostete einer stattlichen Zahl von Reisigen das Leben, und nutzlos war er trotz alledem. Schon pflanzte der Mißerfolg Unzufriedenheit in die Kampfreihen des Bischofs und seiner Mitstreiter, und gar nicht selten traf es sich, daß des Morgens eine Anzahl der Söldner und Vasallen fehlte, die es vorgezogen hatten, einer nutzlosen Belagerung zu entsagen. Es schien gar Meuterei im Heere zu drohen, als eines Tages wiederum ein verzweifelter Angriff mit heldenmütiger Kühnheit von den versteckten Burgbewohnern blutig zurückgeschlagen wurde.

Des Bischofs Verbündete drangen in den strengen Mann, von seinem vermessenen Vorgehen abzustehen; er aber empfing die Waffengenossen mit einem finstern Lächeln. „Wenn Ihr mich

verlaßt, naht mein größerer Verbündeter: der Hunger. Er kommt, des bin ich gewiß!“ Da drangen aus nächster Nähe verworrene Stimmen; meuternde Reisige, durch den Wein kühn gemacht, haderten mit ihrem Führer. Andere schlossen sich den Recken an. Des Bischofs finsteres Lächeln erstarb.

„Noch einen Sturm harrt aus, ihr Mannen!“ rief er mit mächtiger Stimme. „Er sei der stärkste und letzte!“ Mit finsterm Antlitz schritt er davon.

* * *

Das Frühlicht wob seinen Purpurschleier über das Thal der Ahr. Drunten am Bergabhang herrschte reges Leben im Kriegslager; droben grüßte, umstrahlt vom rotgoldigen Morgenlicht, das Schloß von Altenahr. Schweigen floß um seine Zinnen. Da tönte plötzlich Fanfarenton vom verschlossenen Burghof, und auf die herabgelassene Zugbrücke sprengte auf milchweißem Renner der Schloßherr von Altenahr. Hoch über des Tieres Rücken ragte des Ritters mächtige Gestalt, flatternd wehte vom ergrauten Haupt der wehende Helmbusch und der erste Strahl der aufsteigenden Sonne strahlte tausendfach in seiner blitzenden Silberbrünne.

Nun hielt er den Hengſt mit nerviger Fauſt, und den anſtürmenden Belagerern, die vergebens ſein Gefolge erſpähten, deutete er an mit ausgeſtreckter Rechte, daß er reden wolle. Weit hinaus klang ſeine Stimme.

„Schaut hier den letzten Mann und das letzte Roß von allen, die in meiner Burg atmeten. Der Hunger raffte mir alle hinweg: Weib, Kind, Gefährten. Sie alle zogen den Tod der Knechtſchaft vor. Ich folge ihnen nach, bis zur letzten Minute unbezwungen und frei.“

Hoch auf bäumte ſich das edle Tier, von ſeinen Sporen getroffen. Ein mächtiger Sprung, gefolgt von donnerndem Getöſe. Ueber Roß und Reiter ſchlugen die Waſſer der Ahr ſchäumend zuſammen.

Grauen packte die, welche es ſahen. Des finſtern Belagerers Antlitz ward totenbleich. Zur ſelben Stunde zog er ab. Ihm folgten die Verwünſchungen der meuternden Reiſige. Die Burg Altenahr blieb ſeitdem verödet; niemand wagte ſich in die Räume, die todgeweihten und ſo ſtand ſie Menſchenalter hindurch unbewohnt und gemieden, bis endlich der Zahn der Zeit auch ihre Mauern anfraß und ihre Hallen vernichtete.

Der Spielmann von Neuenahr.

I.

Er hieß Ronald, war hochgewachsen, blauäugig und blondgelockt, voll edlen Anstandes und ein Meister des Spieles und Gesanges. Eines Tages — eben feierte ein üppiges Fest der stolze Schloßherr von Neuenahr — tönte sein Harfenspiel und Lied auf der Zugbrücke. Da verstummte der Gäste lärmende Unterhaltung und Ritter wie Edelfrauen lauschten gebannt dem unsichtbaren Sänger. Und laut gebot der stolze Schloßherr von Neuenahr dem Pagen, den Fahrenden hereinzuführen. Also kam er, der hochgewachsene Mann, der Fremdling voll edlen Anstandes, der blauäugige und blondgelockte Sänger. Mit wechselnden Gefühlen betrachteten ihn die vornehmen Herren, schämig ruhte auf ihm manch schönes Frauenauge.

War auch eine drunter, eine wunderherrliche Maid, halb Jungfrau, halb Kind, des Burgherrn Töchterlein, deren Geburtstag feierte die vieledle Versammlung. Und es erhob sich der Schloßherr vom reichgeschnitzten Eichenstuhl und winkte dem

Sänger, der sich tief vor den Rittern und Frauen, tiefer vor dem Gebieter der Burg verneigte.

„Ein Lied, Spielmann, zu Ehren der Siebzehnjährigen!“

Und des Spielmanns Augen hefteten sich in schweigender Bewunderung auf die Jungfrau. Die senkte die Lider, und holde Scham hauchte auf ihre Wangen liebliches Rot. Er aber griff in die Saiten, und nach einigen rauschenden Harfenakkorden sang er ein Lied der Huldigung; süßer Wohllaut war die Weise, süßer Schmeichellaut die Worte. Immer tiefer färbte sich das Rot auf dem Antlitz des Fräuleins, scheu schauten in den Schoß die schönen Augen, nur einmal, als des Harfners Lied sie pries, mit zwei Sternen sie vergleichend, so dem nächtigen Wanderer leuchten, da schauten sie aufflammend empor und begegneten den seinen, um sich rasch und zuckend wieder zu senken. Ihr schwanden vor Scham schier die Sinne; aus traumspinnendem Gedankenwiegen weckte sie der Gäste tosender Beifallsruf; sie sah den Vater den schweren Humpen heben und ihn dem Sänger reichen, sah, wie jener ihn zuerst gegen sie hob, hierauf gegen den Vater und die Gäste und ihn dann an die Lippen

führte: und dann fühlte die Maid, wie ſie nicht mehr Herrin ſei ihres Herzens, des mächtig klopfenden.

II.

„Ihr mögt meiner Rothtraut das Harfenſpiel lehren, Spielmann!“ hatte der ſtolze Schloßherr von Neuenahr in weinfroher Laune gerufen. Sie hörte es wie im Traum und er hatte ſich tief verneigt, von ſeiner Unwürdigkeit gemurmelt und des Ritters Wohlwollen leis dankend geprieſen.

Und alſo blieb er. Wohl empfand Schön-Rothtraut in tiefſter Bruſt ein leiſes Bangen, gleich dem Kind, das unbekannt mit zager Scheu den Steg betritt, der hinüberführt zur blumigen Au: kein Mutterherz war da, dem ſie anvertrauen konnte, wofür ſie keine Worte fand, und ſo fügte ſie ſich mit wechſelnder Empfindung in des Vaters Begehr, ihm der Abende Einſamkeit durch Sang und Spiel zu verkürzen. Leicht ward ihr jenes — eine Nachtigall ſchien in ihrem Buſen zu ſchlummern — ſchwerer ward ihr dieſes: die zarten Mädchenfinger ſchlugen manchen mißtönenden Dreiklang aus den Saiten, und behaglich lachte im hohen Lehnſtuhl nebenan der Vater, derweil

des Mägdleins Wangen sich mit glühendem Purpur färbten und ihre großen Augen wie scheue Vöglein von den Saiten zu dem Spielmann irrten. Wenn sie dann aber verschämt in den seinen ruhten, ward ihre Verwirrung noch größer.

Er war gar geduldig mit ihren schülerhaften Leistungen, tadelte nie, und lobte den bescheidensten, gelungenen Harfengriff über alle Gebühr. Und wenn er dann zum Schlusse ein eigenes Lied sang und eigener Töne goldenen Reifen um tiefempfundene Worte schlang: dann lauschte selbst der Schloßherr, der nebenan saß im hohen Lehnstuhl, und ihr ward wohl und weh um das junge Herz: sie wußte selber nicht warum, die reine Maid; er hatte sich ihr längst ins Herz gesungen und das keusche Mädchenherz zitterte, berührt von dem Flügelschlag der ersten Liebe.

Und die Liebe umkreiste sie eng und enger und breitete endlich triumphierend ihre Fittige aus über den beiden Herzen: im verschwiegenen Burggarten hielt Ronald, der Harfner, des Burgherrn Tochter liebend umfangen.

III.

Der Liebe Lust folgte noch stets der Liebe Leid. Auch Schön Rothtraut mußte es erfahren.

In des Spielmanns Armen überraſchte der Schloßherr ſein geliebtes Kind. Grimmig war des Ritters Zorn. Gleich einem Raubtier ſtürzte er auf den Sänger zu, doch mit einem Aufſchrei ſtellte ſich zwiſchen Vater und Geliebten die Tochter, die plötzlich zum Weibe gewordene ſchwache Maid. Was aus ihrem Munde er vernahm, traf mit Hammerſchlägen des ſtolzen Burgherrn Seele: mit zitternden Lippen und glühenden Wangen bekannte das Fräulein das Geheimnis ihrer Liebe.

Bleich, doch feſt, trat vor den Ritter der Sänger.

„Nur ein Fahrender bin ich, doch deshalb nicht ehrlos. Darum zerſtört nicht die Blume, die Gott in unſere Herzen gepflanzt, mit rauher Vaterhand, ſondern gebt mir Gewähr: ich will weiterfahren und ſingen und ringen im Lieder- oder Waffenſtreit für meine Liebe — und nur, wenn ich als Edler zurückkomme, möget ihr mir die geben, die mich liebt. Als ein Ritterlicher werde ich wiederum vor Euch treten oder nimmer.“

Finſter ſah ihn der Burgherr an, leis weinend ſtand die Maid. Ihre Hand faßte Roland.

„Lebt wohl, Jungfrau, und harre mein, Rothtraut!“

Die Büſche nahmen ihn auf, und ein klagender Wehruf entfuhr dem Munde des Fräuleins.

IV.

Um mancherlei Unrecht gegen Papſt und Kirche zu ſühnen und ein heiliges Gelübde zu erfüllen, war Kaiſer Rotbart in ſeinen alten Tagen zum heiligen Lande aufgebrochen an der Spitze eines mächtigen Kreuzheeres. Gar viele Mannen ſind ihm zugeſtrömt aus den deutſchen Landen, und ſtolze Heeresmaſſen zogen über Byzanz, die Griechenſtadt, in Levantens Steppen. Sind dann zum Saleph gekommen, dem traurig-berühmten Bergſtrom in Cilicien; ein Helden-leben hat hier geendet: Barbaroſſa ertrank und der Kreuzfahrer Augen wandten ſich vertrauend an Heinrich, ſeinen Sohn. Ein eiſerner Heer-führer iſt er geweſen, jener Kaiſer, in der Reihe der Heinriche der ſechſte, dabei ein Freund des Geſanges. Hat ſelber zahlreiche Weiſen erfunden, deren etliche uns erhalten blieben bis auf den heutigen Tag.

Manche aus des Kaiſers Umgebung haben vermeint, daß nicht der gekrönte Minneſänger ſolches gedichtet, wohl aber des Kaiſers Liebling,

jener blondhaarige, blauäugige, Roland geheißen, der Harfe wie des Schwertes gleich kundig. Ein ſtattlicher Kämpe war jener; ſchon manchen Türkenſchädel hatte er geſpalten. Als einſt die Kreuzfahrer einen beſonders rühmlichen Sieg erfochten, hatte er ein Lied gedichtet zu des Sieges Preis, hatte es ſelbſt geſungen zu der Harfe und der Sang iſt im Chriſtenlager rundgegangen und der Kaiſer Heinrich, der liederkundige, hat den Sänger zu ſeinem Freunde gemacht. Von jenem Tage an iſt die Sonne der Huld nicht mehr von jenem gewichen. Aber die Schatten in Ronalds Seele hat ſie nicht verdrängen können, und oft, wenn des Kaiſers Harfner dem Herrſcher eines ſeiner ſchönſten Lieder ſang, hat er plötzlich mit ſchrillem Mißton abgebrochen und iſt verſtört hinausgeſchritten zu dem Zelte. So hat ihn der Kaiſer eines Tages gefunden, und er hat ihm beichten müſſen, was Rotbarts Sohn längſt erraten hatte aus des andern Wort und Weſen.

Etliche Tage drauf hat der Sturm der Kreuzfahrer begonnen auf Akkon, die unüberwindliche Türkenfeſte. An Heinrichs Seite focht Ronald. Ein Türke ſchwang den krummen Säbel über des Heerkönigs Haupt, und mit wuchtigem Hieb

ſpaltete Ronald dem Ungläubigen den Schädel. Am Abend desſelben Tages hat Kaiſer Heinrich vor den Kriegsmannen ſeines Zeltes einem wackern Kämpen den Ritterſchlag gegeben mit eigener Hand: Ronald von Harfenſtein ward ſein Name, eine Leier, auf einem Krummſäbel und einem Chriſtenſchwert ruhend, ſein Wappen. Und eine Burg hat ihm der dankbare Kaiſer zu bauen verſprochen an den Ufern des Rheins, die ſollte Harfeneck heißen für alle Zeit.

Da iſt die Peſt in das Lager von Akkon gekommen und hat viele Kreuzfahrer weggerafft, darunter den Kaiſer ſelbſt. Troſtlos war Ronald, der Sänger und Held.

V.

Zu den Ufern des Rheins iſt ein müder Kreuzfahrer zurückgekommen aus dem Heere Leopolds, des Herzogs und Heerführers der morgenländiſchen Deutſchen. Ihn hat man mancherorts gefragt, ob es wahr ſei, daß Rotbart nicht ertrunken im Morgenlande, ſondern im Kyffhäuſer lebe, um bald wiederzukommen in das verwahrloſte Reich: er aber hat den Fragern karg geantwortet und iſt raſtlos weiter geritten

auf müdem Renner, das Rheinufer entlang. Und als endlich das Silberband der Ahr vor ihm auftauchte und die Schloßzinnen von Neuenahr, da hat der Reiter aufgejubelt und dem Roß die Sporen gegeben und ist im ersten Abendstrahl hinaufgeritten den Waldweg entlang zu jener Veste, wo er einst als Fahrender auf der Zugbrücke gestanden, wo er den Himmel gefunden in einer Jungfrau reinen Augen.

Den späten Gast hat der Burgvogt dem Schloßherrn gemeldet. Aus schmerzlichem Brüten erhob sich im reichgeschnitzten Eichenstuhl der gebeugte Ritter. Unbekannt war ihm der Fremde.

„Ronald bin ich, Ritter, durch des seligen Kaisers Heinrich Gnade ward ich Ritter im Lager von Akkon, und komme zu werben um Rothtraut Eure Tochter.“

„Werbt Sie vom Tod. Er raubte sie mir vor zwei Monden.“ Und stöhnend wandte der Burgherr sein Haupt zur Seite.

Da ist ein Aufschrei durch das dunkle Gemach geklungen, gellend und verzweifelnd.

Herber Zwiesprach spärliche Worte sind dann gefallen hüben und drüben: eines liebenden Mannes trostloses Weh, eines reuigen Vaters scheue Selbst-

anklage. Zum blütendurchdufteten Winkel des Burggartens ist der Gast geschritten; an dem frischen Hügel, den man dort aufgeworfen vor zwei Monden — hier wollte ruhen des Burgherrn siechende Tochter — ist er lange gestanden, bis die Nacht hereinbrach und dunkle Schatten um seine Augen wob, wie der Schmerz um seine Seele.

Jählings ist er dann aufgebrochen, hat den Schloßherrn nicht mehr geschaut und ist fortgeritten in die Nacht.

* * *

Im Abendlande, wohin Rotbarts Kreuzfahrer zurückkehrten, hat man viel erzählt von den Heldenthaten, die nachher Richard vollführte, der englische Königssohn, den sie Löwenherz nannten seiner Kühnheit wegen. Auch die Türken kannten ihn wohl, den furchtlosen Heerführer; ihn und auch den deutschen Ritter, der an Richards Seite focht. Richard hat ihn hochgeschätzt, den tapfern Degen, obwohl sein Rittertum noch jung war. Zu seinem Vasallen wollte er ihn machen wenn er zurückkehre in die Heimat. Er that es nicht: ein feindlicher Lanzenstich, dem er oft entronnen, traf Richards Schwertgenossen und klagend

rief der Königserbe: „Ronald, mein Getreuer!“ Er hörte es nicht mehr. Der Spielmann von Neuenahr fand seine Ruhestätte im heiligen Lande; das Geschlecht der Harfensteiner erlosch mit des ersten Mannes Blüte und Schloß Harfeneck ward nie erbaut.

Andernach.

Genoveva.

I.

In allen Gauen des Rheines wird ſie mit Verehrung genannt, des Pfalzgrafen Siegfried tugendreiche Gemahlin. Heilige Genoveva nennen ſie die Leute, die einſt des Herzens höchſtes Kleinod trotz grauſamer Prüfung und unnennbarem Leid bewahrte. In dem Mayenfelder Gau, weſtlich der alten Stadt Andernach, ſtand das Schloß des Pfalzgrafen zur Zeit, als Karl, des großen Frankenkönigs gleichnamiger Ahn, das Land der Weſtfranken regierte. In herzlicher Eintracht lebte der junge Pfalzgraf mit ſeinem wunderholden Ehegemahl.

Da trübte das erſte Wölkchen die Sonne des ehelichen Glückes. Aus Spanien her waren die gefürchteten Araber in Gallien eingedrungen und bahnten ſich mordend und ſengend nach Norden den Weg. Ein Ruf des Schreckens ging durch die chriſtlichen Frankenlande. Den Feind des Kreuzes galt es zu vernichten, wenn nicht das

Abendland das Schickſal des islamunterworfenen Afrikas teilen ſollte. Auch in die Burg des Pfalzgrafen drang der Aufruf des Herrſchers zur Teilnahme am Kampfe. Da legte Herr Siegfried die Rüſtung an, küßte ſein weinendes Weib und nahm Abſchied von der Burg ſeiner Väter. Schwer ward ihm das Scheiden von der wunderherrlichen Mayenfelder Au, wo das ſchönſte Glück ſeines Lebens erblüht war, ſchwerer der Abſchied von dem trauernden Gemahl. Dringend empfahl er die Teure dem Hausmeiſter Golo, und die Gattin bat er, jenem zu vertrauen in allen Dingen.

Überaus ſchmerzlich waren für die Pfalzgräfin die Tage der Trennung von ihrem geliebten Eheherrn. Gar tief empfand ſie die Einſamkeit in der großen Burg, ſehr entbehrte ſie Siegfrieds beglückende Nähe, den Klang ſeiner Stimme, die Sicherheit ſeiner Gegenwart. Zu jenem, den er ihr als Hüter beigegeben, vermochte ſie nimmer zu reden, wie mit einem Freunde; ihr reines Auge erſchrack vor der leidenſchaftlichen Glut, die aus den dunklen Blicken Golos flammte. Ihr vermeinte, als ob ſeine Augen mitunter verſtohlen ihren Bewegungen folgten und mit einem Ausdruck, den ihre Kindesſeele nicht verſtand, auf ihr ruhten.

Zwiefach vermißte ſie dann den abweſenden Gemahl. An den Söller trat ſie oft hinaus und ſpann goldene Träume. Dieweil die Sehnſucht aus ihren Augen verlangend hinaus ſchaute in die dämmerblaue Ferne, gedachte Genoveva des ſeligen Augenblicks, wo ſie ihren Siegfried wiederſehen würde; wo ſie, das Haupt an ſeine breite Bruſt gelehnt, ihm das ſüße Geheimnis mitteilen würde, das die hoffende Mutter tiefbeglückt unter dem Herzen trug. Vielleicht währte lange der Krieg gegen die Heiden, und ſie würde dem Heimkehrenden das Pfand ihrer Liebe jauchzend entgegenhalten hier vom Söller. Und der Pfalzgräfin holdſeliges Antlitz verklärte ein Schimmer ſeligen Glückes, und an den Söller trat ſie gar oft hinaus und ſpann goldene Träume, dieweil die Sehnſucht aus ihren Augen verlangend hinausſchaute in die dämmerblaue Ferne.

Die geheime Scheu, welche die Pfalzgräfin vor dem Hausmeiſter empfand, mochte wohl berechtigt ſein. Die engelgleiche Schönheit Genovevas hatte in Golos jugendlicher Bruſt ein verbotenes Feuer entzündet, das er nicht zu erſticken verſtand; im Gegenteil wurden durch das häufige Beiſammenſein mit der liebreizenden

Pfalzgräfin, die huldvoll gegen ihn war wie gegen alle Untergebenen, die Flammen verderblicher Leidenschaft in ihm noch mehr geschürt, bis sie eines Tages lohend über seinem Haupte zusammenschlugen und ihn fortrissen zu den Füßen der verzehrend geliebten Frau. In wilder Leidenschaft flehte Golo seines Herrn Weib um ihre Liebe.

Entsetzt war Genoveva über das Geständnis. Mit Entrüstung und Verachtung wies sie den Verwegenen zurück. Sie verbot ihm, der seine Pflicht so sehr vergessen, ferner vor ihrem Angesicht zu erscheinen und drohte ihm mit Anklage bei ihrem Gemahl.

Da flammten Golos Augen düster auf und ein Strahl tötlichen Hasses traf das ihn züchtigende, schöne Weib. Verzeihung war nicht zu erhoffen von der empörten Gebieterin; sein gedemütigter Stolz verlangte auch keine, aber nach Rache dürstete er. Nun galt es, weiter zu schreiten auf der vermessenen Bahn und der angedrohten Rache Siegfrieds zu entgehen.

Einen Höllenplan gebar das unheimliche Paar, Haß und Rache, in Golos Brust. Er entließ das Schloßgesinde und umgab die Burg mit

einer neuen Dienerschaft. Dann trat er eines Tages der entsetzten Pfalzgräfin vor allen Leuten des Schlosses entgegen, beschuldigte sie blitzenden Auges, daß sie ihrem fernen Gemahl die Treue in schändlicher Weise gebrochen, und mit einem gemeinen Knechte, der ihre Stute sattle, verbotene Liebe gepflegt, deren sündige Frucht sie unter dem Herzen trage. Scham und Entrüstung raubten Genoveva die Sinne. Golo erklärte dem Gesinde, das in stummer Bestürzung umherstand, daß er den Pfalzgrafen bereits von der Schuld seiner treulosen Gattin und ihres entflohenen Dieners Drago unterrichtet und als derweiliger Burgverwalter befehle, die Treulose in ein Verließ zu bringen.

Im feuchten Burgverließ erwachte die unglückliche Pfalzgräfin. In tiefstem Leid verhüllte sie das Haupt und flehte zu dem, der ihr die Prüfung gesandt, ihr zu helfen in der gegenwärtigen und bevorstehenden Bedrängnis. Schmerzvolle Stunden standen Genoveva bevor: sie genas eines Knäbleins. Sie taufte es mit ihren Thränen und gab ihm den Namen Tristan d. i. Schmerzenreich.

II.

Sechs Monate war Siegfried bereits abwesend. Als Held hatte er gestritten in manchem grimmigen Kampfe. Mit wilder Begeisterung kämpften die fanatischen Bekenner des Islam, die die Pyrenäen überschritten hatten, um auch das übrige Abendland mit Feuer und Schwert der Lehre Muhameds zu unterwerfen. In mehreren Treffen hatten die Franken ihrer gewaltigen Übermacht weichen müssen. Schon standen die zügellosen Horden im Herzen Galliens und tränkten ihre Rosse in der Loire. Da erschien Karl, des schwächlichen Frankenkönigs erster Paladin, und maß sich bei Tours in blutiger Schlacht mit den Arabern. Vom Frühlicht bis zum Abend rangen hier Kreuz und Halbmond um das Schicksal Europas. Nie genug ward sie gewürdigt, jene Maurenschlacht zwischen Tours und Poitiers, wo Karl Martel wie mit Hammerschlägen die Ungläubigen aufs Haupt geschlagen hat gleich jenem Judas, den sie Makkabäus, d. i. den Hämmerer, genannt haben.

An des Heerführers Seite focht Siegfried, der Pfalzgraf. Er kämpfte wie ein Löwe und Gottes Schutz war mit ihm bis zum Ende der

Schlacht. Da traf noch am Abend den kühnen Pfalzgrafen die Lanze eines verfolgten Sarazenen. Kein tödlicher Stich war's gewesen, aber zur Unthätigkeit hat's ihn verdammt ſchleichende Monde lang. Mißmutig lag Graf Siegfried auf dem Lager, und voll Trauer gedachte er der liebenden Gattin im ſchönen Rheinthal.

Dann kam eines Tages ein Bote aus dem Mayenfelder Gau, der brachte dem Pfalzgrafen ein Pergament von Golo, dem Hausmeiſter geſchrieben. Starr hat Graf Siegfried die krauſen, ſchwarzen Zeichen angeſchaut, als ſollte ſein Blick ſie auslöſchen auf dem Blatt; aber höhniſch haben ſie vor ſeinen Augen geſchwirrt und in ſeine Ohren geraunt die vernichtende Poſt: „Eure Hausfrau hat Euch die Treue gebrochen mit Drago, dem entlaufenen Roßbuben.“ Grimmig haben des Helden Finger das Schriftſtück umkrallt, ein Stöhnen entfuhr dem blaſſen Munde. Dann iſt er aufgebrochen mit wenigen Knappen zur ſelben Stunde und den Ardennen zugeritten, finſter und verſtört, ohne jegliche Raſt, bis die Pfalzburg vor den Blicken auftauchte. Auf dem Söller ſtand ein Mann und ſchaute ſpähend in die Ferne, und als in der nahen Lichtung Staub-

wolken aufwirbelten und ein kleiner Troß Reiter sichtbar ward, da blitzte es in den dunklen Augen triumphierend auf.

Da sprengt ein stattlicher Ritter den andern voraus. Donnernd dröhnt des Schlachtrosses erzbeschlagener Huf auf der Zugbrücke. Vor dem finstern Pfalzgrafen, der hinuntergesprungen vom schäumenden Pferde, steht mit heuchlerischer Rührung Golo und berichtet mit erlogenem Weh aufs neue, was jener bereits erfuhr.

„Wo ist der Frevler, daß ich ihn zerschmettere, der meines Hauses Ehre befleckte!“ ruft der Pfalzgraf verzweifelt.

„Herr, grausam strafte ich den Elenden an seiner eigenen Sünde und habe ihn dann mit Peitschenhieben vertrieben aus dem Schlosse,“ entgegnete Golo mit markiger Stimme.

Tiefauf seufzt der Pfalzgraf. Schweigend winkt er Golo, und ein Strahl teuflischer Freude zuckt in des Falschen Auge.

Auch in das Burgverließ war der Hufschlag der Pferde gedrungen, der Zulauf des Gesindes und der Aufzug der Reisigen. Hoch aufgerichtet lauscht in ihrem Kerker Genoveva. Ein teurer Name zittert auf ihren Lippen und ein Aufschrei

zu Gott. Nun mußte die entſetzliche Prüfung ihr Ende finden, nun mußte ihre Tugend triumphierend den Ort der Schmach verlaſſen und die Dornenkrone umtauſchen mit einem Siegeskranze.

Da regt ſich der Riegel, feſte Schritte tönen und Männerſtimmen! An die Bruſt reißt ſie den ſchlummernden Knaben. Der Thürflügel ward emporgeriſſen, dem geliebten Gatten entgegen hält ſie das liebliche Kind, das Pfand ihrer Liebe — jauchzend ſchwellt des teuren Gemahls Name von ihren Lippen, doch des Wortes Ton zerbricht und gellt aus in einem lauten Wehruf. Er ſchleudert ſie von ſich, wie Hammerſchläge treffen ſeine Anklagen ihr ſchuldloſes Haupt, und wimmernd bricht Genoveva zuſammen. Am andern Morgen im erſten Frühlicht führten zwei Knechte die Unglückliche hinaus in den Wald. Mit kalter Hand ſollten ſie töten das Weib, das ihrem Eheherrn ſchmählich die Treue gebrochen, dieweil er ſein Leben der Sache des Kreuzes geweiht, und mit ihr ſollte ſterben das Kind ihrer Schande. Die Zungen gebot ihnen heimzubringen der ergrimmte Pfalzgraf, zum Beweiſe des vollführten Befehles.

Herzlos trieben die Knechte die Ärmſte hinein in den wildeſten Teil des Forſtes, wo nur der Schrei eines Raubvogels oder der Ruf eines Waldtieres die Stille unterbricht. Schon hatten ſie die Meſſer gezückt. Da warf ſich die Pfalzgräfin verzweifelt den Männern zu Füßen, hielt weinend ihr Knäblein in die Höhe und beſchwor ſie, wenn nicht ihrer, ſo wenigſtens des unſchuldigen Kindes ſich zu erbarmen. Mitleid wandelte die Beiden an und entwaffnete ihre Hand, welche die Mordwaffe trug. Noch tiefer ſchleppten ſie Mutter und Kind in den Wald, wandten ſich dann haſtig ab und überließen ihre Opfer ſich ſelbſt.

Zwei Rehzungen brachten dem Pfalzgrafen die Männer, berichtend, daß ſie des Auftrages getreulich ſich entledigt.

III.

Herbes Leid wob trübe Wolken über Genovevas kummervolles Daſein. Schmerzverloren irrte ihr müder Fuß durch den unbekannten Forſt. Der Hunger kam und meldete ſich ſcheu zu Gaſt. Leiſe wimmerte das Knäblein in ihrem Arm, und ein inbrünſtiges Flehen ſandte die ver-

zweifelnde Mutter gegen Himmel. Des Herzens dumpfes Weh löste sich in eine Flut heißer Thränen. Leichter ward ihr dann. Der Knabe war, nachdem auch er sich ausgeweint, entschlafen. Genoveva aber sah, wie vom Himmel geführt, zu dem sie geschrieen, vor sich eine Höhle, die ihr Schutz versprach und Zuflucht. Und als wollte Gott ihr zeigen, daß er ihrer milde gedenke, kam eine weiße Hirschkuh in die Höhle und kauerte sich traulich zu der Verlassenen Füßen. Es strotzten ihre Euter; sie mußte vor etlichen Tagen Junge geboren haben. Willig ließ das sanfte Tier es zu, daß die fremde Frau ihr Kindlein labte. Auch am andern Morgen kam die Hindin wieder, Genoveva aber dankte Gott aus bewegtem Herzen. Sie fand Wurzeln, Beeren und Kräuter, ihr Leben zu fristen; das zahme Tier kam täglich in die Höhle und blieb endlich beständig bei ihr.

So schwanden Tage, Wochen und Monate. Der tiefe Schmerz der geprüften Frau hatte ihre unwandelbare Frömmigkeit zu linder Wehmut gelöst. Mit der Zeit lernte sie ihrem Gemahl, der sie schuldlos verdammt, verzeihen, selbst dem, der erbarmungslos an ihrer Tugend Rache ge-

nommen; — wohl waren ihre lieblichen Wangen ſchmal geworden, aber die würzige Waldluft umhauchte mit ſanftem Rot die fahle Bläſſe, welche die Kerkerluft ihnen aufgedrückt. Mehr noch erholte ſich der Knabe, dem nicht verzehrendes trübes Leid wie ſeiner Mutter am Herzen nagte. Er wuchs, lernte lallen und beten: ein blühendes Reis an einem geknickten Stengel.

IV.

Auf dem Schloſſe des Pfalzgrafen war ſeit jenem betrübenden Geſchehnis der bleiche Harm ſteter Gaſt. Der lodernde Zorn Siegfrieds war trübem Gram gewichen, und oft, wenn er unſtät durch die Gemächer irrte, die erinnerungsreichen, und ödes Schweigen ihm entgegengähnte, wo ehedem des geliebten Weibes ſanfte Stimme geklungen, da ſchüttelte ihn das Weh und nur die Reue kam und raunte mit bleichem Munde glühende Worte ihm ins Ohr: ob er nicht gar zu ſtrenge geweſen in ſeiner grauſamen Strafe — ob er nicht gar zu ſchnell das Urteil gefällt, und nicht hätte erwägen ſollen, was zur Milderung gereichte der entlarvten Sünde . . .

Wenn jene mahnenden Stimmen ihn verfolgten, dann ward dem Pfalzgrafen das Schloß und seine Einsamkeit zur Qual und er eilte hinaus mit der kläffenden Meute und dem Gefolge, um durch Jagdfanfaren und Hundegebell jene innern Ankläger verstummen zu machen. Aber es gelang ihm nur selten, und auch draußen sah überall ein todbleiches Frauenantlitz zu ihm herab, um dann in Strahlenschimmer zu zerfließen. Golo war der Seelenzustand seines Gebieters nicht entgangen und doppelt schmiegte sich der Arglistige an den trauernden Pfalzgrafen, heuchelte zwiefache Unterwürfigkeit und Sorge für sein Wohl. Ein Hungernder nimmt selbst das Brot an, das ihm der Bettelmann anbietet: Siegfried vermeinend, der Hausmeister wolle ihn in seiner Verlassenheit entschädigen, nahm jene Ergebenheitsbeweise willig an und lohnte sie mit seiner Huld, wenn er auch im Innern dem Manne grau war, der ihm den traurigsten Dienst seines Lebens geleistet hatte.

Eines Tages ritt der Pfalzgraf wiederum hinaus zur Jagd. Nur weniges Gefolge begleitete ihn. Auch Golo war unter ihnen. Tiefer als gewöhnlich war Siegfried in den Forst

eingedrungen. Eine milchweiße Hirschkuh war vor ihm aufgesprungen, und in echter Waidmannsluſt jagte der Pfalzgraf durch Buſch und Dorn, das ſeltene Tier zu erlegen. Schon hatte ſein Spieß es geſtreift, da verſchwand es plötzlich in einer Höhle. Und eine Frauengeſtalt trat plötzlich aus der Felsöffnung, ein Knäblein an ihrer Hand führend: ſchutzſuchend ſchmiegte die Hindin ſich ihr zu Füßen. Sie erblickt den Jäger und wirft tieferglühend des Blondhaares reichen Mantel über das dürftige Schultergewand. Aber ein Zittern überfällt ſie; unbeweglich ſtarren ihre großen, müden Augen den Jäger an. Ein Schrei entfährt ihrem Munde, halb Jauchzen, halb Geſtöhn, und dem Pfalzgrafen ſtürzt ſie zu Füßen. Und den Lippen, die mondelang nur in heißem Gebet geſtammelt und dem verlaſſenen Kinde ſüße Schmeichellaute zugelallt, entfließt Beteuerung und Anklage verfolgter Unſchuld. Wie Feuer ſtrömen ihre Worte in des Pfalzgrafen Seele, wie Feuer, das erhellt, läutert und erglüht.

An ſeine Bruſt zieht er ſein wiedergefundenes Weib, küßt ihr Thräne um Thräne von den Wangen, ſinkt dann ſelber zu ihren Füßen nieder

und erfleht ihre Verzeihung. Den Knaben drückt er an sein Herz und giebt dem verkannten, teuren Kinde tausend Schmeichelnamen.

Ins Hifthorn stößt er dann. Das Gefolge naht; auch Golo. Ihn reißt der Pfalzgraf aus dem Kreis der bestürzten Knappen vor Genoveva.

„Kennst Du diese?“

Wie von Keulenschlägen getroffen brach der Elende zusammen und umklammerte geständig des Gebieters Kniee, der ihn verächtlich von sich stieß. Er beichtete seinen Frevel und wimmerte um Gnade. Siegfried aber schüttelte finster das Haupt, ließ ihn fesseln und abführen. Schmählicher Tod ward, trotz der frommen Pfalzgräfin Fürbitte, Golos Lohn.

* * *

Neues Glück spannte seinen lichten Himmel über den Pfalzgrafen Siegfried und sein engelgleiches Weib. Mit doppelter Zärtlichkeit verschwendete der Pfalzgraf seine Liebe an dem teuren Ehegemahl und seinem blühenden Knaben. Zum Dank gegen den Himmel ließ er im Forst, wo der Hindin Spur ihn in die Höhle geführt, eine Kirche bauen. Oft wallte die fromme Pfalzgräfin zu jenem Gotteshause und pries die

Güte des Himmels, der ihr Freude aus Thränen erblühen ließ.

Eines Tages hat man unter tiefer Trauer ihre Hülle hinausgetragen und in jener Kirche beigesetzt. Noch heute steht die alte Frauenkirche zu Laach in der Mayenfelder Au, noch zeigt man dem Wanderer das Grabmal, noch den Turm, worin sie schmachtete, noch die Felshöhle, worin sie litt, und niemand ist im Rheinlande, der sie nicht kennt, des Pfalzgrafen Siegfried tugendreiches Gemahl, die heilige Genoveva.

Das verſunkene Schloß.

Weſtlich von dem alten Städtchen Andernach liegt in einem abgelegenen Eifelthal der Laacher See. Eine düſtere Sage knüpft ſich an jene Stätte. Vor vielen, vielen Jahren ſtand in des Sees Mitte auf Felſeneiland ein ſtolzes Schloß. Von ihm und ſeinen Bewohnern wurde gar vieles und arges erzählt in den rheiniſchen Landen: ein Raubritter war der Schloßherr; rauh wie der Fels, darauf ſeine Burg ſtand, war ſein Gemüt; finſter wie des Waſſers Grund, das ſeine Veſte umſpülte, ſeine Seele. Eine herrenloſe, ſchreckliche Zeit herrſchte damals: mit Scheu und Schrecken zogen die friedlichen Kauffahrer am Rhein ihre Straße, mit Scheu und Schrecken nannten ſie der Räuber gefürchtete Namen, zumal des Einen, der ſein Schloß auf den unüberwindlichen Fels gebaut im Laacher See.

Oft hallte des Schloſſes Prunkſaal wider von dem rohen Jubel trunkener Zechgenoſſen, dem ſchamloſen Lachen feiler Buhlerinnen, indes drunten im ſchauerlichen Verließ elende Gefangene

gegen den schwertführenden Wegelagerer Klagen und Verwünschungen ausstießen.

Da hat sich eines Tages Gottes Hand dem Böswicht gezeigt, zuerst mahnend, dann strafend. An des Seees Ufer hat in weltferner Waldeinsamkeit ein Klausner gelebt. Dem frommen Gottesmann war das gottlose Leben des Ritters, der drüben auf dem Felseneiland hauste, wohlbekannt, und inbrünstig betete der Greis, der Himmel möge einen Strahl der Gnade werfen in jenes Sünders verstocktes Herz. Oft auch hat der Greis den Ritter angefleht, wenn er heimkehrte von seiner Raubfahrt von der Landstraße am Rheine, Beute und wohl auch gefesselte Kaufherren mit sich schleppend. Aber nur roher Spott ist des grauen Mannes Lohn gewesen, und unter der Reisigen wüstem Lachen zog sich der Einsiedler trauernd in seine Hütte im Waldgrund zurück.

Und eines Abends hat wiederum des Schlosses Prunksaal von dem rohen Jubel trunkener Zechgenossen, dem schamlosen Lachen feiler Buhlerinnen widergehallt. Da haben sich auf einmal die Thürflügel geöffnet und ein hagerer Greis ist auf der Schwelle gestanden, den hat der Ritter

wohl wiedererkannt: der Klausner iſt's geweſen vom Waldgrund drüben.

„Gott hat mich zu Euch geſandt, Ritter. Im Traumbild ſah ich, was Furchtbares er Euch angedroht und lenkte mit welker Hand mühſam den Kahn durch den brauſenden See, um mein Menetekel zuzurufen Euch und den wüſten Zechern dort.“

Drohendes Stimmengewirr folgte den Worten des Greiſes und mit finſterm Blick maß der Schloßherr den kühnen Sprecher. Der aber trat furchtlos vor und hob mahnend die dürre Rechte. Da riß ſich der Ritter von dem ſchönen Weibe los, das ſich koſend an ihn ſchmiegte und ſtieß mit wildem Fluch das Schwert in des Greiſes Bruſt. Auf den Sterbenden ſtürzten ſich dienſteifrig die Knechte und ſchleppten ihn hinaus.

Und ein eiſiges Schweigen legte ſich auf die Verſammlung. Mit bleichem Antlitz lehnte im Pfühl des Mörders Lieb, er aber ſtarrte großoffenen Auges auf die Lache am Boden, dieweil ſich die Gäſte hinterm Humpen entſetzten. Da tönte ein donnerndes Getöſe in die Totenſtille, wie brauſender Wogenprall und brüllender Donnerſchlag, und vor der Blitze zuckenden Strahlen

erblaßten die Lichter im Saale. Dann hallte ein Wehruf, vielſtimmig und weitgellend, durch die verfinſterte Nacht: er erſtarb im Kampfgebrüll der entfeſſelten Elemente.

Als am andern Morgen das Frühlicht ſeine rotgoldigen Streifen am Himmel zog, war das Felſeneiland im See verſchwunden. Mit ihm die ſtolze Ritterburg. Ein wilder Strudel bezeichnet noch heute die Stelle, wo ſie geſtanden. In manchen Nächten ſollen die Geiſter jener Unſeligen dort am See herumgehen, klagende Laute ſollen aus dem Grunde herauftönen, und der nächtliche Wanderer, deſſen verſpäteter Fuß die Stätte berührt, meidet ſcheu die Nähe des geiſterhaften Sees.

Eifel.

Der Pfeil zu Prüm.

Das alte Städchen Prüm in der Eifel, wo vor tauſend Jahren Lothar, des frommen Ludwig ungeratener Sohn, ſeine Sünden berente, hat in der Pfarrkirche zwei uralte Gemälde. Auf dem einen ſchießt ein Ritter, auf einem Felsblock ſtehend, einen Pfeil ab, indes ſein Gemahl und Gefolge andachtsvoll gegen Himmel ſchauen; auf dem anderen erblickt man einen Prieſter am Altar, dem von Engeln ein Pfeil zugetragen wird. Wer iſt der Ritter? Wer der Gottesmann? Der Ritter iſt Nithard, der edle Herr von Guiſe, der gegen Ende des neunten Jahrhunderts im nördlichen Frankreich lebte. Seinem tugendhaften Weib Erkanfrida waren keine Kinder beſchert, und der Ritter faßte den Entſchluß, ſeine Güter zu frommen Zwecken zu verwenden. Einem Kloſter wollte er ſie ſchenken, auf daß man alldort nach ſeinem Heimgang ſeiner und ſeiner Gemahlin am Altare gedenke. Schwer ward's ihm, unter den vielen Klöſtern das würdigſte zu wählen. Auf eines frommen Prieſters

Rat beſchloß er, die Entſcheidung dem Herrn zu überlaſſen: er befeſtigte eine Stiftungsurkunde an einen Pfeil, beſtimmte ſeine Beſitzungen dem Kloſter, wohin der Pfeil falle, und ging dann, begleitet von ſeinem Weib und einem großen Gefolge, zu einem Fels in der Nähe der Burg. Nach einem inbrünſtigen Gebet ſchoß er den Pfeil ab und dieſer, ſo vertraut uns die fromme Sage, flog, von Engelhand getragen, mehrere Tagereiſen weit gen Prüm hin.

Dort ſtand eben Ansbald, des Kloſters heiliger Abt, am Altare, als der Pfeil zu ſeinen Füßen niederſchwirrte. Er las mit Staunen und Dank die Urkunde und verkündete ſie dann frohbewegt der verſammelten Gemeinde. Ritter Nithard überwies dem Kloſter die Schenkung, und in der Folgezeit ſtrömten viele nach Prüm, den Pfeil zu ſchauen, den Engelshände dorthingetragen. Die Stürme ſpäterer Jahrhunderte ſind über das Kloſter hinweggegangen, aber die Bilder in der ehemaligen Abteikirche ſorgen dafür, daß die Sage nicht vergeſſen werde.

Das Weinfelder Maar.

Ihr alle, die ihr die Eifel durchwandert habt, kennt die drei düsterschönen Maare, die südlich vom Städtchen Daun in der Eifel liegen. Das mittlere davon ist das Weinfelder Maar. Totenstille liegt über dem Wasser, Totenstille in dem uralten Kirchlein am Ufer des Sees und auf dem Kirchhof, der es umgiebt. Einst herrschte ritterliches Leben, wo heute die trauernden Wasser gehen. Ein reicher Graf hatte dort sein Schloß. Sein ehelich Gemahl war eine schöne, stolze Frau, aber ihr Herz war kalt und voll Verachtung gegen die Niedrigen. Sie ließ die Diener peitschen und schmähte die Armen, die dem Schloßherr sich nahten, also daß jeder, der sich dorthin verirrte, mit hungrigem Magen und grollendem Herzen von dannen ging. Der Graf betete sein schönes, stolzes Weib an und wagte nicht, sie zu erzürnen. Sie aber blieb jahraus jahrein die gestrenge, schnöde Herrin.

Eines Tages — Winter war es und Christnacht stand vor der Thür — stand sie am Fenster und schaute den Flocken zu, die draußen tanzten.

Da gewahrte sie, wie unten ein Bettler vor dem Thore stand und des Vogtes Weib dem krüppelhaften Alten einen Laib Brot verstohlen reichte. Da eilte die Schloßfrau hinab, entriß dem alten Mann das Brot, trat es wütend mit Füßen und schalt mit heftigen Worten das zitternde Weib, daß sie arbeitsscheues Gesindel gegen ihren Willen aus Schloß heranziehe. Da hob der graue Bettler die Hand empor, sah die Zürnende stumm, mit großen Augen an und ging davon.

Derweil war der Graf hinausgeritten zur Jagd. Unterwegs gewahrte er, daß ihm seine Handschuhe fehlten. Er sandte den Diener, der ihn begleitete, zurück, sie zu holen. Nicht lange währt's, da kommt dieser schreckensbleich wieder und berichtet, das Schloß sei verschwunden; dort aber, wo es gestanden, breitete sich ein dunkler See aus.

Ungläubig hört ihn der Graf an.

„Es ist ebenso wenig denkbar, wie wenn der Falchert, den ich reite, hier aus dem Boden eine Quelle scharrte!" spricht er kopfschüttelnd. In demselben Augenblick scharrt des Rosses erzbeschlagener Huf auf dem Sande und ein Born sprudelt hervor (noch heute der Falchertsborn geheißen).

Da ist der Graf in rasendem Galopp zurückgeritten und an einem schauerlichen See hält der keuchende Renner. Bleich und stumm starrt er hin auf das dunkle Gewässer. Da sieht er eine Wiege dem Ufer zuschaukeln. Zitternd drückt er sein Kind, das wunderbar gerettete, an die Brust und flieht hinweg. Hat nimmer das Maar geschaut seit jener Stunde.

St. Goar.

Die Loreley.

I.

Oberhalb Koblenz, wo der Strom seine grünen Fluten zwischen rebenbekränzten Hügeln wälzt, erhebt ein steiler Felsen sein sagenumwobenes Haupt: der Loreley-Felsen. Mit scheuer Ehrfurcht schaut der Schiffer zu des Steinriesen Gipfel hinauf, wenn seine Barke in dämmernder Stunde über die Wasser gleitet. Gleich geschwätzigen Kindern flüstern die nimmermüden, kleinen Wellen und raunen sich wundersame Mären zu, dieweil um sein graues Haupt die Sage rauscht, im Rosenkleid und den Sternenkranz im Haar, und seltsames lispelt von der schönen, falschen Nymphe, die einst dort oben gesessen ist auf dem Gipfel des Berges und süße Sirenensänge gesungen hat, bis ein trauriges Abenteuer sie für immer vertrieb.

Lang, lang ist's her! Ob's wahr ist, wer kündet es? . . .

Dazumal, wenn die Nacht im dunklen Gewande von den Rebenhügeln herniederstieg und ihr stiller Gefährte, der bleiche Mond, seine silberne Brücke über die grüngoldigen Fluten spannte, dann erklang von dem Fels ein wunderbarer Frauensang, und ein Weib von göttlicher Schöne zeigte sich auf seinem Gipfel. Gleich einem Königsmantel wallte ihr goldenes Gelock über die üppigen Schultern, in weichen Linien auf das schneeige Prachtgewand niederwallend, das ihren stolzen Leib in eine Lichtwolke einzuhüllen schien.

Weh dem Schiffer, der zu jener Stundenwende — wo tagesmüde Augen sich schließen und lebensfrohe Herzen sich öffnen — den Felsen passierte! Wie einst der irrende Griechenheld, ward er durch den himmlischen Gesang gebannt. Er erfüllte ihn mit einem süßen Seinvergessen und ließ sein Auge, verblendet wie seine Seele, Strudel und Klippe nicht beachten. Doch jene holde Frauenblume, deren Reize ihn an sich fesselten, blühte auf einem Grabe: während er sinnberaubt ihr zusteuerte, sich schon träumend in ihrem Besitz, umleckten die eifersüchtigen Wogen sein Fahrzeug und schleuderten es im letzten

Momente verräterisch gegen den Fels, der es, ähnlich wie die Magnetberge des Nordens, erbarmungslos an seiner harten Brust zerbrach.

Den Todesschrei des Opfers bedeckte das grollende Murmeln des Rheines. Niemals sah man den Armen wieder.

Die Jungfrau aber, die noch niemand in der Nähe gesehen, fuhr fort allabends zu singen, weich und verlockend, bis die Nacht verschied unter dem Kuß der Morgenröte und das strahlende Tagesgestirn die grauen Morgennebel aus den Thälern vertrieb.

II.

Ronald war ein stolzer Jüngling und der kühnste Krieger am Hofe seines Vaters, des Pfalzgrafen am Rhein. Er hörte von dem götterhaften Wesen. Sein Herz glühte vor Begierde, sie zu sehen. Noch ehe er die Jungfrau geschaut, verehrte er sie.

Er schied vom Hofe, scheinbar zur Jagd. In Wirklichkeit führte ihn ein alter, erfahrener Schiffer dem Felsen zu. Dämmerung schwebte auf grauen Flügeln durch das Rheinthal, als das Boot sich dem Bergriesen näherte. Tief

ſtand die ſcheidende Sonne hinter den Bergen. Trauernd hüllte die Nacht ihre Häupter in ernſtes Dunkel. Da flammt es zuckend auf am tiefblauen Firmament: der Abendſtern. Hat ihn der Schutzgeiſt des träumenden Jünglings dort ſoeben mit mahnender Hand an die Kuppel des Himmelsdomes geſetzt, den Verblendeten zu warnen?

Er ſchaut hinauf, für eine Weile entrückt.

Ein leiſer Ruf des Alten an ſeiner Seite.

„Die Loreley!“ raunt er ſcheu, „ſeht Ihr ſie, die Zauberin?“

Jener antwortet nicht. Schon ſah er ſie. Auch ihm entfuhr ein leiſer Schrei. Großoffenen Auges ſtarrt er nach der Höhe. Dort ſtand ſie, die Loreley! Ja, das war ſie, die Jungfrau! Ein ſtrahlendes Götterbild in einem dunklen Rahmen! Eine duftumhauchte Wunderblume auf einer Ruine ſproſſend! Das war ihr goldgelocktes Haar, das war ihr weißwallendes Lichtgewand!

Am Saum des Gipfels ſitzt ſie und ordnet ihr lichtgoldenes Gelock. Strahlenſchein umgiebt das edle Haupt, ſeine Reize trotz Nacht und Ferne enthüllend: aus feuchten, großen Augen träumt ſüßheimliche Begier, auf zwei Blütenwangen ruht der Zauber der Gewährung und

zwei Purpurlippen öffnen ſich wie zum Singen oder Sagen. Nun durchzittert Geſang die Stille, weich und klagend, ſüßlockend wie ſchmelzender Nachtigallenlaut in ſchweigſamer Sommernacht.

Schweigen nun!

In freudeſüßer Ruh ſitzt ſie da und ſchaut traumverloren in die dämmerblaue Ferne. Dann blickt ſie hinab auf den Strom und ein blitzendes Augenpaar ſenkt ſich tief in den ſtarren Blick des Jünglings, ein Sonnenpaar, deſſen Glutpfeile ſich hineinſenken in auflohende Tiefen.

Leis erſchauert der Jüngling. Noch immer haftet ſein Blick auf den Zügen des dämoniſchen Weibes und lieſt dort trunken das ſüße Märchen der Liebe ... Fels, Strom, verſchmelzen in Eins mit dem nächtigen Himmel, ſein Auge ſchaut nur ſie, dort auf dem Felsrand; nur den Schnee des üppigen Buſens, die Saphire der ſtrahlenden Augen. Zu langſam kriecht die Barke durch die Flut. Ihn hält's nicht mehr in dem Fahrzeug. Er glaubt ihre Stimme zu vernehmen, unſagbar weich und lockend. Er ſtürzt hinaus, das Ufer winkt: „Lore!“

Ein Todesſchrei gellt und bedeckt den Ruf der Liebe.

Klagend trug ihn das Echo zu den Felſen.

Die Wellen ſeufzten und leckten ſchmeichelnd den Unglücklichen. Der alte Schiffer ſtieß einen Wehruf aus und bekreuzte ſich. In dieſem Augenblick zerriß ein Blitz die Wolken und dumpfer Donner grollte hinter den Bergen. Leis raunten dort unten die Wellen und von der Höhe ertönte von neuem, diesmal trauernd und verhallend, der geiſterhafte Geſang der Loreley.

III.

Der Pfalzgraf erfuhr bald die traurige Nachricht. Schmerz und Zorn erfüllten ſein Vaterherz. Er befahl, die falſche Zauberin tot oder lebend einzuliefern. Am Nachmittag des folgenden Tages ſegelte ein ſchnelles, bemanntes Boot den Rhein hinunter. Vier Fergen hielten die Ruder, wetterharte, gebräunte Geſtalten. Finſter unter buſchigen Brauen blickt des Führers Auge nach dem Fels, der ernſt und ſchweigend herübergrüßt. Trauer und Zorn reden aus den Zügen des breitſchultrigen Mannes: er hatte ſich die Erlaubnis erbeten, die teufliſche Verführerin von der Spitze des Felſens hinab in den Strudel ſtürzen zu dürfen, wo ihrer ein ſicherer Tod

harrte, — denn ihre Zauberkünste möchten die Gefangene aus Fesseln und Kerker befreien — und der Pfalzgraf hatte den Racheplan gebilligt.

IV.

Die ersten Schatten der Dämmerung huschten schüchtern über die traummüde Erde. Den Fels umstanden bewaffnete Männer; mühsam erkletterte der Führer mit drei beherzten Kriegern die Höhe. Den Gipfel des Berges umhüllte eine lichtgoldene Wolke. Den Männern däuchte es die Abendröte. Magischer Schimmer war es, die Jungfrau umstrahlend, die eben auf der Felskante erschien. Träumend lagerte sie, mit goldenem Kamme ordnete sie die Wellen ihres Haares. Nun löste sie eine Perlenschnur vom Busen und wohlgefällig befestigt die schlanke, weiße Hand das Geschmeide im Stirngelock. Da erschaut sie die drohenden Männer. Eine Wolke des Unmutes huscht über ihre Züge.

„Was suchen die schwachen Söhne der Erde auf dieser Höhe?“ Verächtlich bewegen sich die blühenden Lippen.

„Dich, Zauberin!“ schrie der Führer ergrimmt und mit höhnischem Lachen fügte er hin-

zu: „Dich! Um Dich hineinstürzen zu sehen in diesen Fluß!“

Ein klingendes Lachen hallte auf dem Berge wider.

„Oh, der Rhein wird selber kommen, mich zu holen!“ rief die Jungfrau. Weit über den Abgrund, der unten gähnt, beugt sich ihr üppiger Leib. Die Hand reißt das Stirnband herunter und schleudert es triumphierend in die Flut, den Lippen entströmt siegend ihr Sang:

„Vater, geschwind, geschwind!
Die weißen Rosse schick' Deinem Kind!
Es will reiten mit Wogen und Wind!“

Da erhob sich ein Sturm, der Rhein erhob sich, milchweißer Gicht bedeckte die Ufer und zwei schaumgekrönte Wogen, zwei schneeigen Rossen vergleichbar, stiegen aus der Tiefe bis zur Höhe des Felsens und trugen die Jungfrau hinab in den Strudel. Über sie weg brandete er schäumend.

V.

Schreckenerfüllt kehrten die Boten zum Pfalzgrafen zurück und berichteten die seltsame Mär.

Ronald ward viel beweint. An seinem Leichnam, die eine Woge mitleidsvoll ans Ufer trug, hallten die Klagerufe ungezählter Menschen.

Von dieſem Tage an ſah man die Loreley nie wieder.

Doch, wenn die Nacht im dunklen Gewande von den Rebenhügeln herniederſteigt und ihr ſtiller Gefährte, der bleiche Mond, ſeine ſilberne Brücke über die grüngoldigen Fluten ſpannt, dann erklingt von dem Fels ein wunderbarer Frauenſang, weich und klagend, ſüßlockend wie ſchmelzender Nachtigallenlaut in ſchweigſamer Sommernacht . . .

— — — — — — — — — — — — —

Sie ſchied, die Loreley. Ihr Zauber blieb.

Du ſchauſt ihn, o Wanderer, in blitzenden Rheinlandsmädchenaugen, er ſchläft auf üppigen Rheinlandsmädchenwangen, er träumt auf ſchwellenden Rheinlandsroſenlippen.

Du wirſt ihn ſpüren dort am Rhein, freudeſüß und glückesſchwer . . .

Wappne dein Herz, ſtähle deinen Willen, blende deine Augen!

Wie ſprach doch weiſe und warnend der rheiniſche Poet?

„Mein Sohn, mein Sohn! Zieh nicht an den Rhein . . .“

Sie ſchied, die Loreley; ihr Zauber blieb.

Rhenſe.

Kaiſer Wenzel.

In dem Koblenzer Gau, nicht weit von dem Ufer des Rheines ſteht auf blumigem Wieſengrund der hiſtoriſche Königsſtuhl. Hier, wo die Gebiete der drei großen geiſtlichen Herren von Köln, Mainz und Trier zuſammenſtießen auf dem Rhenſer Grund, verſammelten ſich die fürſtlichen Sieben, den neuen Herrſcher zu küren, der des heiligen römiſchen Reiches Geſchicke zu lenken hatte. Hier ging als Erſter der vierte Karl aus freier Fürſtenwahl hervor, der Vater Böhmens und Stiefvater Deutſchlands; hier wählten die Sieben auch des Luxemburgers Sohn Wenzeslaus zum deutſchen Kaiſer. Sehr hatte ſich der Kaiſer ſchon zu Lebzeiten um die Wahl ſeines Erſtgeborenen bemüht und war höchſtſelber mit ihm zum Rhein gepilgert nach Rhenſe, allwo im berühmten Königsſtuhl, der Kanzler des Reiches, der Erzbiſchof von Mainz oft gewichtige Conferenzen pflog mit ſeiner Liebden, dem Trierer und Kölner und dem Pfalzgrafen als dritter!

Dazumal hat ſich Wenzeslaus von Böhmen eine große Begeiſterung für den Rhein und ſeinen Wein angetrunken und als er ſpäter wirklich, weniger durch eigenes Verdienſt, als durch des Vaters Bemühen und der Kurfürſten Gnade deutſcher Kaiſer wurde, dieweil ſein Bruder Siegmund die ſandige Mark Brandenburg erbte, da hat er dem Rheinwein mehr Ehre angethan als irgend ein Zecher. Er fand, daß das Gold der Traube mehr Reiz berge, denn das Gold der Krone, und weil ein guter Trunk nirgendwo echter und rechter kredenzt wird als an der Quelle, ſuchte er gar häufig den wackern Pfalzgrafen des Rheines auf, der in dem geſegneten Rheingau hauſte und mehr Gebinde in ſeinen Felskellern zählte, als Heilige im Jahr.

Dem vieledlen Ruprecht von der Pfalz war jener Beweis kaiſerlichen Vertrauens gar nicht unangenehm und er verſäumte nicht, durch auserleſene Gaſtfreundſchaft ſeinen kaiſerlichen Zecher immer huldvoller für ſich zu ſtimmen. Der wackere Ruprecht hätte ſein Pfalzgrafenkrönlein gar nicht ungern mit der Kaiſerkrone vertauſcht, und wenn mitunter ſein gekrönter Gaſt in weinfroher Laune geſtand, wie läſtig der Kaiſerprunk

für seinen Träger, dann pflichtete dem der Pfalzgraf aus tiefster Seele bei. Versäumte auch nicht, seinem gestrengen Herrn zu beichten, wie die weisen Kurfürsten von des Kaisers nachlässiger Reichsverwaltung wenig erbaut und mit seinem Rücktritt höchlich zufrieden seien. Solches hörte Kaiser Wenzel hinterm vollen Humpen mit eiserner Ruhe an und trank derweil eins nach dem andern.

Einst saß der Kaiser wiederum mit seinen Zechgenossen beim Rhenser Königsstuhl und männiglich war froher Laune, denn der Pfalzgraf kredenzte in mächtigen Pokalen feurigen Aßmannshäuser. Mit großem Behagen kostete Wenzel das edle Getränk und die übrigen Zecher wußten nicht Worte genug, das köstliche Naß zu loben.

Und während die Becher kreisten und lustige Weisen die Königshalle erfüllten, erhob sich plötzlich der Kaiser nnd sprach in übermütiger Weinlaune zu dem Pfalzgrafen:

„Nicht unbequem wäre Euch die Krone, die man mir aufs Haupt setzte. Wohl, ich biete sie Euch an, wofern Ihr mir und den Andern hier einen Wein kredenzt, der noch besser mundet als dieser Aßmannshäuser.“

Da blinzelte der Pfalzgraf gar luſtig mit den Augen, winkte darauf ſeinem Pagen und nach einer Weile ſchleppten die Knechte ein beſtaubtes Faß herein, aus dem allſogleich die Becher gefüllt wurden. Und der Pfalzgraf erhob ſich und reichte den erſten Pokal dem Kaiſer.

„Das iſt mein Bacharacher, ihr edlen Herren! Koſtet ihn; ich höre ohne Scheu Euer Urteil.“

Und man hörte ein behagliches Schlürfen und ſah viel hochbefriedigte Geſichter. Ungeteiltes Lob ward dem feurigen Bacharacher, und Kaiſer Wenzel erhob ſich und gab ihm laut den Vorzug vor dem Aßmannshäuſer. Nicht genug konnte er loben und erproben den köſtlichen Rebenſaft.

„Der Wein iſt mehr als Kronen wert!“ ſprach er nach jedem vollen Zuge.

Hat auch Wort gehalten. Herr Ruprecht von der Pfalz erhielt die Königskrone und vermachte dem Kaiſer Wenzel zum Danke ſechs Fuder Bacharacher Weines.

Moſelthal.

Der Bernkaſtler Doktorwein.

Doktorwein, oder noch kürzer, Doktor, heißt der Bernkaſtler, und dieſen geſpaßigen Namen hat er ſchon mehr als ein halb tauſend Jahre. Damals — es war um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts — lag auf ſeiner Burg zu Bernkaſtel der Biſchof Bohemund an einem hitzigen Fieber ſchwer krank darnieder. Manche bittere Pille, manch herbes Tränklein mußte der würdige Herr herunterſchlucken und doch half alles Quackſalbern nichts. Dem wackern Kirchenfürſten ward's gar bänglich zu Mute, denn trotz ſeines erbaulichen Wandels behagte ihm vor der Hand ſein Erzbistum im ſchönen Moſellande weit beſſer als ein Plätzlein im Himmel. Er ließ deshalb in ſeinem ganzen Sprengel verkünden, wer ihn von ſeinem üblen Fieber kuriere, ſei er Laie oder gelahrter Medicus, dem ſei ſeine höchſte biſchöfliche Gnade und ein reichliches Geſchenk der Anteil.

Nun lebte damals im Trierer Lande ein alter Degen. (Des Edlen Name iſt nie bekannt geworden). Den erbarmte des geiſtlichen Herrn arge Not. Er war ihm zwiefach ergeben, weil ihn einmal, vor Jahren war's, Herr Bohemund, ſein Kampfherr, in einem Reitergefecht zu Sponheim, mitten aus den Feinden herausgeſchlagen hatte. Daß es dem vieledlen Gottesmanne zur Stunde ſo elendiglich ergehe, betrübte den ergrauten Kämpen ſehr. Erinnerte ſich auch, daß der hitzige Geſell, das Fieber, auch wohl ihn ſelber einmal gepackt und derb geſchüttelt hatte in rauher Herbſtnacht. Dazumal wollten ſie auch an ihm mit Tränklein und Pillen ſalbadern, er aber hatte ſie alle wegbefördert, hatte ſich durch ſeinen Knappen einen mächtigen Humpen reichen laſſen, darinnen perlte ein Feuerwein: der Bernkaſtler. Einen tapfern Trank hat er gethan — bei einem fieberdurſtigen Rittersmann will das etwas ſagen — und als er zwölf Stunden ſpäter aus tiefem Schlaf erwachte, war der hitzige Geſell verſchwunden.

Weshalb ſollte dieſe Bernkaſtler Kur nicht auch bei dem würdigen Kirchenfürſten gut anſchlagen? Nach kurzem Bedenken brach der Alte

von seiner Burg im Soonwald auf und suchte den kranken Oberhirten auf. Ein Fäßlein hatte er bei sich, sonst niemand.

Herr Bohemund soll ein bedenklich erstauntes Gesicht gemacht haben auf seinem Schmerzenslager, als nun gar ein Heilkünstler in dem Krankengemach erschien, der die Medicinen und Mixturen, ein ganzes Fäßlein, auf der Schulter trug. Als aber die dienenden Geister auf des Ankömmlings Wink hinausglitten und jener dem hochwürdigen Herrn berichtete, was er berichten wollte; als er dann mit kundiger Hand das Spundloch einschlug, und dem Kranken von dem duftenden, perlenden Trank ein großes Medicinglas voll kredenzte: da hat der fromme Herr den feurigen Heiltrank genommen und das Glas in einem Zug geleert. Hat ihm noch eine zweite Dosis folgen lassen von gleicher Stärke und ein wohlthuender Schlaf ist über ihn gekommen.

Am andern Morgen haben die Trierer mit großer Befriedigung vernommen, daß den Erzbischof das leidige Fieber verlassen, Herr Bohemund aber hat zur selben Zeit dankbar bewegten Herzens, einen gewaltigen Frühschoppen getrunken

und dabei ausgerufen mit dem Bruſtton der Überzeugung:

Der Wein, der Wein macht' mich geſund!
Der iſt der beſte Doktor!

Und wenn damals ſchon die Melodie zu dem Studentenvers exiſtiert hätte, (ſo berichten kundige Thebaner), dann hätte Herr Bohemund ihn geſungen.

Das Miseräbelchen.

Wie St. Peter, der himmliche Pförtner, einſtmals ins Ahrthal gekommen und zu Walporzheim den Himmelsſchlüſſel vergeſſen hat, das iſt männiglich am Rheinſtrom bekannt. Die frommen Zecher an der Moſel aber wiſſen noch eine zweite weinfrohe Hiſtorie von dem heiligen Jünger zu berichten, der zur Strafe dafür, daß ihn eine Magd im Hof des Kaiphas ſchwach geſehen, ſeit Hans Sachſens Tagen durch die ſchalkhafte Legende wandert.

So plaudert denn das Märlein, daß unſer Herr einmal, von dem kalten Glauben der Juden wenig erbaut, ins Moſelland gekommen ſei, um dort den heidniſchen Moſellanern das Wort Gottes zu verkünden. Dem Herrn und ſeinen Jüngern behagte das gerade, derbbiedere Völklein an dem krummen Moſelfluß gar ſehr; nur däuchten ihnen der Berge und Hügel allzuviele, weil ſie das Wandern in der Sommerhitze höchſt mühſam machten.

Ließen ſich auch bald alleſamt in einem ſchattigen Gehölz nieder und der Heiland winkte

mit mildem Lächeln St. Peter zu ſich: „Lauf hinüber, Petrus, ins Dorf und hole einen Schoppen Wein. Er wird uns wohl bekommen.“

St. Peter ließ ſich das nicht zweimal ſagen, blinzelte verſtändnisvoll mit den Augen, eilte ſpornſtreichs, trotz Sonnenbrand und mühſamer Straße, ins Dorf hinein. Herrlich duftete das edle Naß, ſo ihm in einem hölzernen Becher gereicht wurde. War's Sünde, daß ihn der verſchmachtende Jünger in einem Zuge leerte. Gewiß nicht: er hätt's nimmer ausgehalten vor Trockenheit in der Kehle. Hat auch ſofort den Humpen zum andernmal bis hoch zum Rande füllen laſſen, des Meiſters und der übrigen Getreueu gedenkend, und iſt dann befriedigt zurückgekehrt.

Heiß brütete die Sonne auf dem Bergeshang; dabei iſt das Gehen auf bergiger Straße höchlich unbequem, zumal einer einen übervollen Becher in den müden Händen hält. Nicht zu verhindern war's, daß einige Tropfen des goldigen Getränkes den Boden netzte. Den Jünger dauerte die gute Gabe Gottes und pflichtſchuldigſt nippte er an dem vollen Rande, das Überfließen zu verhindern. Leider hatte er zu tief genippt und

gar zu breit war des Humpens Rand geworden. Was ſolls? Weitbauchig und hoch waren die hölzernen Becher der Moſelaner: mit einem raſchen Schnitt hatte St. Peter den hohlen Rand beſeitigt. Konnte aber nicht verhindern, daß im Weitergehen abermals etliche Tropfen den Boden netzten. St. Peter fand mit vollem Recht, daß der edle Wein dem Felsgeſtein keinen Nutzen bringe und that abermals einen tapfern Schluck. Daß er zu viel genippt, ſah er bald ein, doch er half ſich wie das erſte Mal. Leider ward mit jedem Trunk und Schnitt, das Hümpchen kleiner, Schritt für Schritt.

Etwas beklommen iſt St. Peter bei dem Meiſter angelangt. Stumm fragend ſah der Herr den Jünger an. Der ſchaute einen Augenblick hülflos um, hub dann aber keck und zuverſichtlich an:

„Herr, miſerabel dünkt dir das Schöppchen, ſo ich dir bringe. Ich ward mir's noch mehr bewußt, wie elend das Naß hier zu Lande. Doch mich bedäuchte, Du, der Du die Fünftauſend ſpeiſteſt, mit fünf Broten und einigen Fiſchlein, werdeſt auch uns, wenn Du willſt, den Durſt ſtillen mit dieſem miſerablen Schöppchen.“

Mildlächelnd hob den Finger der langmütige Meiſter. „Erquicken will ich Euch gerne trotz des Miſeräbelchens, das du uns gebracht haſt. Jedem nach Herzensluſt, dir jedoch dein Miſeräbelchen, weil du deinen Anteil bereits haſt.“

* * *

Klein waren die Schöppchen im Moſelland ſeit der Zeit und Miſeräbelchen heißen ſie noch bis zur Stunde.

Schwalbach im Taunus.

Adolfseck.

Nicht weit von dem lieblichen Schwalbach, das jährlich zahlreichen Kraft und Genesung zurückbringt, liegen auf steilem Fels die spärlichen Trümmer einer Ritterburg. Adolfseck hat sie geheißen und bereits sechshundert Jahre sind vergangen, seit Kaiser Adolf von Nassau sie bewohnte. Das weltferne Schloß, in wunderherrlicher Waldeinsamkeit gelegen, barg des Kaisers Liebstes: oft sah man ihn auf verschwiegenen Waldwegen der Veste zureiten; auf dem Söller aber stand ein schönes Weib und begrüßte den Kommenden mit seliger Freude, und das weiße Hündchen an ihrer Seite bellte froherregt und sprang dem stolzen Reiter wedelnd entgegen.

Auf seltsame Weise hatten sich der Kaiser und die schöne Frau gefunden. Seine Pflegerin war sie zuerst gewesen, als er in heißem Kampf getroffen, in dem Kloster am Rheine lag. Damals hatte der Nonnenschleier ihr Haupt bedeckt — dann aber, wie sie den stolzen, ritterlichen Mann pflegte, war in der barmherzigen Schwester

das Weib erwacht, und die bewundernden Blicke des Geneſenden hatten in ihrer Seele ein Feuer entfacht, deſſen Glut ſie nicht mehr zu dämpfen vermochte. Wohl rang ihr keuſches Frauenherz mit den Geiſtern, die der ſchöne Mann in ihr heraufbeſchworen und mit heißen Thränen und Gebeten tilgte ſie die Bilder in ihrer Seele. Vergebens war ihr Ringen geweſen; als der heimlich geliebte Ritter um ihre Liebe warb, da wurde ſie ſchwach. Unter dem Schutz der Nacht entführte Adolf das geliebte Weib den Kloſtermauern. In der entlegenen Veſte Adolfseck barg er ſeine Liebe.

* * *

Fluchwürdig war jene That, und des Kaiſers ſüßes, ſündiges Lieb wußte, daß des Himmels Strafe ſie und den Andern treffen werde. Schneller noch als ſie befürchtet, nahte das Verhängnis. Die ſchmachvolle Entführung konnte kein Geheimnis bleiben. Der Erzbiſchof von Mainz, der ſittenſtrenge Gerhard von Eppſtein erfuhr davon und voll heiligen Zornes ſchleuderte er den Bannfluch auf ſeinen vermeſſenen Neffen. Und als jener ſtumm blieb in ſeiner Leidenſchaft für das angebetete Weib, da berief der erzürnte

Kirchenfürſt die Kurfürſten nach Mainz nnd verlangte in gerechter Entrüſtung die Abſetzung des kaiſerlichen Frevlers. Die Kurfürſten thaten nach dem Geheiß des Kanzlers und Primas und wählten den bei Adolfs Wahl übergangenen Sohn Rudolfs von Habsburg, den ritterlichen Albrecht.

Adolf aber war nicht gewillt, ſich freiwillig ſeiner Rechte zu begeben und ſammelte ſeine Kräfte zum Kampf wider den Gegenkaiſer. Spärlich war die Zahl ſeiner Getreuen; außer dem Pfalzgrafen bei Rhein und einigen treuergebenen Rheinſtädten hielt niemand zu dem Gebannten. Im Gebiet des Pfalzgrafen ſollte es zur Entſcheidung kommen zwiſchen den gekrönten Gegnern. Zum letztenmal war Adolf am Tage vorher hinaufgeritten nach Adolfseck, hatte die weinende Geliebte getröſtet und Abſchied von ihr genommen.

In der Frühe des kommenden Tages wollte er ſelber die Schlacht herbeiführen, bis zum Abend komme er zurück als Sieger oder Entthronter. Iſt dann ſchweren Herzens hinausgeritten in die Julinacht. Die aber, ſo auf der Burg zurückgeblieben, hat in der Nacht kein Auge geſchloſſen und nur verſtört hinaufgeſtarrt zum nächtlichen

Himmel. Sie vermochte nicht zu weinen noch zu beten, ihr war es aber, als komme er nah und näher, der graue Schatten Fluch, der ſich mit grinſender Fratze an jede unſelige That heftet, früh oder ſpät. Mit kralligen Fingern ſchien er das ſchöne, ſündige Weib erfaſſen zu wollen, das den Nonnenſchleier abgeſtreift und das Kleid der Buhlerin über die nackten Schultern geworfen, ſich ſelbſt zur Schande, dem andern zum Verderben.

Aufſeufzend ſah ſie das Frühlicht kommen, aber noch ſchlimmer ward ihr der Tag denn die Nacht. Sie wußte, daß er nun draußen in heißer Schlacht um ſeine Krone ſtritt, daß er ſein Leben für ſeine Krone in die Schranke ſchlug. Wie, wenn er Beides verlor? Mit Flammenſchrift bohrte ſich der Gedanke in ihr gequältes Herz und in qualvoller Bedrängnis verbrachte ſie die Stunden.

* * *

Zu Göllheim in der Pfalz haben ſie eine heiße Schlacht geſchlagen: zwei Träger der deutſchen Kaiſerkrone — ein Schauſpiel, wie es unſere Geſchichte nur ſelten ſah — rangen mit eigener Hand um den Beſitz des Reiches. Mit wahrem

Heldenmut kämpften die Getreuen des Naſſauers für ihres Herrn Sache. Wie ein Löwe ſtritt er ſelber, allen voran. Aber das Schlachtenglück war gegen ihn. Immer lichter wurden Adolfs Schaaren, immer ſiegreicher das Vordringen Albrechts. Da ſtürzt ſich endlich der ritterliche Adolf verzweifelt in die Reihen der Feinde und durch die Gaſſe der ſcheu ſich lichtenden Krieger gelangt er bis zu ſeinem Todfeind Albrecht: ein Zweikampf wie ihn grimmiger kein anderes Paar an jenem Tage ausgefochten! Die Verzweiflung giebt Adolf Rieſenkraft, doch ſie blendet ſein Auge, und von Albrechts ſicherer Hand getroffen, ſinkt er ſterbend neben der Linde zu Boden. Über den Gefallenen hinweg raſt mit erneuerter Wut die Schlacht.

* * *

Als der Abend ſich trauernd über die Wahlſtatt ſenkte, iſt ein junges Weib mit verſtörten Zügen zwiſchen den Toten und Sterbenden umhergeirrt. Ein weißes Hündchen iſt ihr gefolgt, das hat allorts herumgeſchnuppert an erkaltenden und erſtarrten Leibern. Dann hat das Tier ein klägliches Gewinſel ausgeſtoßen und auf des er-

ſchlagenen Kaiſers Leichnam hat ſich mit gellendem Aufſchrei das unglückliche Weib geworfen.

* * *

Kaiſer Adolfs Leiche hat man nach dem Kloſter Roſenthal gebracht und dort beſtattet. Erſt ſpäter gewährte man dem unglücklichen Herrſcher eine Stätte unter den Kaiſergräbern zu Speier. Sein unſeliges Lieb aber hat herber Harm ſchon nach wenigen Monden getötet. Mit heißer Reue hat ſie ihre Schuld abgebüßt und voll heiliger Buße ſchloß ſie ihr verlorenes Leben.

Boppard.

Kloſter Marienberg.

I.

Auf ſeiner Burg zu Boppard lebte Graf Konrad Bayer, der Sproß eines hochedlen rheiniſchen Geſchlechtes. Er war noch jung an Jahren, voll feurigen Lebensmutes, oft beherrſcht von jugendlichem Ungeſtüm und gefährlicher Wildheit, doch nicht entartet. Leider hatte ſich ein Kreis verderblicher Zech- und Jagdgenoſſen an den jugendlichen Ritter gekettet und mancher gute Kern, der hoffnungsvoll in ſeiner Seele ſchlummerte, ward durch jenen gefährlichen Umgang erſtickt.

Das Fräulein einer benachbarten Burg hatte er einſtmals kennen gelernt und die bezaubernde Anmut der Jungfrau hatte in dem Ritter den Entſchluß gereift, um ihre Hand zu bitten. Ihre Väter waren eng befreundet geweſen und gern wurde der ritterliche Jüngling auf dem Schloß geſehen. Auch Maria, das Schloßfräulein, lernte ihn achten, und wenn wohl mitunter die kraft-

pulsende Männlichkeit des Ritters ihr zartes Mädchenherz ungern empfand, so faßte sie dennoch eine warme Neigung zu dem kühnen Jäger und ritterlichen Freier und als er eines Tages um ihre Hand warb, da gab sie seiner Werbung Gewähr und nannte sich gern seine Verlobte. Für den nächsten Mond war die Hochzeit bestellt und in hoffnungsreichem Brautstande verbrachte die liebliche Maid die folgenden Wochen.

Minder fröhlich war der Seelenzustand ihres Bräutigams. Mit spöttelnden Reden hatten ihn seine wüsten Zech- und Jagdgenossen beglückwünscht. Sie alle fühlten es mißbehaglich, daß das tolle Junkerleben in der Burg des gastlichen Freundes ein Ende nehmen, zum mindesten eine Beschränkung erfahren sollte, und während die einen ihm schilderten, welch goldner Freiheit er sich leichtfertig für immer begebe, verstanden die anderen es, ihn mit Witz und Spott zu überzeugen, welch drückende Fesseln er sich in der Blüte seiner Jahre anzulegen gedenke. Anfangs hörte der Ritter sie lächelnd an. Das Bild der Verlobten verdrängte die trüben Bilder der beredten Sprecher; je mehr diese ihm aber zuredeten, um so schwankender ward er; der kraft-

ſtolze Jugendübermut regte ſich ſtärker denn je in ſeiner Bruſt und verdrängte die edleren Regungen.

Eines Tages, als die junge Gräfin ihren Verlobten erwartete, kam er nicht. Statt ſeiner traf ein Schreiben ein, bei deſſen Leſen ſie weinend zuſammenbrach. Es enthielt die Erklärung des Grafen Konrad Bayer, daß er ſich noch nicht reif genug halte, das Ehejoch zu tragen und ſeines Wortes ſich entbinde.

II.

Wochen waren vergangen.

Durch den Forſt ſeiner Beſitzung ritt Graf Konrad. In Gedanken verſunken — trübgeſtimmt war er geworden trotz zwiefacher Luſtigkeit der Gelage — hatte er nicht bemerkt, wie ein fremder Ritter mit verhülltem Viſir ihm in den Weg ſprengte. Mit überraſchtem Zuruf hielt er den andern an und frug ihn nach Name und Begehr.

„Mein Schild giebt dir Antwort," entgegnete mit ſeltſamer Stimme der fremde Ritter. „Mariens Rächer bin ich, dich feigen Treubruchs zu zeihen und Gottes Urteil mich mit dir zu unterſtellen. Schicke dich zum Kampfe an."

Die ſtolze Herausforderung reizte des Ritters Zorn. Der Klang der verſchleierten Stimme hatte ſein Inneres mächtig bewegt, das Wappen des Schildes gehörte dem Geſchlechte ſeiner ehemaligen Verlobten: ihr Bruder muß es ſein, der im Morgenlande weilte, ſchloß er bei ſich, und meiden mochte er den Zweikampf. Doch ſchon ritt der Gegner vor: ein kurzer Kampf ward's. Ungeübt war des Fremden ſchwacher Arm, ein gewaltiger Hieb Ritter Bayers bohrte ſich durch ſeine Brünne und lautlos ſank er zu Boden. Der Sieger eilte hinzu, den Helm zu löſen. Ein Ruf des Entſetzens entfuhr ſeinem Munde. In den Händen hielt er das Haupt Mariens, ſeiner verlaſſenen Braut, aus klaffender Todeswunde floß ihr Blut.

„Von deiner Hand ſuchte ich den Tod, ſeitdem deine Treue mir ſtarb.“ Sie hauchte es mit erlöſchender Stimme. Über die Sterbende warf ſich laut ſtöhnend der verzweifelte Ritter.

* * *

Erſtorben war ſeit jenem Tage im Schloß zu Boppard der Jubel fröhlicher Gelage auf immer; ſtill ward es im Forſt, darin gar oft Fanfarenton und Rüdengebell erklungen. Auf

jener Stelle im Forſt hat man ein Kloſter gebaut, Marienberg geheißen (noch heute trägt es den Namen) dem hat Ritter Konrad Bayer, der es gründete, alle ſeine Güter vermacht zur Sühne. Er ſelber aber iſt nach dem heiligen Lande gezogen, wo der Kreuzfahrer fromme Scharen mit den Ungläubigen um den Beſitz der heiligen Stätten ſtritten. Ohne Panzer hat er gefochten — man ſagt, er habe ſtets das wildeſte Kampfgewühl aufgeſucht — und Wunder der Tapferkeit verrichtet im Kreuzfahrerheer. Da traf ihn, bei der Erſtürmung von Ptolomais, ein feindlicher Lanzenſtich und er ſtarb ergeben, auf den Lippen den Namen ſeiner unglücklichen Verlobten.

Sternberg und Liebenſtein.

(Die Brüder.)

I.

Im Mittelalter war das Schloß Sternberg oberhalb Boppard eine der ſchönſten Burgen an den Ufern des Rheines. Zur Zeit, wo unſere Geſchichte ſpielt, bewohnte es ein alter Paladin Kaiſer Konrads des Staufen, der aus der Wahl hervorgegangen auf der Ebene von Oppenheim bei Mainz. Zwei Söhne ſtanden dem ergrauten Degen zur Seite. Längſt ſchlummerte ſein Weib unterm Stein. Seitdem klang ſelten fröhliches Lachen durch die hohen Gänge.

Eines Tages begrüßte ein lieblicher Gaſt das einſame Herrenſchloß. Ein Stückchen Sonnenſchein zog mit ihm in die dunklen Räume. Ein entfernter Vetter aus dem Geſchlecht der Brönchen von Rüdesheim war geſtorben und hinterließ ſterbend ſein einziges Kind, ein blühendes Mägdlein, der Obhut ſeines Verwandten, des Herrn zu Liebenſtein.

Die blondhaarige Angela — ſie verdiente ihren Namen — ward bald der Liebling des

Schloſſes. Sie verehrte den Greis wie ihren Vater und lohnte die wohlwollende Freundſchaft der beiden Jünglinge mit ſchweſterlicher Zuneigung. Was Jahrtauſende vordem geſchah, und noch heute geſchieht, traf auch hier ein: die Freundſchaft der jugendlichen Ritter verwandelte ſich bald in Liebe. Beide bewarben ſich um die Gunſt der Jungfrau.

Der greiſe Burgherr bemerkte es, und trübe Ahnungen legten ſich um ſein Vaterherz. Mit gleicher Liebe war er beiden Söhnen zugethan; dennoch befriedigte ihn das ſanfte, von der Mutter ererbte Weſen des Erſtgeborenen mehr als der feurige Geiſt Konrads, des jüngern. Schon vom erſten Augenblicke an, wo die junge Waiſe auf ſeinem Stammſitz erſchien, hatte ihn der Wunſch beſeelt, die liebliche Jungfrau ſeinem Lieblingsſohne Heinrich zu vermählen, dem des Vaters Name und Stammburg zu eigen.

Heinrichs Liebe glühte im Stillen. Ihre Flammen lohten ſchweigend himmelan. Sein Bruder hingegen machte keinen Hehl aus der glutvollen Liebe, die er für Angela empfand, und bald gewahrte der Greis mit Betrübnis, daß das ſchöne Mädchen die Neigung des Ritters

erwidere. Auch dem Bruder blieb das Liebesglück der Beiden nicht verborgen und tiefbeklommen sargte er seine Liebe ein, ein scheues Kind, vielleicht deshalb zum Sterben verdammt, weil ihm die Sprache nicht frühzeitig gekommen.

Und Angela? Wohl entging ihr nicht die Schwermut, welche die Blicke des Ältern umflorte. Sie ward bewegt, als sie einst bemerkte, wie seine Stimme zitterte, da sie ihren Namen sprach; aber der Sonnenglanz ihrer jungen Liebe blendete ihr Auge, daß sie die Wolken nicht schaute, welche des Ritters ernste Züge umschatteten.

Um jene Zeit kam Bernhard von Clairvaux aus Frankreich an den Rhein und predigte einen neuen Kreuzzug gegen die Ungläubigen. Tausende wurden entflammt durch die Flammenworte des heiligen Mönches. Auch auf der Veste Liebenstein ward sein Ruf vernommen. Heinrich nahm das Kreuz. Nicht länger hielt es ihn auf der Burg, wo die weilte, die er hoffnungslos liebte. Aber auch des jüngern thatenstürmender Geist war mächtig erregt von den unbekannten Reizen, welche ein Kreuzzug im märchenhaften Morgenlande bot. Seine üppige Kraft, jahrelang ein-

geengt auf weltferner Veſte, dürſtete nach Abenteuern, wie ſie des kühnen Kreuzfahrers, fern unter des Orients Palmen, in Levantens Wüſten harrten. Vergeblich waren die Bitten und Thränen der liebenden Jungfrau, vergeblich der Schmerz ſeines Vaters, der ihn bat, ihn nicht zu verlaſſen.

Verzweifelt war der Greis über den unbeugſamen Entſchluß ſeiner Söhne.

„Wer bleibt mir auf der Burg meiner Väter, wenn Ihr ſie verlaßt, um nie mehr dorthin zurückzukehren?“ rief er ſchmerzlich.“ Dich fleh ich an, mein Älteſter, Abbild deiner Mutter, habe Mitleid mit dem weißen Haar deines Vaters! Du, mein Konradin, habe Mitleid mit den Thränen der dir Anverlobten.“

Schweigend ſtanden die Brüder. Dann faßte der Ältere des Greiſen Hand.

„Ich werde dich nicht verlaſſen, mein Vater,“ ſprach er weich.

„Und du Angela,“ ſprach ſtolz der Jüngere zu der Jungfrau, welche weinte, „du wirſt das Opfer der Trennung tragen und ein Lorbeerreis pflanzen, mir den Kranz daraus zu winden, wenn ich zurückkehre.“

II.

Am folgenden Tage verließ der junge Ritter die heimatliche Burg.

Das junge Mädchen schien anfangs in ihrem Schmerz untröstlich. Die verlassene Liebe weinte sich aus und schlief dann ein, wie ein thränenmüdes Kind, und als sie aufwachend um sich schaute, kam der Groll und raunte ihr anklagend ins Ohr und trübte die Wasser ihrer Erinnerung, darin sich das Bild des leichtsinnigen Verlobten strahlte, der sich um schnöden Lohn von ihr getrennt.

Mehr als früher ruhte ihr Auge auf dem stolzen Jüngling, der ein frauenhaftes Antlitz auf Mannesschultern trug, und der gezwungen war, unter einem Dache mit seiner verlorenen Liebe zu leben. Sie bewunderte ihn, der ihr durch ungezählte Akte reiner Freundschaft die Leiden der Gegenwart zu versüßen suchte. Vieles an ihm war ihr früher entgangen, seinen hohen Mut auf der Jagd, seine Erfahrenheit in den Waffen fand sie nunmehr gleich bewundernswert.

Er schien sie zu fliehen, als fürchte er, die Geister der toten Liebe zu wecken, die in seiner Seele schliefen. Angela indessen fühlte sich mehr

und mehr zu dem Ritter hingezogen. Sie ſuchte ihm verſtändlich zu machen, daß ihre Liebe zu dem jüngern nichts geweſen, als das Strohfeuer einer Jugendleidenſchaft, die mit ihrem Gegenſtand davonging. Sie fühlte ſich unglücklich, als ſie ſah, daß jener, den ſie anfing wahrhaft zu lieben, nichts für ſie zu empfinden ſchien, als brüderliche Zuneigung. Und dennoch hätte ſie ihm für ein Wörtlein Liebe ihr reiches, tieffühlendes Herz gegeben.

Die Veränderung ihres Empfindens war dem Ritter nicht verborgen geblieben; ſtolz aber und männlich erſtickte er jedes aufdämmernde Gefühl für die Verlobte ſeines Bruders.

Tiefe Befriedigung erfüllte des Greiſen Gemüt, als Angela ihm eines Tages ihr Herz öffnete. Er bat Gott, die beiden lieblichen Menſchen zuſammenzuführen, die nach ſeinem Glauben ein Paar würden nach dem Geiſte des Herrn. In ſeinen Träumen ſah er bereits Angela, in ihrem Schoße ein Knäblein wiegend, blauäugig und blondhaarig, wie ſein totes Weib und ſein Erſtgeborener. Dann gedachte er plötzlich des ſtürmenden Jünglings, der als Kreuzfahrer im heiligen Lande lebte, und jäh unterbrach er ſeine Träume.

Seiner Stammburg gegenüber ließ er eine ſtolze Veſte bauen. Ihr gab er den Namen Liebenſtein und beſtimmte ſie für ſeinen Zweitgeborenen, wenn er vom Kreuzzuge heimkehrte. Kaum war die Burg vollendet, da ſtarb der Greis.

Einige Zeit ſpäter war der Kreuzzug beendet. Die rheiniſchen Herren, die zurückkehrten, brachten die ſeltſame Mär, Graf Konradin bringe eine ſchöne und vornehme Griechin mit, die er im Morgenlande geheiratet.

Flammenden Auges hörte es der Bruder. Unmöglich ſchien die Poſt. Er vertraute der Jungfrau die nahe Rückkehr des Verlobten. Sie erblaßte. Ihre Lippen bewegten ſich, aber die Bewegung lähmte ihre Zunge. Oft ſtieg ſie auf den Turm und richtete ihre Blicke nach Süden.

III.

Eines Tages, Nachmittag war es, zeigte ſich ein großes Schiff auf dem Rhein. Fremde Flaggen wehten von ſeinen Maſten. Angela ſah es von der Zinne und rief den Bruder. Das Schiff kam näher, man hörte den Ruf der Fergen und unterſchied die Geſichter der Bemannung.

Plötzlich ſtieß die Jungfrau einen Schrei aus und warf ſich weinend in die Arme des erſtarrten Ritters. Dieſer zuckte zuſammen. Finſter ſtarrte er auf das Fahrzeug. Der Ritter, der dort in ſtrahlender Rüſtung am Schiffsbord ſtand, war ſein Bruder, an ihn ſchmiegt ſich ein ſchönes, fremdes Weib.

Das Schiff ſtößt ans Land.

Als erſter ſpringt Graf Konradin ans Ufer. Die Beiden auf der Schloßzinne waren verſchwunden. Ein Knappe näherte ſich dem Ritter und berichtete ihm, daß das neue Schloß ſein eigen.

An demſelben Tage kündete er ſich auf Sternberg an. Dem vor aufgezogener Brücke Harrenden ließ ſein Bruder ſagen, nur mit dem Schwerte in der Hand wolle er den Treuloſen ſehen, der ſeine Verlobte verlaſſen.

Die Dämmerung trauerte über den beiden Burgen. Auf dem ſchmalen Grund, der die Veſten trennt, ſtanden zwei Brüder im Kampf auf Leben und Tod.

Das war ein grimmer Bruderkampf! Gerechter Zorn und verletzter Stolz kreuzten die blanken Schwerter. Die beiden Gegner hatten gleiche

Kraft, gleichen Mut. Rot rieſelte das Blut aus der Armſchiene des Ältern.

Da teilten ſich die Büſche. Eine Jungfrau, weißverſchleiert, im Antlitz höchſte Angſt, warf ſich zwiſchen die Kämpfer. Es war Angela. Verzweifelt klang ihr Flehen:

„Im Namen Gottes, der Euch ſieht, haltet ein! Im Namen Eures Vaters hemmt den Brudermord! Die, um derentwillen Ihr die Schwerter zückt, geht in dieſer Stunde noch ins Kloſter und wird Gott bitten, Euch, Ritter Konradin, Euren Treubruch zu verzeihen und Euch zu ſegnen, gleich Eurem Bruder, für und für.“

Die beiden Brüder ſenkten die Waffen. Konradin, das Haupt tief hinabgeneigt, beſchattete den Blick mit der Hand. Er wagte nicht, das Weib zu betrachten, das in ſtummer Anklage vor ihm ſtand. Heinrich erfaßte die Hand der Jungfrau, welche weinte.

„Dank, meine Schweſter,“ flüſterte er. „Komm, der Treuloſe verdient nicht deine Thränen.“

Die Schatten der Bäume nahmen ſie auf. Schweigend ſtarrte der Ritter nach der Richtung, die ſie eingenommen. Ein Gefühl überkam ihn,

das er nie gekannt. Er verhüllte das Haupt und weinte.

IV.

Eine Wegestunde von den Burgen entfernt liegt im Thal das Kloster Marienburg. Hinter seinen Mauern fand Angela Ruhe. Zwischen Sternberg und Liebenstein erhob sich nach wenigen Monden eine dicke Mauer und redete stumme Sprache von der Feindschaft der beiden Brüder.

Fest folgte auf Fest in dem neuerbauten Schlosse, allwo die schöne Griechin unter den rheinischen Rittern Triumphe ihrer Schönheit feierte.

Über der Burg Sternberg lagerte trübe Trauer. Der Ritter hatte nicht vermocht, den Entschluß der Jungfrau umzustimmen. Seit ihrem Fortgehen welkte seine Kraft dahin. Am Fuß des Berges ließ er ein Kloster bauen und nahm das Mönchsgewand. Wenige Monate drauf entschlief er. An demselben Tage — so wollte es das Geschick, das sie trennte — läutete die Sterbeglocke im Kloster Marienburg, den Tod Angelas verkündend.

Der Herr von Liebenſtein erfreute ſich nicht eines dauernden Glückes an der Seite ſeines verführeriſchen Weibes. Die üppige Griechin brach die eheliche Treue und entfloh mit ihrem Geliebten, einem befreundeten Ritter, welcher die Gaſtfreundſchaft auf Liebenſtein genoß. Von Schmerz und Schmach überwältigt, ſtürzte ſich der Burgherr von des Schloſſes Zinne in die Tiefe.

Die Burgen fielen an den Ritter Bröncher von Rüdesheim. Kirche und Kloſter ſtehen noch heute im Thal und ſehen jährlich tauſende von Pilgern; längſt aber ſind die beiden Veſten zerfallen. Während unten im Kloſter Bornhofen täglich die Glocken läuten und der Wallfahrer rührende Geſänge ertönen, herrſcht oben zwiſchen den öden Ruinen, noch heute im Volksmund die Brüder genannt, trauernde Stille; nur dann, ſo hat uns der Loreley-Sänger verraten, wenn der Vollmond durch die Sommernacht geiſtert, klingen im ſchmalen Grund, der die Veſten trennt, die Schwerter der feindlichen Brüder.

Oberweſel.

Die ſieben Jungfrauen.

Auf einer Höhe bei Oberweſel liegen die Trümmerreſte einer Ritterburg. Sie hieß Schönberg und zu dem Namen ſoll ſie gekommen ſein, weil dort voreinſt ſieben Ritterfräulein lebten, deren Schönheit weit berühmt war in den rheiniſchen Landen. Sie ſelber wußten wohl um ihre Schönheit, und als Schloß und Forſt ihr eigen wurde nach des Vates Tode — vor Gram ſoll er frühzeitig geſtorben ſein, weil der Himmel ihm keinen Sohn geſchenkt — da meldeten ſich der Freier gar viele, um die eine oder andere der Sieben zu werben. Aber wenig geartet war das Gemüt der allzufrüh verwaiſten Schweſtern, und einer älteren Muhme ſchwache Zucht wußte nur mühſam ihren übermütigen, unfraulichen Sinn zu beherrſchen. Und als nun gar auch jene Verwandte ſtarb, die Mutterſtelle bei ihnen vertreten, da brach ſich der verderbliche Freiheitsdrang bei den lebenstollen Maiden nur noch ſtärker Bahn.

Manches erzählte man ſich ringsum von den ſtolzen, ſchönen Schweſtern auf der Veſte Schönberg zu Oberweſel, wie ſie ausgeritten zur tollen Jagd und Falkenbeize, gleich Männern, wie ſie manchen ſtattlichen Ritter, der werbend vorſprach in ihrem Schloſſe, zuerſt berückten und entzückten mit tauſend Reizen ſchändlicher Gefallſucht, um dann zum Schluß den verliebten Freier abzuweiſen mit lachendem Spott und Hohn.

Scham- und zornglühend hat mancher ritterliche Mann die Ritterburg zu Oberweſel verlaſſen und mit Empörung und Verachtung ausgelöſcht aus ſeiner Erinnerung die Namen jener Sirenen, die zuerſt einer aufrichtigen Werbung mit erlogener Verſchämtheit Gehör geben und dann dem beglückten Freier mit höhniſchem Lachen erklärten, ihre Freiheit ſei ihnen viel zu lieb, als daß ſie dieſelbe jemals einem Manne opferten.

Leider fanden ſich immer thörichte Geſellen, welche jenes Gerede nicht glaubten und auf Name und Art vertrauend, ihr Glück bei den ſchönen Schweſtern verſuchten. Kläglich aber endete der Verſuch aller. Keinem Freier war es bisher gelungen, das Herz einer der ſpröden Schönen zu einer tiefern Neigung für ſich zu gewinnen. Einige

Jahre bereits hatten jene ihr ſchnödes Spiel getrieben.

Einſt herrſchte wiederum lauter Jubel in dem Prunkſaal des Schloſſes. Ein Kreis ritterlicher Geſtalten füllte die glänzende Tafel, unter ihnen im ſichtbaren Bewußtſein ſiegender Schönheit die ſieben Burgfräulein, eine die andere an übermütigem Frohſinn überbietend. Eine erregte Scene trübte für einen Augenblick die Feſtſtimmung: zwei Ritter waren wegen einer der Schweſtern in Streit geraten und in ſteigender Eiferſucht erhitzten ſich die jugendlichen Gemüter. Mit lebhafter Spannung verfolgten die andern den Wortſtreit der beiden Nebenbuhler. Anfangs ſchien man beluſtigt über den ritterlichen Streit, dann aber, als jene ſogar zu den Schwertern greifen wollten, riß man die Jünglinge auseinander.

Ein glückliches Wort warf dabei einer aus der Tafelrunde in die erregte Verſammlung: man ſolle, um einen ähnlichen Zwiſt zu verhüten, auf eine endliche Entſcheidung der Jungfrauen dringen, auf daß jeder der Bewerber — als ſolche bekannten ſie ſich alle — wiſſe, woran er ſei. Der Vorſchlag fand reichen Beifall, nur die

Burgfräulein zeigten ſich verſtimmt und erklärten ſich mißbilligend gegen dieſen anmaßenden Begehr.

Mit allen Verführungskünſten beſtürmten ſie jedoch die Freier, von denen jeder glaubte, der begünſtigte zu ſein, und endlich wurde eine der Schweſtern ſchwankend; ihr folgte eine zweite und endlich, nachdem ſie heimlich einander zugeflüſtert, erklärten ſie alle mit lachendem Munde und verheißungsvollen Mienen, am nächſten Morgen das Schickſal ihrer Freier beſtimmen zu wollen.

* * *

Die angeſagte Stunde ſchlug, und im Prunkſaal des Schloſſes verſammelten ſich erwartungsvoll die Ritter. Voll Spannung hingen Aller Augen an der Thür, in der der Veſte reizende Gebieterinnen erſcheinen ſollten, dieſem ſüße Überraſchung, jenem bittere Enttäuſchung bringend. Die Thürflügel öffneten ſich: eine Zofe meldete den Rittern, daß die Burgfräulein Ihrer drunten im Garten am Stromufer warteten.

Eiligſt brachen ſie auf. Maßloſes Erſtaunen malte ſich auf ihren Geſichtern, als ſie bei ihrer Ankunft unten die Schweſtern in einem Boote fanden, das ſich am Ufersrande auf dem Rhein wiegte. Mit ſeltſamem Lächeln winkten ſie den

Kommenden; dann richtete ſich die älteſte im Nachen empor und rief weit vernehmbar:

„Schlagt Euch aus den Sinnen Eure Hoffnungen; denn keiner von uns würde es jemals einfallen, Euch zu lieben, noch zu ehelichen. Viel zu lieb iſt uns die Freiheit, als ſie einem Manne zu opfern. Auf einem Verwandtenſitz in dem Kölner Lande drunten gedenken wir noch viele liebestrunkene Freier zu ernüchtern, gleich Euch, ihr edlen Herren. Dorthin trägt uns das Boot. Lebt wohl!“

Eine ſpöttiſche Lache ſchloß die Hohnrede und ſiebenfach hallte ein ſpottender Abſchiedsgruß am Ufer wieder, während das Fahrzeug ſich in Bewegung ſetzte. Sprachlos vor Scham und Zorn ſtanden die Betrogenen. Da erhob ſich plötzlich ein gewaltiger Sturm auf dem Strome. Der Nachen ſchwankte, und in gellenden Angſtrufen erſtarb das Gelächter der Sieben. Es wurde erſtickt von dem Brüllen der Wogen, die das Boot erfaßten und ſamt ſeinen Inſaſſen in ihrem Strudel begruben.

* * *

An der Stelle, wo jene felſenharten Jungfrauen in die Tiefe verſanken, erhoben ſich ſieben Felsſpitzen aus dem Waſſer. Noch heute ragen dort die ſieben Steine aus dem Strom hervor, allen ſpröden Jungfrauen jener Gegend zur heilſamen Warnung.

Kaub.

Burg Gutenfels.

Auf einem Hügel bei Kaub ſtand im Mittelalter die Burg der Herren von Falkenſtein. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts bewohnte ſie ein Graf Philipp mit ſeiner Schweſter Guta. Die junge Gräfin Guta war eine überaus liebreizende Erſcheinung und zahlreiche Ritter bewarben ſich um ihre Hand. Doch keiner hatte bisher mit ſeiner Werbung Erfolg gehabt: das Fräulein trug kein Verlangen, des geliebten Bruders gaſtliches Heim mit einem andern zu vertauſchen.

Eines Tages wurde zu Köln ein prächtiges Turnier gehalten. Aus allen Gauen des Reiches, ſelbſt aus Welſchland, aus England waren Ritter erſchienen. Zahllos war die Menge der Zuſchauer, gar ſtattlich die Zahl derer, die hier um den Preis aus ſchöner Hand mit den Waffen kämpften. Unter ihnen befand ſich ein Ritter aus England, der beſonders wegen ſeiner ſtattlichen Geſtalt und ſeiner prachtvollen Rüſtung auffiel. Er kämpfte mit verhülltem Viſir und

ward von den Turniervögten als der Löwenritter aufgerufen, denn ein goldener Löwe zierte seinen Schild.

Bald erregte der stattliche Brite auch wegen seiner meisterhaften Kampfart Aufsehen, und als es ihm gelang, seinen Gegner, einen der gefürchtetsten Zweikämpfer, mit der Lanze aus dem Sattel zu heben, durchbrauste lauter Jubel die Runde. Unter den Schaulustigen befand sich auch der Falkensteiner mit seiner Schwester. Auch Guta hatte mit erhöhtem Interesse während des Turniers den fremden Ritter betrachtet, und aufrichtig bedauerte sie es, dem Verhüllten nicht ins Angesicht schauen zu dürfen.

Die Gelegenheit kam bald, nachdem der Brite als Sieger aus dem Zweikampf hervorgegangen. Ein seltsames Gefühl, wie sie es früher nie besessen, ergriff die Jungfrau, als des Engländers männlich schönes Antlitz sich nunmehr unverhüllt zeigte. Ihre Beklemmung steigerte sich noch, als man sie ersuchte, dem Sieger den Preis, einen goldenen Lorbeerkranz zu überreichen.

Ob der Ritter in dem Antlitz der entzückenden Maid las, was diese vergeblich ihm zu verbergen suchte? Ob in dem Augenblick, wo er vor der

Holden dann niederkniete und ſie mit zitternder Hand den Kranz auf ſein Haupt legte, ein Funke jener Flamme, die ihr Inneres plötzlich erfaßt hatte, aufglühend in ſeine Seele fiel?

Wer weiß? Darüber ſchweigt die Sage. Als aber die beiden nachher im zagen Geſpräch gegenüberſtanden, er ihre Anmut verſtohlen bewundernd, ſie kaum mächtig ihrer Gefühle, da kam die Liebe ſacht gegangen, und als am Abend im Feſtſaal die Muſik zum Reigen erklang und der ſchöne Brite nicht von Gutas Seite wich, da wagte ſich die Liebe ſcheu hervor, zuerſt verſchämt ſtammelnd, bis ſie ſich endlich mit feſſelloſen Worten über die zuckenden Lippen drängte und dieſe ſich geſtanden, was die Augen längſt verraten.

Der ſtolze Fremdling hatte Guta um ihre Liebe angefleht und ſie beſchworen, ihm die Treue zu bewahren: in drei Monden werde er zurückkehren aus dem Vaterlande, wohin dringende Pflicht ihn jetzt zurückrufe. Erſt dann wolle er auf des Bruders Burg offen um ihre Hand minnen und ſeinen Namen nennen, den jetzt zu enthüllen, eine vorher abgelegte Verpflichtung ihm verbiete.

Liebe bringt freudig jedes Opfer; auch Guta nahm willig des geliebten Mannes Worte entgegen und unter Versicherungen gegenseitiger Treue trennten sich die beiden Glücklichen.

* * *

Fünf Monde waren seitdem vergangen. Über das verwaiste deutsche Reich war die kaiserlose, die schreckliche Zeit hereingebrochen: drunten in Italien starb Konrad, der letzte regierende Staufe und droben im Friesland erschlugen aufständische Bauern seinen Gegenkönig Wilhelm von Holland. Wieder ertönte bei der darauffolgenden Kaiserwahl der Kampfruf: Hie Welf! Hie Waiblinger! und während die hüben Alfons von Castilien zum König ausriefen, wählten die drüben Richard von Cornwallis, den ritterlichen Bruder des Königs von England. Jener Spanier ist ein Schattenfürst geblieben und hat nie das Land aufgesucht, wo man ihm ein Thrönlein bereitet. Deshalb wandten sich Richard noch mehr Anhänger zu und in Aachen ward er feierlich gekrönt. Von der alten Kaiserstadt aus machte er eine Rundreise in die Rheinlande, um die Städte, denen er vorzüglich seine Wahl zu danken hatte, zu begrüßen.

Der Frühling war ins Rheinthal eingezogen und über den Wellen, Bergen und Burgen lag goldener Sonnenschein. Nur in das Antlitz des liebreizenden Burgfräuleins, das just in der Falkensteiner Veste in ihrer Kemenate saß und trübe Träume spann, wollte kein Sonnenscheinchen dringen. Stiller Gram hatte sich darinnen eingenistet und seit zwei Monden wurden der Jungfrau Wangen bleich und bleicher. Gar oft seitdem hatte der Gram, ihr steter Begleiter, des geliebten Mannes Bild in den verschiedensten Momenten gezeichnet: bald sah sie sterbend ihn in heißer Feldschlacht, auf den Lippen ihren Namen, dann wieder scherzend und lachend, im Arm eine Maid jenes Inselreiches, über sein Liebchen am Rhein mit leichten Reden spöttelnd.

Und immer wieder verfolgten sie jene Bilder, immer stärker ward in ihr das Bewußtsein, daß der erste, dem sie ihre jungfräuliche Liebe geschenkt, sie grausam enttäuscht hatte. Tiefer nistete sich der Gram in ihre schmalen Wangen und vergebens suchte der Falkensteiner seine Schwester zu erheitern und zu zerstreuen.

Von der Heerstraße tönten Trompetenstöße und ein Troß Ritter hielt vor der Burg. Guta

bemerkte den Zug und trat zurück vom Fenſter, wo ſie mit verweintem Antlitz geſeſſen. Mit ritterlicher Gaſtfreundſchaft empfing der Graf die Gäſte und geleitete ſie in den Prunkſaal. Sein Erſtaunen war groß, als er in dem Herrn des glänzenden Gefolges den kühnen Briten wiedererkannte, den Sieger vom Kölner Turnier und — jählings ſchoß dem Falkenſteiner das Blut in die Wangen — den wortbrüchigen geheimen Verlobten ſeiner geliebten Schweſter Guta. Die Freundlichkeit in ſeinen Mienen machte düſterer Verſtimmung Platz. Jener ſchien es zu bemerken; warm drückte er des Burgherrn Hand und redete ihn an:

„Ich bin Richard von Cornwallis, erwählter deutſcher Kaiſer und bin hierher gekommen, um bei Euch, Ritter, anzuhalten um die Hand Eurer Schweſter Guta, die ſich mir zu Köln vor fünf Monden anverlobte. Ich löſe mein Gelöbnis ſpät, aber mit gleicher Treue. Ich bitte Euch, ihr meine Ankunft zu melden, ohne meinen Namen zu verraten.“

Tief verneigte ſich der Falkenſteiner vor dem erlauchten Gaſte und ehrfurchtsvoll entfernte ſich aus dem Gemach das Gefolge. Mit unruhigen

Schritten durchmaß der Beſucher den Raum. Dann regten ſich die Thürflügel, eine holde Geſtalt erſchien auf der Schwelle, das feine Antlitz vor Bewegung hocherglüht. Mit einem leiſen Aufſchrei flog Guta dem geliebten Manne in die Arme. Minuten ſtummen Glückes ſchwanden.

Unmerklich war der Falkenſteiner eingetreten und enthüllte nun der Schweſter, wen ſie als künftigen Gemahl umarme. Da färbten ſich noch dunkler vor Scham die Wangen der lieblichen Jungfrau und ſchier ſcheu und zweifelnd zugleich irrten ihre Augen zu dem Geliebten. Der aber legte die Hand um ihren Hals und verſicherte ihr, ſie müſſe alles, alſo auch den Thron mit ihm teilen.

* * *

Mit kaiſerlicher Pracht feierte König Richard wenige Wochen ſpäter ſeine Vermählung auf der Burg am Rheine, die der hochbeglückte Falkenſteiner ſeitdem zu Gutens, ſeiner geliebten Schweſter Ehren, Gutenfels genannt hat.

Die Pfalz.

Unterhalb Kaub liegt auf einer Felseninsel im Rhein eine schmucke Veste, seit Jahrhunderten bekannt unter dem Namen die Pfalz. In den düsteren Kämmerlein dieser turmreichen, trotzigen Inselveste hat sich einst verschwiegene Liebe, aus dem Königspalast verdrängt, ein Stelldichein gegeben. Das ist schon lange her. Zu Zeiten Rotbarts ist's gewesen. Dazumal lebten auf dem wasserumrauschten Kastell als Verbannte des Pfalzgrafen Konrad eigenes Gemahl und leibliches Kind, sein blühendes Töchterchen Agnes.

Und das war also gekommen. Dem Pfalzgrafen hatte der Himmel einen Sohn verwehrt, und Erbe der Güter mußte deshalb seine Tochter werden. Mächtige Fürsten des Reiches hatten sich bereits um die Hand der liebreizenden Pfalzgrafentochter beworben, und selbst ein Herzog von Bayern und der König von Frankreich befanden sich unter ihnen. Aber die Maid hatte bereits ihre Wahl getroffen. Der also Beglückte war der junge, ritterliche Herzog von Braun-

ſchweig. Agnes hatte ihm ihre volle Neigung geſchenkt und fand das Glück, daß ihre Mutter den Bund begünſtigte.

Dem Pfalzgrafen konnte dies nicht verborgen bleiben. Die Entdeckung verſtimmte ihn ſehr. Der Herzog Heinrich war ein Welfe, alſo ein direkter Feind ſeines Brudes, des Staufenherrſchers. Des Braunſchweigers Schwiegerſchaft war ſchon deshalb unmöglich, noch mehr aber, weil der Kaiſer ſchon lange plante, des Pfalzgrafen Tochter mit einem Mitglied ſeines Hauſes zu vermählen, damit die Pfalzgrafſchaft den Waiblingern erhalten blieb.

Mit gerechtem Bedenken erinnerte ſich der Pfalzgraf, daß der Braunſchweiger nicht nur zu den ſchönſten Männern, ſondern auch zu den kühnſten Kämpen der deutſchen Ritterſchaft gehörte und ſo ließ er eines Tages, nachdem er bis ſpät in die Nacht hinein die mißliche Sache reiflich überlegt hatte, die Pfalz ausnahmsweiſe befeſtigen, die düſteren Gemächer, mehr Kammern als Zimmer, reinigen und herrichten und erklärte dann ſeinem Ehegemahl und ſeiner Tochter Agnes, die er beide zu einer Fahrt nach dem Eiland bewogen, dies ſei fortan auf unbeſtimmte Zeit ihr Wohnſitz.

Die würdige Pfalzgräfin beklagte sich bitter über die ungerechte Härte ihres Eheherrn, Schön-Agnes vergoß heiße Thränen, Herr Konrad aber erklärte weise und warnend, so lange das Töchterlein nicht ablasse von dem Welfen, könne er seinen notwendigen Vorsatz nicht ändern. Ist dann höchst befriedigt von dannen gegangen, vermeinend einen ungemein klüglichen Gedanken ausgeführt zu haben. Die selige Jugendzeit lag allerdings schon zu weit hinter ihm, sonst hätte er sich erinnern müssen, daß Jugendliebe ist, — um einen gar nicht dichterischen Vergleich zu gebrauchen — wie der Nagel in der Wand: je mehr man ihn schlägt, um so fester hält er! Hätte sich auch erinnern sollen, daß bereits der weise Mann im hohen Lied gesteht: „der Liebe Gluten sind Flammen Gottes, und kommen Wassergüsse und kommen Stürme, sie werden sie nimmer erlöschen."

Und wie der Wind die Flamme anfacht und nur den Funken auslöscht, so auch hier die Trennung der Liebe: was ihr ein Hindernis sein sollte, ward ihr ein Vorteil. Unter dem Schutze der Nacht besuchte der kühne Welfenherzog verkleidet die Inselveste. Agnes weigerte dem ge-

liebten Manne den Eintritt nicht. Mit inbrünstigem Flehen bestürmten die beiden die Mutter, ihr Liebesglück zu dulden — ihnen vermochte die Pfalzgräfin nicht zu widerstehen.

Im Dämmer des folgenden Tages langte unbemerkt ein Priester auf der Inselburg an und legte die Hand des Welfen in die der Staufin. Bei mattem Kerzenschein ward in niedrigem Burggemach die Vermählung vollzogen: in dem öden Kämmerlein der Pfalz hielt die Liebe, die unbesiegbare, triumphierend ihren Einzug.

* * *

Monde waren verflossen in stillem, ungestörtem Glück. Tage standen bevor, denen die Pfalzgräfin, mehr noch Agnes, das junge Weib, mit steigender Beklommenheit entgegen sah. Dringende Notwendigkeit war es, dem Pfalzgrafen zu enthüllen, was geschehen. Als er eines Tages, nach langer Zeit zum erstenmale, in dem Kastell erschien, stürzte ihm seine Tochter zu Füßen und enthüllte ihm aufgelöst ein zwiefaches Geheimnis. — Da soll der würdige Pfalzgraf zuerst gestanden sein wie ein versteinertes Bild und soll dann gewettert und geflucht haben in allen ihm bekannten Sprachen, bis ihn sein sanftes

Gemahl mit leiſen, flehenden Worten bat, der Tochter zu ſchonen, da ſie der Schonung wohl bedürfe. Da hat ſich des Eiferers Zorn merklich gelegt und dieweil ihm ſein getreues Weib zuſprach, wie er nun ſelber unbewußt berufen geweſen, einer bitteren Geſchlechterfehde durch ſein geliebtes Kind ein Ende zu machen, da haben ſich ſeine wetterharten Züge ſichtbar aufgeklärt. Allgemach wurden ſie weich und weicher, und zuletzt hat er ſich zu der geliebten Tochter hinabgebeugt, ſie beim Namen genannt gar zärtlich, und über die waſſerumſpülte Inſelburg iſt ſacht der Engel der Verſöhnung herniedergeſchwebt.

* * *

Am Hoflager Kaiſer Rotbarts zu Speier iſt Pfalzgraf Konrad erſchienen und hat ſeinem kaiſerlichen Herrn Bruder mit bitterſüßer Miene Bericht erſtattet. Der alte Rotbart hat dazu gelächelt und dem edlen Herrn Konrad gedankt, daß er ein Mittel gefunden, die Welfen den Staufen näher zu bringen, hat ſich auch freiwillig erboten, dem erwarteten Sprößling Patenſtelle zu ſtehen.

Daraufhin iſt in der Pfalz ein prunkvolles Feſt gefeiert worden und einige Zeit nachher hat

in dem ſtillen Kämmerlein der Inſelburg, wo vor Monden die Liebe, die unbeſiegbare, triumphierend ihren Einzug gehalten, eines Kindes erſter Schrei die glücklichſte Mutter beglückt. (Alſo hatte Herr Konrad, der Pfalzgraf, es geboten.)

Noch heute zeigt man dieſes Kämmerlein den Beſuchern der Pfalz zur Erinnerung an jene Begebenheiten.

Bacharach.

Burg Stahleck.

Das alte Bacharach hat auch einſt ſeine Glanzzeiten gehabt und ſchon lange vor jener Zeit, wo der feurige Bacharacher berühmt war allerorten — 's war dazumal, wo der Großvater die Großmutter nahm — iſt er von fremdländiſchen Weinkennern mit Römerhumpen und etruriſchen Pokalen literweiſe getrunken worden. Damals haben die dankbaren Zecher ihrem weinſpendenden Gott auf einem Felsblock, der zwiſchen einem Eilande und dem rechten Stromufer aus den Fluten ragt, einen Altar errichtet und Bacchus, dem lieblichen Knaben zu Ehren, haben die Römer der Stadt den Namen gegeben den ſie heute noch trägt. Wenn auch die Inſchriften längſt unleſerlich geworden ſind, ſo wiſſen die Bacharacher von heute noch recht gut um die urſprüngliche Bedeutung des „Elterſteines" (Altarſteines) und die Schiffer putzen noch jetzt in ſündhafter Frohlaune eine Strohfigur als Bachus aus — ſo wie die Mecklenburger Bauern zur Erntezeit ihren

Wuotan — ſetzen ſie auf den Elterſtein und umfahren ihn ſingend.

Oberhalb Bacharach liegt die Ruine der Veſte Stahleck. Zur Zeit Konrads, des erſten Staufenkaiſers, wohnte dort ein junger, ehrgeiziger Ritter, der Pfalzgraf Hermann. Er war des Kaiſers Neffe und kühn gemacht durch die hohe Verwandtſchaft, ſtrebte der unbeſonnene Kämpe nach Vergrößerung ſeiner Pfalzgrafſchaft. Er hatte keinen geringeren Plan gefaßt als die beiden Erzbiſchöfe von Mainz und Trier um den Teil ihres Beſitzes zu ſchmälern, der an ſein Gebiet grenzte. Er ſtützte ſich dabei auf angebliche Rechte. Die Eiferſucht, die damals zwiſchen den geiſtlichen und weltlichen Machthabern herrſchte, führte ihm eine Reihe benachbarter Ritter als Bundesgenoſſen in die Arme und verwegen begann der Pfalzgraf ſeine Fehde mit der Erſtürmung der Moſelveſte Triers, welche zum Trierer Sprengel gehörte.

Adalbert von Mouſtereil, ein unerſchrockener Mann, vereinigte damals die Bistümer Trier und Metz in ſeiner Hand. Er ſammelte ſofort ſeine Mannen, um den kühnen Räuber von der widerrechtlich eroberten Burg zu vertreiben. Die Ver-

messenheit des Pfalzgrafen hatte ihn bestürzt gemacht, die Übermacht seiner Gegner stimmte ihn nachdenklich. Aber Erzbischof Adalbert war ein kluger Kopf: am Morgen, wo die Seinen die Burg erstürmen sollten, hielt er, das Bild des Gekreuzigten in der Hand, eine entflammende Rede an die Reisigen. Er enthüllte ihnen, daß ihm in verwichener Nacht der Erzengel Michael erschienen sei, ihm dieses Kruzifix überreicht und ihm sichern Sieg verheißen habe, wenn jeder Streiter im festen Vertrauen auf eine unsichtbare höhere Hilfe den Feind angreifen werde.

Des Erzbischofs Rede begeisterte seine Kriegsmannen zu wilder Tapferkeit. Geführt von ihrem Kriegsherrn, der, das Kruzifix in der erhobenen Hand, allen voranging, stürmten sie die Burg und ihrem Ansturm erlagen die Pfalzgräflichen. In hilfloser Flucht lösten sich ihre Scharen auf und tief gedemütigt mußte der ehrgeizige Stahlecker auf eine längere Fehde gegen den Trierer Erzbischof verzichten.

* * *

Tief schmerzte ihn die schmähliche Niederlage, die er erlitten. Mit noch größerm Groll gedachte er seiner geistlichen Nachbarn. Aus vergilbten

Urkunden glaubte er volles Recht herzuleiten auf einen Streifen blühenden Landes, das der Mainzer Erzbiſchof in Beſitz hielt, und er verſäumte nicht, beim Mainzer Biſchofsſtuhl Klage zu erheben. Mit kaltem Hohn aber wurde ſein Begehr aufgenommen von dem finſtern Arnold von Solnhofen, dem Kirchenfürſten der Mainzer Lande.

„Ich werde mit dem Pfalzgräflein gerade ſo ſchnell fertig werden wie mit den ſtarren Mainzern, deren etliche es bald bereuen, gegen ihren Biſchof und Fürſten rebelliert zu haben.“

Drohend ſoll Arnold die Worte ausgerufen haben, da er den Klagebrief des Stahleckers zerriß. Jenem ward der Ausſpruch überbracht, und weinend flehte des Ritters junges Weib ihn an, nicht zum andernmale die Hand zu erheben gegen den Geſalbten des Herrn. Er aber wandte ſich finſter ab und ſchwur dem grimmige Rache, der in grauſamem Stolz ſeine Beſchwerdeſchrift zerriſſen hatte. Ihm war nicht unbekannt geblieben, daß des Solnhofers eiſernes Regiment ihn den Mainzer Bürgern tödlich verhaßt gemacht hatte und mit dieſem Umſtande wollte er rechnen, um dem finſtern Gegner Land und Krone zu rauben.

Wieder rüſtete der Stahlecker im Verein mit mehreren verwegenen Rittern gegen einen Diener

der Kirche. Drinnen gährte es unter den Bürgern, draußen zog der Pfalzgraf mit seinen Mannen heran. In wildem Zorn raste der Erzbischof und seine finstere Seele gebar einen schmählichen Plan: durch zwei gedungene Landsknechte ward der Pfalzgraf meuchlings ermordet. Groß war der Jammer seines unglücklichen Weibes.

* * *

Den grausamen Landesherrn haben die rebellischen Mainzer bald darauf vor die Thore gewiesen, nachdem sie seinen Palast erstürmten. Racheglühend ist er zurückgekehrt. Vergebens warnten ihn seine Freunde, vergebens schrieb ihm vom Stift Rupertusberg bei Bingen Hildegard, die berühmte Seherin: „Wende Dich zum Herrn, den Du verlassen; Deine Stunde ist nahe.“ Er hörte nicht darauf und so fand er in der Abtei am Jakobsberg vor der Stadt, wo er seinen Sitz genommen, den Tod unter den Streichen der Empörer.

Lorch.

Die Miſpermüllerin.

In dem rauhen Thal hinter Lorch, das der Miſperbach durchfließt, hat in alten Zeiten eine Mühle geſtanden, und der Müllerin, einem leicht erregbaren, jugendlichen Weib ſoll einmal bei der Arbeit eine Stimme ins Ohr geraunt haben, ſie möge hinaufgehen zum Kammerberg und den Schatz heben, der im Turme liege; in der Truhe ſtecke der Schlüſſel. Die Müllerin hat ſich erſchreckt umgeſchaut; doch als ſie niemand gewahrte, überzeugte ſie ſich, daß irgend ein unſichtbarer Schalk ſie genarrt habe, bis am folgenden Tag, wo ſie am Bach Wäſche reinigte aufs neue eine leiſe Stimme ins Ohr raunte: „Geh zum Kammerberger Turm und hebe den Schatz. Der Schlüſſel ſteckt in der ſchwarzen Truhe.“

Da hat das Weib die Wäſche gelaſſen und hat ihrem Manne berichtet von dem Zauberſprüchlein, ſo ihr im Ohr erklungen. Der aber hat ſie ein albernes Weib geſcholten und dann ſcherzend gemeint, in ſeinem weißen Mehlkaſten

läge ein ſicherer Schatz denn in der ſchwarzen Truhe.

Der Müllerin aber iſt das Wort nicht aus dem Kopfe gewichen, und immer ſtärker hat ſie des Sprüchleins verlockender Schall erfaßt, bis es ſie zum Schluß fortriß: am andern Morgen, als der Müller ausgefahren, eine Ladung Mehl nach Lorch führend, iſt ſein Weib von der Mühle aufgebrochen, hat ihr Jüngſtes auf den Arm genommen und iſt hinaufgepilgert auf den Kammerberg. Wie ſie oben ankam an der Ruine, iſt ihr wohl bänglich zu Mute geworden, und ſie hätte wohl umkehren mögen, doch da iſt ihr die wiſpernde Stimme wieder in's Ohr geklungen und hat ihr verheißen, es werde ihr nichts Uebles widerfahren, nur reden dürfe ſie keine Silbe, dann ſei der Schatz ihr.

Beherzt iſt das Weib in das düſtere Thurmgewölbe eingedrungen, hat ihr Büblein draußen vor den Eingang niedergeſetzt und die ſchwarze Truhe geſucht. Hat ſie auch gefunden und den Schlüſſel, der darinnen lag. Mit ihm hat ſie den größeren Kaſten geöffnet, der im Grunde des Gewölbes geſtanden, und wie ſie den ſchweren Eichendeckel hob, hat ihr ein Haufe gleißendes Gold entgegengeſtrahlt.

Mit gierigen Händen hat das Weib zugegriffen, draußen aber hat plötzlich das Knäblein ängstlich gewinselt: „Mutter, Mutter!“ denn eine Schlange raschelte neben ihm im blumigen Gras. Das Weib aber wendet sich um und rief unwillig: „Was giebt's, Bube?“ In demselben Augenblick krachte ein Donnerschlag, warf die Kauernde zu Boden und schauerlich hallte es durch das Gewölbe: „Weh, daß du geredet! Unerlöset bleibe ich abermals hundert Jahre! Weh mir und dir!“

* * *

Gen Mittag ist der Müller heimgekehrt und hat die Mühle leer gefunden. Sein Knecht hat ihm berichtet, daß am Morgen die Müllerin den Kammerberg hinaufgeschritten sei, ihr Jüngstes im Arm. Eine trübe Ahnung hat sich dem Müller ums Herz gelegt und mit beflügelten Schritten ist er hinaufgerannt nach dem Kammerberg. Ruhig war's an der alten Burg. Im Grase sitzt spielend sein Knabe und streckt zauchzend die Arme aus nach dem Vater. Wie er auf das Kindlein zustürzt, hört er leises Wimmern aus dem Turmgewölbe, und als er entsetzt hineindringt, findet er sein Weib am Boden.

* * *

In die Mühle ober Miſperbach iſt ein bleicher Gaſt eingekehrt. Drei Tage nachher iſt das Mühlrad ſtill geſtanden: auf dem Lorcher Kirchhof hat man die Miſpermüllerin zu Grabe getragen. Niemand hat ſeitdem gewagt, den Schatz im Kammerberg zu heben.

Aßmannshauſen.

Die Klemenskirche.

Eine düſtere Sage knüpft ſich an die Gründung der Klemenskirche, die unterhalb der Burg Rheinſtein am Ufer ſteht und erſt in unſeren Tagen durch die freigiebige Hand der jetzigen hohen Burgfrau von Rheinſtein aufs Neue erſtand.

Es war um die Zeit, wo Rudolf von Habsburgs kraftvolle Regierung dem Raubritterunweſen, das in der Kaiſerloſen Zeit namentlich am Rhein üppig gewuchert, ein Ende machte. Des Kaiſers nachdrückliche Verwarnung hatten die Raubritter mit offenem Hohn beantwortet und mehr noch wie bisher betrieben ſie auf der ſchmalen Heerſtraße, die ſich am Oberrhein zwiſchen Fels und Strom hinzieht, ihr räuberiſches Gewerbe.

Da erſchien der erzürnte Kaiſer ſelbſt mit ſtarker Macht und hielt ein fürchterliches Gericht unter den adeligen Räubern. Wie räudige Hunde wolle er ſie ausrotten und ihre Horſte vernichten: alſo hatte er den Verächtern des heiligen Landfriedens angedroht, und er erfüllte ſeine Androhung.

Flammende Burgen waren seine Wegereisen am Oberrhein. Die im Thale drunten sahen mit scheuem Grauen von den Vesten der Reichensteiner, Soonecker, Heimburger und anderer gefürchteter Raubritter die Feuerzeichen glühn und um zahlreiche Mitglieder hoher Geschlechter legte der Henker die schmähliche Schlinge. Ein Jammern und Wehklagen hat man dazumal gehört aus manchem schönen, bleichen Munde ob des Kaisers eiserner Gerechtigkeit, so die friedlichen Kauffahrer dankend priesen.

Für die Überlebenden waren die Leiber der Genossen, die zuckend an den Bäumen längs des Stromes hingen, eine furchtbare Mahnung. Unter dem Schutze der Nacht sind dann scheue Gestalten zu dem Richtplatz geschlichen und trauernd haben die Anverwandten der Gerichteten die Leichen herabgenommen, um sie vor schmachvollster Vernichtung zu bewahren. Heimlich wurden die Unglücklichen in geweihter Erde bestattet. Aber laut mahnte die Hinterbliebenen der Gedanke einer jenseitigen Vergeltung; denn manch Einer, der also schmachvollen Todes gestorben, hatte sein Wappen befleckt mit dem Blut seines Nächsten.

So hat man auf eines frommen Gottesman-

nes weiſen Rat das Holz von den Bäumen genommen, daran ſie gehangen, und hat daraus eine Sühnkapelle erbaut auf dem einſamen Richtplatz am Rhein. Und auch von den rauchenden Trümmerreſten der niedergebrannten Burgen hat man Steine genommen für jenes Sühnhaus bei Aßmannshauſen und des Klausners.

Als der Tag kam, wo zum erſten Male des Prieſters Wort am Altare ertönen ſollte, da ſind rheinaufwärts und abwärts Kähne herangefahren, die führten Tote und Trauernde — im Kirchenſchiff haben ſie die Särge aufgeſtellt — und mit ernſten Worten hat der Mainzer Erzbiſchof die Toten entſühnt und die Armſeelenkirche ihrer Beſtimmung übergeben. Dann hat man die eingeſegneten Leiber zum zweiten Male in gemeinſamer Gruft beſtattet. Viel Weinen ſoll damals erklungen ſein in der neugeweihten Kirche.

Das war an der Wende des dreizehnten Jahrhunderts. Jahrhundertelang haben Gläubige und Prieſter in jenem Kirchlein bei Aßmannshauſen für die armen Seelen der Gerichteten gebetet. Droben ſind derweil die Geſchlechter ausgeſtorben, die ſtolzen Burgen zerfielen und

drunten ſind vielbewegte Tage vorübergezogen. Und der Zeitenzahn, der oben an den Burgen nagte, hat auch drunten an dem Kirchlein ſein Zerſtörungswerk begonnen, hat das Dach vernichtet und die Mauern gebröckelt.

In unſeren Tagen aber hat ſich die alte Klemenskirche aufs Neue aus ihrer Ruine erhoben und wie vor ſechshundert Jahren tönt in ihr des Prieſters Wort am Altar.

Johannisberg.

Der Johannisberger.

So weit die deutsche Zunge klingt und noch viel weiter kennt man ihn, und nennt man die besten Namen, dann wird der seine auch genannt: des Königs aller Rheinweine. Alle Freunde des rheinischen Rebensaftes kennen ihn, wenige indes schauten ihn in seiner fürstlichen Echtheit: fürstlich ist er, nicht darum, weil Fürstenhand den Schlüssel zum Johannisberge hält, sondern vielmehr weil Fürstenhand ihn hineinverpflanzt in das gesegnete Rheingau. Und jener gekrönte Geber ist niemand Geringerer gewesen als der große Karl, der allgewaltige Beherrscher des Frankenreiches.

Stand er einst — ein Frühlenz war's — auf dem Söller seines Ingelheimer Schlosses und ließ die Blicke schweifen auf das wunderherrliche Land zu seinen Füßen. Schnee war über Nacht gefallen und ein weißes Gewand deckte die Rüdesheimer Halde. Wie des Kaisers Auge sinnend auf der weißen Landschaft ruhte, da sah er, wie der Schnee vom Rücken des Johannisberges schneller schmolz unter dem Sonnenstrahl als

ringsum. Der große Karolus, der als echter deutſcher Kaiſer auch ein tiefer Denker war, vermeinte, daß allda, wo ſolch ſegnende Sonnenglut falle, auch mehr als Gras gedeihen könne.

Beſchied alſogleich den grauen Kunrat, ſeinen Knappen zu ſich und hieß ihn, im Frühlicht des kommenden Tages das Roß zu ſatteln und hinzureiten nach Orleans, der Stadt des edlen Weines. Den braven Bürgern möge er zu wiſſen thun, daß der Kaiſer ihren vortrefflichen Wein noch in gnädigſtem Andenken bewahre und es gerne ſähe, ein ſo vieledles Gewächs am Rheine zu beſitzen, weswegen die getreuen Bürger von Orleans einen Senker ins Rheingau ſchicken möchten.

Alſo machte ſich der kundige Königsbote auf den Ritt und noch ehe der Mond ſeinen Kreislauf beendet, war er wieder im Kaiſerſchloß zu Ingelheim. Dort herrſchte große Befriedigung. Karolus ſelber, der große Kaiſer, fuhr im Schiff nach Rüdesheim und pflanzte mit höchſteigener Hand die fränkiſche Rebe in rheiniſche Erde.

Keiner müßigen Laune Spiel war des Kaiſers Beginnen geweſen. Sorglich ließ er ſich berichten über den Stand der Reben in Rüdesheim und am Abhang des Johannisberges, und als der

dritte Herbſt ins Land gezogen kam, da kam mit ihm Kaiſer Karl von ſeiner Lieblingsſtadt Aachen ins Rheingau. Und der Schnitter Jauchzen erklang in den Rebengeländen von Rüdesheim und Johannisberg.

Feierlich ward die erſte Blume der Kelter dem Kaiſer kredenzt: ein goldenes Naß in goldenem Pokal, ein königlicher Wein! Einen tiefen Schluck hat der große Karl gethan und verklärten Auges geprieſen das köſtliche Getränk. Sein Lieblingswein iſt er geworden, der feurige, ernſtmilde Johannisberger. Das Alter hat er ihm verjüngt. Und was Karolus Magnus verſpürte, das verſpürt noch heute ein Jeglicher, dem jenes Traubenblut im Becher perlt. So weit die deutſche Zunge klingt und noch viel weiter kennt man ihn, und nennt man die beſten Namen, dann wird auch der ſeine genannt, des Königs aller Rheinweine, des Johannisbergers.

* * *

Wunderſchön ſpinnt ſich die Sage weiter: von Kaiſer Karl, der ſeine Reben ſegnet. Dichtermund hat ſie zum Liede geſtaltet und oft hört ihr es ſingen an des Rheines Rebengeſtaden.

In jedem Frühjahr, wenn auf den Hügeln und in den Thälern am Strom die Reben blühen

und würziger Traubenblütenduft die Lüfte erfüllt, dann wandelt zur Nachtzeit ein hoher Schatten an den Rebengeländen her: königlich ist sein Wuchs, der Purpurmantel wallt ihm von den Schultern und auf dem Haupte blitzt die Kaiserkrone. Es ist Karl, der große Frankenkaiser, der vor tausend Jahren die Reben hierhinverpflanzte nach Rüdesheim und den Rand des Johannisberges. Ihn hat der Trauben köstlicher Duft geweckt aus seiner Gruft zu Aachen und er ist gekommen, die Reben, die er gepflanzt, zu segnen.

Milder Vollmond erhellt den nächtigen Weg des Kaisers und bei Rüdesheim spannt der Mond eine goldene Brücke über den Strom. Über sie schreitet der Kaiser und weiter wallt er, an den Hügeln entlang und spendet den Reben allorts seinen Segen.

Beim ersten Hahnenschrei kehrt er zurück in seine Gruft nach Aachen und schläft weiter seinen vielhundertjährigen Schlaf, bis ihn im kommenden Jahre aufs Neue der Duft der Trauben weckt, zur nächtlichen Segenswanderung im traubenduftumwobenen Rheingau.

* * *

Laß nun noch, mein Leſer, als Dritte im Bunde, eine feuchtfröhliche Hiſtorie gelten, ſo von den Mönchen des Johannisberges erzählt wird. Kam da einſt unerwartet der hohe Abt von Fulda das Kloſter auf dem Johannisberg zu viſitieren, juſt als die reifen Reben an den Stöcken hingen. Der würdige Abt erkundigte ſich nach dieſem und jenem, zeigte ſich höchſt befriedigt von dem Wandel der wackern Mönche, und lud endlich zum Zeichen ſeines ungeteilten Wohlwollens den geſamten Konvent zu einem Abendtrinken ein.

„Der Wein erfreut des Menſchen Herz!“ Alſo mit des frommen Königs David tiefbedeutſamem Ausſpruch hob der Abt zu ſprechen an. „Gottes milde Hand wird Euren Rebſtöcken auch im künftigen Herbſt gnädig ſein. Laßt uns deshalb etliche Fläſchlein, ihr Brüder, in Maß und Würde frommen. Aus dem Mutterfaß, denk' ich. Doch ehe wir uns laben, an Gottes edler Gabe, nehmt Euer Brevier und laßt uns mit einem kurzen Gebet beginnen.“

„Brevier?“ geht's raunend die Reih entlang, und in den feiſten, würdigen Geſichtern blinzeln die Äuglein in hilfloſer Verlegenheit.

„Ja, das Brevier!“ Und des weiſen Abtes ſtrenggefurchtes Antlitz mißt ſchweigend die Brüder.

Sie ſuchen, ſuchen.

Mählig ſchwinden die Falten in des Abtes Angeſicht, und huſcht nicht gar ein Lächeln unmerklich über die verwitterten Züge?

„Laßt das jetzt! Trinken wir!“ und behaglich entnimmt er dem Bruder Kellermeiſter die beſtaubte Flaſche. „Weiß Gott! Den Stöpſelzieher hätte ich wohl mitnehmen können allhier zum Rheine.“ Launig meint's der freundliche Herr, nachdem er ſeine Taſchen betaſtet.

„Der Stöpſelzieher?“ Im Nu fährt's in alle Taſchen, und vor des Abtes würdigem Antlitz tauchen ſo viel Korkzieher auf, als Brüder im Umkreis ſtehen.

Da flog ein Schimmer ſeliger Heiterkeit über des Abtes würdiges Antlitz. „Bravo, ihr frommen Herren! Welch reicher Segen an Stöpſelziehern! Guckt nicht verlegen, laßt's euch für heute nur nicht verdrießen, morgen aber — doch denken wir, wie König David.“

Und laut knallte die entkorkte Flaſche.

Mainz.

Heinrich Frauenlob.

Ein würdiger Domherr im alten Mainz iſt er geweſen, dabei auch ein gottbegnadeter Sänger, der zahlreiche fromme Weiſen verfaßte zu Ehren der reinſten aller Frauen. Hat nebenher auch der weltlichen Minne manch klingenden Harfenton gewidmet, und weil er in zarter Huldigung, im Gegenſatz zu vielen zeitgenöſſiſchen Dichtern, die Benennung Frau d. i. Herrin höher ſtellte als Weib, was nur Ehegattin bezeichnet, hat ihm die Nachwelt den Namen Frauenlob geſpendet und unter dieſem iſt er bekannter als unter ſeinem eigentlichen Namen Heinrich von Meißen.

Groß war die Verehrung, welche die Frauen des goldenen Mainz dem Sänger zollten. Dies zeigte ſich während ſeines Lebens, noch mehr aber, bei ſeinem Tode. Unſagbar war die Trauer des dankbaren Geſchlechtes, als die Kunde kam, daß des geliebten Minneſängers Leier für immer verſtummt ſei. Es ward vereinbart, dem Toten eine Ehre zu bezeugen, wie ſie weder vorher noch

nachher wieder einem Dichter wiederfahren iſt: Zahllos war das Gefolge, überaus zahlreich die Frauenſchar, welche in Trauergewändern die Leiche begleiteten und für ihr Seelenheil beteten. Acht der Schönſten aber trugen den Sarg, der überſchüttet war mit duftenden Blumen. Aus zarten Frauenmund ſchollen an des Minnenſängers Gruft die Grabgeſänge und köſtlichen Rheinwein, der ihn gar oft zu herrlichen Liedern begeiſtert, goſſen zarte Frauenhände auf ſeine Ruheſtätte. So reichlich ſoll jene ſinnige Spende geweſen ſein, daß von der Libation die Gänge der Kirche überfloſſen. Köſtlicher noch als jene Gaben ſind die Thränen geweſen, die an jenem Tage gar viele ſchönen Augen um den toten Sänger vergoſſen.

Noch heute ſchaut der Wanderer im alten Mainzer Dom des liederkundigen Meiſters Grabmal: eine edle Frauengeſtalt aus milchweißem Marmor legt einen Kranz nieder auf den Sarg des Sängers, der Frauenlob in unvergeſſenen Liedern beſungen.

Biſchof Willigis.

Um das Jahr Eintauſend hatten die Mainzer einen frommen Kirchenfürſten, das war Biſchof Willigis. Der war eines Wagners Sohn und war nur durch eiſerne Willenskraft und eigenen Wert zur Würde des Reichsprimas geſtiegen. Die biedern Bürger von Mainz liebten und verehrten den würdigen Gottesmann ſehr, den ſtolzen Stiftsherrn und ſteifen Patriziern, indes war es höchſt unbequem, ſich vor dem zu beugen, der in der elenden Hütte eines Wagenbauers jung geweſen. Waren auch etliche drunter, denen der Biſchof eines Tages es mit mildem Ernſt verwies, daß ſie auf ihre Vorfahren gar zu ſehr hielten. Das verdroß die hochnaſigen Herren und eines Nachts verübten ſie einen Schalksſtreich an den Gemächern ihres geiſtlichen Herrn. Malten ihm mit Kreide rieſige Räder an alle Thüren.

Als der Biſchof frühmorgens in den Dom zur Meſſe ſchritt, erſchaute er der Spötter loſes Werk. Stumm ſah er auf die Räder, doch vergebens harrte ängſtlich ſein Kaplan, der neben

ihm ſtand, daß ſich des geſchmähten Kirchenfürſten heftiger Zorn entfeſſeln werde. In heiteres Lächeln gingen gar des Biſchofs Züge über. Dann gebot er, einen Maler zu rufen, und als dieſer gekommen, befahl er ihm, alldort, wo die Spötter die Kreideräder gemalt, in flammenroten Feldern weiße Räder zu malen, ſichtbar für jedermann, und darunter das Sprüchlein: „Willigis, Willigis! Denk', woher du kommen biſt!“

Aber noch weiter iſt er gegangen: ein Pflugrad hat ihm der Wagner fertigen müſſen und dieſes hat er über ſeinem Lager anbringen laſſen, um ſeiner Herkunft ſtets eingedenk zu ſein.

Seit jenem Tage ſind die Spötter verſtummt. Die Mainzer aber haben mit noch größerer Liebe an ihren Biſchof gehangen, der bei aller Würde ſo ſchlichten Sinn bewahrte. Die weißen Räder in rotem Felde führen ſeither alle Biſchöfe von Mainz in ihrem Wappen.

Nahethal.

Kreuznach.

Der Stiefeltrunk.

War einſt auf dem hohen Rheingrafenſtein bei Kreuznach die Blüte der rheiniſchen Ritterſchaft verſammelt. Gewaltige Zecher ſind ſie geweſen, die Herrn des rheiniſchen Adels, allen voran aber ſtand der Gaſtgeber ſelber, der ſtolze Rheingraf. Manchen Humpen hatte er bereits geleert auf das Wohl der vieledlen Gäſte. Plötzlich erhob er ſich wieder vom reichgeſchnitzten Eichenſtuhle, ließ die Blicke in übermütiger Zecherlaune gleiten über die glänzende Verſammlung und hub an:

„Einen Reiterſtiefel hab ich hier, ihr edlen Herrn; ihn ließ jüngſt ein Kurier zurück. Euch verkünde ich nun bei meines Hauſes Ehre: wer ihn in einem Zug von Euch leert, dem ſoll drunten das Dorf Hüffelsheim gehören.“ Und aus des Knappen Hand nahm der Rheingraf lachend den Stiefel, ließ ihn bis zum Rand anfüllen und hob ihn kecklich in den Kreis. „Wohlan! Es gilt. Wer wagt's?“

Und es saß alldort der wackere Johann von Sponheim, kein schwächlicher Zecher; doch er hielt sich ruhig und sah nur fragend zu seinem Nachbarn hinüber, dem Ritter Weinhart von Dhaun, der scheu verlegen das Haupt hinter des Humpens Rundung barg. Auch der alte Flörsheimer strich sich zweifelnd den grauen Bart, dieweil der hagere Kunz von Stromberg, mehr den Weibern denn dem Wein ergeben, sich schon schüttelte beim Gedanken an den Jammer, den eine solche Sündflut heraufbeschwören mußte. Selbst der Burgkaplan, der dem Rheinwein zuschrieb, daß er das Gloria im Hochamt so kräftig intonierte, besah sich ehrfurchtsvoll den Koloß und dankte innerlich dafür, einen solchen Stiefel anzuziehen.

Da erhob sich auf einmal aus der Tafelrunde Einer mit einer Bärengestalt und Donnerstimme, schlug mit der Riesenfaust auf den Tisch und rief froher Laune: „Her mit dem Schlückchen!“ Und alle schauten sie ihn an, den markigen Boos von Waldeck. Der aber hatte bereis den Stiefel erfaßt. „Zum Wohl! Ihr Herren!“ tönte eine mächtige Stimme, eine breite Hand schwenkte den Stiefel.

Ihn leerte in einem Zuge Herr Boos von Waldeck, ſtellte ihn dröhnend auf den Tiſch und ließ ſich ſchwer in den Seſſel fallen. Zum Rheingrafen gewendet ſprach er lachend: „Ließ der Kurier nicht auch den andern Stiefel hier? Maßen ich in einer zweiten Wette auch noch das Dorf Roxheim mir erwerben möchte.“

Der Rheingraf ſchnitt ein betrübtelegantes Geſicht, die edlen Zecher lachten laut; ſeit der Stunde gehörte Hüffelsheim dem wackern Ritter Boos von Waldeck.

Sponheim.

Der Burg Sponheim Gründung.

Wie die alte Burg Sponheim im Nahethal entſtanden iſt, darüber berichtet uns die Sage folgendes: Ein Ritter von Ravensberg im Nahegau bewarb ſich eifrig um die Hand der jungen, anmutigen Gräfin von Heimburg. Aber ein betrübendes Hindernis ſtellte ſich zwiſchen den Bewerber und ſeine Geliebte: vor Jahren hatte ein Ravensberger in blutiger Fehde einen Heimburger getötet und tiefer Groll trennte ſeitdem die beiden Geſchlechter. Bitter empfand es der tapfere Ravensberger und ließ trotz allem nicht nach in ſeiner liebenden Werbung. Seine beharrliche Treue ging der liebreizenden Gräfin zu Herzen, und eines Tages beſchied ſie den ſtürmiſchen Freier alſo:

„Wollt Ihr Euch unterfangen, Herr Ritter, zur Sühne der Schuld Eures Ahnen ins heilige Land zu ziehen, ſo ſoll Eure Werbung Gehör finden in der Stunde, wo Ihr mir heimkehrend ein Andenken an die heiligen Stätten unſeres Erlöſers in die Hand legt.“

Hocherfreut küßte der Ritter der geliebten Frau die Hand und von ihrem huldreichen Lächeln begleitet, schied er. Eben um diese Zeit klang des greisen Rotbart Aufruf zum Kampf gegen die Ungläubigen durch die deutschen Gaue, und der Ravensberger säumte nicht, sich den stolzen Scharen des Staufenkaisers anzuschließen. Mühevoll ward die Kreuzfahrt, und als sich das Heer kümmerlich durch Levantens öde Steppen hindurchschlug, gedachte der wackere Ravensberger voll Wehmut seiner ruhigen Veste im schönen Nahethal, allwo man sich des Abends nach einem wohlbestellten Nachtmahl niederlegen konnte, ohne zu befürchten, daß bei Nacht und Nebel ein wüster Türkenschwarm hereinbrach, dem friedlichen Schläfer den krummen Säbel über dem Haupte schwingend. Hat aber dennoch überall wacker mitgekämpft und sich nach des alten Rotbart und seines Sohnes Tod ritterlich dem englischen Königssohn angeschlossen, (Löwenherz hieß er) weil vor diesem die grimmigen Türkenhorden die meiste Angst besaßen.

Seiner geliebten Dame im Nahegau hat der Ravensberger im Morgenlande zu keiner Zeit vergessen und allgemach ist die Sehnsucht stark

und ſtärker in ihm geworden, bis er ſie nimmer hat bezwingen können. Auch den Königserben Richard Löwenherz rief die Beſorgnis um ſein Erbe nach dem meerumgürteten Albion zurück. Unter den Waffengenoſſen, die ſich mit ihm einſchifften, befand ſich auch der Herr von Ravensberg. Froher Laune war der wackere Rittersmann und während das Königsſchiff daherſegelte durch das Griechenmeer und die blaue Adria, ſtand er oft auf dem Verdeck, und wenn ihn niemand beobachtete, zog er heimlich ein Käſtchen hervor aus ſchwarzem Ebenholz, das war außen reich mit Edelſtein geſchmückt und ein Frauenname war darauf verzeichnet mit goldenen Lettern. Drinnen war es mit koſtbarer, roter Seide belegt und barg einen winzigen, unſcheinbaren Span. den hat der Ravensberger ſtets mit größter Verehrung geküßt: für ſchweres Geld hatte er ihn im heiligen Lande von einem jüdiſchen Händler erworben; der hat ihm geſchworen bei den großen und kleinen Propheten, daß es eine Partikel des Marterholzes ſei, woran die römiſchen Soldaten den heiligen Rabbi von Nazareth, den Gottesſohn, gekreuzigt.

Frohen Mutes war der Ravensberger auf der ganzen Fahrt. Da aber geſchah ein trauriges

Ereignis. Schon ſahen die heimkehrenden Kreuzfahrer italiſches Land vor ſich, da litt das Fahrzeug Schiffbruch. Nur mit Mühe rettete ſich der engliſche Königsſohn mit wenigen Getreuen bei Aquileja ans Land. Unter ihnen befand ſich auch der Ravensberger; aber in welch troſtloſer Stimmung? Wie ſpäter einmal der große Camoeñs die Luſiaden, ſo hatte er die koſtbare Truhe hoch über ſich im Waſſer emporgehalten, aber ein Strudel riß ihn hinab — als er die Augen aufſchlug, fand er ſich auf feſtem Uferlande: der heilige Span hatte ihn gerettet, aber - herber Troſt — er ihn verloren und mit ihm alle Hoffnung auf ſein ſchönſtes Glück.

* * *

In der Veſte Heimburg im ſchönen Nahegau iſt eines Tages müde und niedergeſchlagen ein heimkehrender Kreuzfahrer angelangt; der hat ſich kleinmütig bei des Schloſſes Herrin anſagen laſſen. Mit huldvollem Lächeln iſt die liebreizende Gräfin dem Rittersmann entgegengeeilt, aus deſſen ſonngebräuntem Antlitz eine tiefe Bekümmernis ſprach. Schweigend, das holde Antlitz züchtig geſenkt, nahm ſie den lamentablen Bericht entgegen. Dann, als er geendet, hob ſie lächelnd das ſchöne Haupt.

„War das Käſtchen nicht reich mit Edelſteinen verziert und ſtand nicht mein Name darauf in goldenen Lettern?“ fragte ſie.

„So iſt es, vieledle Herrin,“ verſetzte der Ravensberger, ſeltſam überraſcht dann mit erneuerter Bitterkeit, „nun ruht es auf dem Meeresgrund, trotzdem ich in tiefſter Bedrängnis den heiligen Georg anrief, den koſtbaren Span vom Kreuz unſeres Erlöſers zu retten.“

Da winkte die Burgherrin einem Pagen und nach wenigen Augenblicken brachte ihr der Knabe auf ſamtnem Kiſſen eine kleine Truhe aus ſchwarzem Ebenholz, die war reich mit Edelſteinen geſchmückt und ein Frauenname war darauf verzeichnet. Einen freudigen Überraſchungsruf ſtieß der Ravensburger aus: er hatte ſofort das Kleinod erkannt.

„Thut Abbitte dem heiligen Patron der Ritterſchaft,“ ſprach die Gräfin mit mildem Lächeln. „Ein fremder Knappe überbrachte dem Burgvogt vor etlichen Tagen dieſe Truhe und war verſchwunden, als ich ihn zu mir beſcheiden wollte.“

„St. Georg, der Ritter, iſt's geweſen, in eigener Perſon,“ raunte der Ravensberger und

bekreuzte sich andächtiglich. „Hat damit des heiligen Spanes Echtheit bewiesen.“

„Mechtildis!“

Hat dann vor der reizenden Herrin das Knie gebeugt und errötend reichte sie dem längst heimlich geliebten Manne die schwellenden Lippen zum ersten Liebeskusse.

* * *

Ein fröhlicher Hochzeitstag wurde gefeiert im Nahegau und eine stolze Ritterveste wurde umgetauft auf den Namen Spanheim, später Sponheim, und so hieß sie noch manch Jahrhundert hindurch.

Die Ebernburg.

In der Nähe des lieblichen Kreuznach deſſen Heilquelle jährlich Tauſenden Erholung und Geneſung ſpendet, liegt die Ebernburg. Ihre Gründung reicht bis ins elfte Jahrhundert zurück. Damals Eigentum der ſaliſchen Kaiſer, kam ſie im vierzehnten Jahrhundert an das Sponheimer Grafengeſchlecht und im folgenden Jahrhundert an die Sickinger. Dem geächteten Franz von Sickingen und vielen ſeiner Anhänger diente die „Herberge der Gerechtigkeit“ als Zufluchtsort. Nach Sickingens Tode zerſtört, wurde ſie von ſeinen Nachkommen wieder aufgebaut, bis die Franzoſen ſie vor hundert Jahren zum zweiten Male in eine Ruine verwandelten.

Über dem Thor dieſer erinnerungsreichen Ruine iſt das Bild eines Ebers eingemauert. Wie ein ſolcher der Burg ihren Namen gab, darüber erzählt die Sage Folgendes: In alter Zeit war der Raugraf Rupert Beſitzer der Veſte. Er warb ſeit langem insgeheim um die Hand der ſchönen und reichen Gräfin Monfort. Als er jedoch einſtmals ſeinen Antrag der Gräfin

vorbrachte, wies sie ihn ab: ihr Herz hatte näm=lich schon gewählt. Der also Beglückte we rdes Rau=grafen eigener Jugendfreund, Rheingraf Heinrich.

Grollend über die Zurücksetzung, die er er=duldet, zog sich der Raugraf von seinem bis=herigen Freunde finster zurück. Seine früheren Genossen sahen ihn weder beim Turniere, noch bei festlichen Gelagen, und bedauernd erzählten sie sich, daß der Raugraf in düsterer Verstimmung allen gesellschaftlichen Verkehr fliehe. Nur der Jagd war er treu geblieben und tagelang streifte der Vereinsamte, oft ganz allein, mit seinen kläffenden Rüden durch seine Forsten.

Als er einst wiederum von einem Jagdaus=flug heimkehrte, stieß er in der Nähe des Rhein=grafenstein auf einen Eber von solch ungewöhn=licher Größe, wie er sich kaum erinnerte, einen zweiten in seinen Wäldern gesehen zu haben. Mit grimmiger Wut trieb das gereizte Tier die bellende Meute zurück und stürzte sich wütend auf den Jäger, dessen Wurfgeschoß es nur ver=wundet, aber nicht niedergestreckt hatte.

Der Raugraf erblaßte. Unbewaffnet wie er war, empfahl er seine Seele Gott: da sank der Eber plötzlich, kaum einen Schritt von ihm

entfernt, röchelnd nieder, von einer Lanze, die aus dem Buſch ziſchte, tötlich getroffen. Die Zweige teilten ſich und hervor trat der Rheingraf. Stumm eilte er auf den ehemaligen Jugendfreund zu, der ihm in tiefer Bewegung um den Hals fiel.

„Meine Liebe haſt du getötet, dafür mein Leben gerettet!“ ſoll der Raugraf ſchmerzlich ausgerufen haben. Jener erzählte ihm, wie er den Eber bereits drei Tage in ſeinem Revier geſucht und endlich ſeine Fährte bis in des ehemaligen Freundes Revier verfolgt hätte. „Durch einen Wildfrevel, ſchloß der Rheingraf, rettete ich mir einen edlen Genoſſen, deſſen Freund zu ſein ich niemals aufgehört hatte.“

Begraben ward der Groll, den der Raugraf gegen den Jugendfreund gehegt hatte. An dem Tage, wo der Rheingraf die liebreizende Gräfin von Montfort zum Altare führte, ließ der Raugraf, um des Freundes That allen ſpäteren Geſchlechtern zu verkünden, über dem Burgthor ſeiner Veſte einen ausgehauenen Eberkopf anbringen und taufte ſie fortan die Ebernburg. Den Namen hat ſie behalten bis auf den heutigen Tag.

Bingen.

Der Mäuſeturm.

Unterhalb Bingen liegt mitten im Strom auf einem einzigen Eiland eine turmartige Veſte, der Mäuſeturm. Seit Jahrhunderten iſt mit ihm eines Mainzer Erzbiſchofs Name in düſterer Weiſe verknüpft, jenes finſtern Hatto, den die Sage eines furchtbaren Frevels angeklagt und dadurch verfehmt hat am ganzen Rheinſtrom und weit in die Lande.

Ein ehrgeiziger, herz- und treuloſer Mann ſoll er geweſen ſein, ein grauſamer Herr ſeiner Unterthanen. Hohe Steuern erpreßte er ihnen, Zölle legte er ihnen auf und erſann zahlloſe Laſten, ſeiner Herrſchſucht und Prunkliebe zu fröhnen. Zwiſchen Bingen und Rüdesheim ließ er im Rheine den feſten Turm erbauen und nötigte alle Schiffe, die thalabwärts fuhren, zur Entrichtung eines Zolles.

Bald darauf ſuchte ein trauriger Mißwachs das Mainzer Land heim. Dürre und Hagel vernichteten die ohnehin ſpärlichen Saaten und die Teuerung ward um ſo fühlbarer, da Erz-

biſchof Hatto große Getreidevorräte angekauft und in ſeine Speicher verſchloſſen hatte. Die Hungersnot ward bald erſchrecklich, doch vergebens flehten die Unglücklichen den grauſamen Herrn an, den Kornpreis ſeiner aufgeſpeicherten Frucht herabzuſetzen. Wohl drangen ſeine Räte in ihn, daß er ſich des Elendes erbarme, doch Hatto blieb ungerührt, und als der ſteigende Jammer und die Hartherzigkeit des Gebieters Erbitterung erregte und murrende Stimmen ſich erhoben unter dem heimgeſuchten Volke, da ſetzte Hatto ſeiner Grauſamkeit die Krone auf.

Eines Tages drang eine hungrige Bettlerſchar jammernd in den erzbiſchöflichen Palaſt und flehte den Erzbiſchof, der juſt an ſchwelgeriſcher Tafel ſaß, wimmernd um Nahrung an. Er aber hatte gerade zu ſeinen Tiſchgenoſſen in grollender Verdroſſenheit geäußert, es wäre beſſer, das elende Volk käme durch irgend eine raſche Art von dieſer Welt; ſo ſei es aller Not und er ſeiner enthoben. Wie nun die zerlumpten Haufen, Männer, Weiber und Kinder mit hohlwangigen, bleichen Geſichtern ſich vor ihm niederſtürzten und um Brot ſchrieen, zuckte es plötzlich auf in ſeinen Augen. Er winkte ihnen mit erheuchelter

Huld, verſprach ihnen Korn und ließ ſie hinausführen in eine Scheune vor die Stadt, allwo ſie Korn erhalten ſollten, ſo viel ein Jeder bedürfe. Voll freudigen Dankes eilten die Unglücklichen hinaus; als aber alle drinnen waren, ließ Hatto das Scheunenthor ſchließen und die Scheune anzünden.

Gräßlich war das Gewinſel der Elenden. Bis zum Biſchofspalaſt ſoll das Geſchrei gedrungen ſein. Der grauſame Hatto aber rief ſpottend ſeinen Räten zu: „Hört, wie die Kornmäuſe pfeifen! Nun hat das Betteln ein Ende, mich ſollen die Mäuslein beißen, wenn's nicht wahr iſt.“

Fürchterlich aber traf ihn die Strafe des Himmels. Aus der brennenden Scheune ſchlüpften Tauſende von Mäuſen, nahmen ihren Weg zum Palaſt, erfüllten alle Gemächer und fielen ſelbſt den Erzbiſchof an. In ungezählten Scharen huſchten ſie durch ſeine Räume und ob ſeine Diener zahlloſe der gierigen Nager vertilgten, immer größer ward ihre Zahl, immer drohender ihre Gier. Grauen packte den Erzbiſchof und Gottes Strafgericht ahnend, floh er aus der Stadt auf ein Schiff, um ſich der wütenden

Biſſe ſeiner Verfolger zu erwehren. Aber die untilgbare Schar ſchwamm in Legionen ihm nach, und als er verzweifelnd den Zollturm bei Bingen erreichte, vermeinend, in der ſtromumſpülten Inſelveſte ſicher zu ſein, da folgte ihm das graue Heer der Mäuſe auch hierhin, grub ſich mit ſcharfen Zähnen den Zugang in den Turm und erreichte bald den, welchen es verfolgte.

Er iſt ihnen auch unterlegen, der Grauſame. Soll zum Schluß in heller Verzweiflung ſeine Seele dem Böſen verſchrieben haben, ſo er ſeinen Leib erlöſe, und im Höllenbrand ſoll der Gottſeibeiuns dazwiſchen gefahren, den zuckenden Leib befreit, die Seele aber für ſich genommen haben am dritten Tage.

* * *

Alſo vermeldet die Sage. Milder ſpricht ihre Schweſter, die Geſchichte, über Hatto, den geſtrengen Erzbiſchof von Mainz. Sie tadelt nur eines an ihm: ſeine Herrſchſucht. Sie erwarb dem Mainzer Stuhl jene weltliche Macht, durch die er ſpäter der erſte Biſchofsſitz des Reiches wurde. Den Mainzer Bürgern mochte dies nicht unangenehm ſein, aber tief verhaßt war vielen der ſtolze, despotiſche Geiſt deſſen,

der ſie begründete, und weil er überdies der Erbauer des Zwingers im Strombett war, von dem aus er alle vorüberfahrenden Schiffe des Zolles wegen unterſuchen ließ — durchmauſen, mûsen, ſagten unſere Altvordern und ſpricht der Rheinländer noch heute — ſo mag jener Mäuſeturm, vereint mit dem Groll eines unterdrückten Volkes, jene gräßliche Sage hervorgerufen haben.

Ingelheim.

Eginhard und Emma.

I.

Es iſt eine alte, rührende Geſchichte, die ich Dir erzählen will, mein Leſer, und was ſie vor andern voraus hat, das iſt ein Körnchen hiſtoriſcher Wahrheit.

Zu Ingelheim, einem ſchmucken Städtchen im rebengeſegneten Rheingau, erhob ſich voreinſt ein ſtolzer Marmorpalaſt, die Lieblingsreſidenz Karls des Großen. In jene weltferne, glückatmende Einſamkeit zog ſich der große Frankenkaiſer oft zurück, nur begleitet von ſeinen treueſten Vaſallen und den Mitgliedern ſeiner Familie. Unter den Auserleſenen fehlte nie Eginhard, des Kaiſers Sekretär. Obzleich noch jung, war er dennoch wegen ſeines umfangreichen Wiſſens bei Karl hoch angeſehen und erfreute ſich der beſondern Huld ſeines Gebieters. Der junge Gelehrte, deſſen ernſtes, frauenhaftes Jünglingsantlitz ſich zwiefach aus der Schar der wetterfeſten Kriegsmannen abhob, mißfiel den Frauen des kaiſerlichen Hofes nicht minder.

Karl hatte den Sekretär in seine Familie eingeführt und anvertraute ihm die Unterweisung seiner Lieblingstochter Emma, dazumal bekannt als die schönste Dame ihrer Zeit. Sie war die Tochter der Gisismonda. Aus ihren Augen, dunkel wie der Fittig des Raben, redete das Fühlen ihrer italischen Mutter. Bald fühlte der jugendliche Lehrer sein Herz entflammen an der Glut jener Südlandsblicke und die Schreib- und Leseſtunden wurden zu Liebes- und Schäferſtunden.

II.

Jedes liebte und sah sich wiedergeliebt vom andern.

Es war ihre erste Liebe.

Er hätte solchen Ausgang ahnen müssen, der große Karl, als er den jungen Gelehrten mit dem frauenhaften Antlitz der jugendlichen Tochter mit den Glutaugen übergab. Er hätte es ahnen müssen.

In traumstiller Nachtstunde, wenn Schlaf auf allen Lidern lag, schlich sich Eginhard in das Gemach seiner Geliebten. Dann lauschte die Tochter Karls des Großen den süßen Schmeichelreden des zum Dichter gewordenen Gelehrten.

Sie irrte liebestrunken mit ihm auf einem Meer seliger Hoffnung, dessen Klippen ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nicht sah. Eginhard besaß ein glutvolles Herz, doch rein wie keusches Sternenlicht war die Flamme seiner Liebe zu der Tochter seines Herrn: keine Leidenschaft trübte ihren Schimmer.

Aber das Geschick war gegen sie.

Während einer Herbstnacht befand sich Eginhard wiederum bei der Geliebten. Der große Palast war in Dunkelheit gehüllt. Kein Stern strahlte am Himmel, das Glück der Liebenden zu verraten. Die Stunden der Liebe fliehen schnell. Im Augenblicke, wo Eginhard das Gemach verlassen wollte, bemerkte er, daß der Hof drunten mit einer Schneedecke überzogen war.

Unmöglich, ihn zu überschreiten, ohne seine Fußspuren zurückzulassen. Dennoch mußte er sein Zimmer drüben gewinnen. Was war zu geschehen?

Liebe ist erfinderisch.

Nach kurzem Nachdenken kamen beide zu einem Entschluß, den seither ungezählte Dichter besungen haben. (Wäre ich ein Dichter, auch ich würde ihn besingen.) Das zarte Mädchen nahm den Geliebten auf den Rücken und überschritt

mit ihm den weißen Hof. In den glitzernden Schnee zeichnete sie die Spuren zweier reizender Füßchen.

Karl der Große wachte noch zu dieser Stunde. Schwere Sorgen über sein Riesenreich bannten den Schlaf aus seinem Gemach. Am Fenster lehnte er und schaute schweigendernst in die Nacht. Da gewahrte er einen Schatten, der den Hof überschritt. Er beugte sich vor und erkannte Emma, seine Lieblingstochter, auf dem Rücken — Karl starrt weitoffnen Auges — einen Mann tragend, und dieser Mann — ein leiser Schrei aus Karls Mund — war Eginhard, der Günstling. Im Herzen des Kaisers kämpften Schmerz und Wut. Er wollte hinunterrasen, die Elenden zu töten: er bezwang sich. Unfaßbar wäre die Schmach: Kaiserstochter und Schreiber! Ertappt vom Herrscher von Millionen auf dem Buhlgang! Ein tiefer Seufzer preßte sich aus seiner mächtigen Brust. Er trat zurück in sein Zimmer und die kleinen Flocken, die um die Scheiben irrten, sahen noch lange sein grambewegtes Antlitz.

III.

Am andern Morgen versammelte der große Karl seine Räte. Die alten Getreuen entsetzten

ſich bei ſeinem Anblick. Falten furchten ſeine Stirn, Gram niſtete in ſeinen durchwachten Zügen. Eginhard vor allem betrachtete ſeinen Gebieter mit ahnungsvoller Scheu. Karl erhob ſich und ſprach:

„Was verdient eine königliche Prinzeſſin, die zur Nachtzeit einen Mann aufnimmt in ihre Gemächer?“

Die Räte betrachteten ſich ſprachlos. Eginhards Angeſicht war bleich wie der Tod. Die Getreuen ſuchten nicht lange, um den Namen jener Fürſtentochter zu finden. Verlegen berieten ſie eine Zeit; dann nahm einer das Wort:

„Majeſtät, bei Verbrechen der Liebe ſei das ſchwache Weib ſtets der ſtrafloſe Teil.“

„Und was verdient ein Günſtling des Kaiſers, der ſich des Nachts in die Gemächer einer königlichen Prinzeſſin hineinſchleicht?“

Funkelnden Auges wandte ſich der eiſerne Karl an ſeinen Schreiber. Eginhard zitterte leicht und das frauenhafte Antlitz ward noch bleicher. Verloren! murmelte er. Dann, ſich hoch aufrichtend:

„Den Tod, mein Herr und Kaiſer!“

Karl der Große betrachtete den Jüngling voll Bewunderung. Vor dieſer Selbſtanklage und

heißen Reue ſchmolz der Zorn in ſeiner Seele und machte mildern Regungen Platz. Tiefes Schweigen folgte der Antwort des Geheimſchreibers. Wenige Augenblicke ſpäter verabſchiedete der Kaiſer die Räte. Eginhard machte er ein Zeichen, ihm zu folgen.

Stumm voranſchreitend, führte ihn Karl in ſein Arbeitszimmer. Die zweite Thür öffnete ſich, Emma erſchien, von ihrem Vater gerufen. Ihr Antlitz ward totenfahl, als ſie den finſteren Blick des Kaiſers und die kummerbleichen Züge des Geliebten erſchaute. Sofort begriff ſie alles und mit einem erſchütternden Wehruf ſtürzte ſie dem Vater zu Füßen.

„Gnade, Gnade! Mein Vater! wir liebten uns ſo ſehr!“ und ihre großen umflorten Augen hoben ſich flehend.

„Gnade!“ murmelte auch Eginhard und beugte das Knie.

Der Kaiſer blieb ſtumm. Dann begann er zu ſprechen, zuerſt hart und ernſt, mählig, unter dem Schluchzen ſeines Lieblingskindes, milderten ſich ſeine Worte.

„Weil ihr Euch liebt — ſeltſam betonte er das Wort — will ich Euch nicht trennen. Ein

Prieſter ſoll Euch vereinen, und das nächſte Morgenrot findet Euch nicht mehr hier.“

Die Thür ſchloß ſich hinter ihm.

Schmerzverſunken, des Inhaltes der Rede nur halb bewußt, kniete das ſchöne Mädchen. Eine weiche Stimme ließ es zuſammenſchauern. Sanft zog ſie Eginhard an ſein Herz.

„Weine nicht, Emma!“ flüſterte er; „indem Dein Vater, mein Gebieter, Dich von ſich ſtieß, hat er uns auf immer verbunden.

Reichlicher ſtrömten ihre Thränen.

„Komm,“ fuhr er bewegter fort, „die Liebe wird uns begleiten.“

Am andern Morgen verließen zwei jugendliche Pilger das Schloß zu Ingelheim und wandten ſich in die Richtung nach Mainz.

IV.

Jahre ſchwanden.

Der große Karl hatte den Krieg in die Sachſenwälder getragen. Er hatte auf ſein Haupt die Krone der Römer geſetzt und die Welt war erfüllt von ſeinem Ruhme. Dennoch war ſein Haar gebleicht und ſein Herz gealtert. Ein trauerndes ſchönes Bild wob ſich ſeit Jahren in ſeine

Gedanken und wehrte ſich gegen jegliches Vergeſſen.

Am Abend, wenn die untergehende Sonne in den Marmorſäulen des Königſchloſſes ſpiegelte und ihre letzten Strahlen das hohe Gemach des Frankenherrſchers vergoldeten, dann ſah ſie ihn häufig unbeweglich dort ſitzen auf reichgeſchnitztem Stuhle, das mächtige Haupt verhüllt in den Händen.

Trübe Träume ſpann der Kaiſer.

Er gedachte der Tage, welche nicht mehr waren. Er gedachte des jungen Mannes, den ſein ſanftes Weſen, ſein frauenhaftes Antlitz zwiefach aus der Schar der wetterfeſten Kriegsmannen kenntlich gemacht hatte. Mit welchem Feuer hatte er ſtets die herrlichen Heldengeſänge vorgetragen, mit welcher Innigkeit die rührenden Volkslieder und Sagen, welche der Kaiſer mit regem Eifer ſtets ſammelte! Wie er dann vorgeleſen aus dem grauen Pergament, das er ſelber zierlich geſchrieben, da war gar oft ein dunkeläugiges Mädchen zugegen geweſen, des großen Karl Lieblingstochter: an des Vaters Knie geſchmiegt, lauſchte es der ſanften Stimme des Vorleſers und in ſein reines Auge ſtahl ſich zuweilen eine Thräne der Rührung.

V.

Jagdfanfaren durchſchmettern die Einſamkeit des Odenwaldes. Karl der Große und ſeine Getreuen liegen dem edlen Waidwerk ob. Der alte Kaiſer, der überall Vergeſſen ſucht, hat den Speer ergriffen, die Hirſche der Wälder zu erlegen.

Er hat ſich von ſeiner Begleitung getrennt und verfolgt eben einen ſtolzen Sechzehnender. Schon ſteht die Sonne tief am Himmel, das verfolgte Tier jagt auf den Main zu, deſſen Fluten durch das Geäſt glitzern. Es erblickt den Fluß, ſtutzt einen Augenblick und, gehetzt von des Verfolgers Nähe, ſtürzt es ſich in die Wellen, die es ſchwimmend durchſchneidet. Der Kaiſer erſcheint; erſchöpft ſteht er am Ufer. Nun erſt bemerkt er, wie unmerklich der Abend ihn überraſchte in einer Gegend, die ihm gänzlich unbekannt.

Vor ſich hat er den Strom, hinter ſich den Wald. Schon ſtrahlen über ihm die erſten Sterne. Vergebens ſucht Karl, den rechten Weg längs dem Fluſſe zu finden. Der Wald, den er ſoeben durchbrochen, ſcheint undurchdringlich. Tiefe Nacht umhüllt ihn.

Da glänzt unerwartet ein Licht aus der Ferne. Der Kaiſer ſchaut hin und ſchreitet, froh überraſcht, der Richtung zu. Eine Hütte winkt, ein Steinwurf vom Ufer, aus dem Gehölz durch das erhellte Fenſter gewehrt der königliche Späher ein dürftiges Zimmer.

Vielleicht die Klauſe eines frommen Mannes! denkt er.

Er klopft an der Thür. Ein blondbärtiger Mann erſcheint.

Der Kaiſer berichtet, ohne ſich zu nennen, ſeine Verlegenheit und bittet um Obdach für die Nacht.

Bei dem Klang ſeiner Stimme geht ein Zittern durch den Körper des Mannes. Er läßt den Kaiſer eintreten. Eine junge Frau ſitzt auf einem Schemel und wiegt ein Kind auf ihren Knieen. Beim Anblick des Kaiſers flammt ihr dunkles Auge auf, ihr Antlitz wird weiß wie Marmor. Eilends begiebt ſie ſich in den anſtoßenden Raum, um ihr Schluchzen zu verbergen. Karl ſetzt ſich nieder und ſtützt, jede Erquickung des Gaſtgebers ausſchlagend, das Haupt müde in die Hände.

Minuten vergehen.

Schläft er?

Nein, Träume ſpinnt er, trübe Träume.

Er gedenkt der Tage, welche nicht mehr ſind. Er gedenkt des jungen Mannes, den ſein ſanftes Weſen, ſein frauenhaftes Antlitz zwiefach aus der Schar der wetterfeſten Kriegsmannen kenntlich gemacht hatte. Mit welchem Feuer hatte er ſtets die herrlichen Heldengeſänge vorgetragen, mit welcher Innigkeit die rührenden Volkslieder und Sagen, welche der Kaiſer mit regem Eifer ſammelte. Wie er dann vorgeleſen aus dem grauen Pergament, das er ſelber zierlich beſchrieben, da war gar oft ein dunkeläugiges Mädchen zugegen geweſen, des großen Karl Lieblingstochter, an des Vater Knie geſchmiegt, lauſchte es der ſanften Stimme des Vorleſers und in ſein reines Auge ſtahl ſich zuweilen eine Thräne der Rührung.

Der Kaiſer ſeufzte tief auf.

Eine ſilberne Kinderſtimme entriß ihn ſeinen Träumen. Ein Mägdlein von etwa fünf Jahren, mehr Engel als irdiſches Weſen, näherte ſich ihm ſchüchtern und bot dem fremden Gaſt den Nachtgruß ſeiner Mutter. Bewegt ſchaute der Kaiſer auf das Kindlein, das ihm ſein weißes

Händchen entgegenhielt. Doppelt entzückend wirkte ſeine unſchuldsvolle Schönheit in der düſtern Umgebung: ein Paſtel in einem dunklen Rahmen.

„Wie heißt du, Kleine?“ fragte der Kaiſer.

„Emma!“ antwortete das Kind.

„Emma!“ wiederholte Karl und eine Thräne perlte über ſeine Wangen. Er zog das Engelkind an ſich und drückte einen Kuß auf ſeine reine Stirn.

Eine Bewegung entſtand. Zu des Kaiſers Füßen lagen der blondbärtige Mann und ſein junges Weib und erflehten ſchluchzend Verzeihung.

„Emma! Eginhard!“ ruft Karl mit zitternder Stimme und umarmt ſie weinend. „Geſegnet ſei die Stätte, wo ich Euch wiedergefunden!“

Über der ſtillen Hülle ſchwebt der Engel des Friedens.

VI.

Emma und Eginhard kehrten in großem Pomp zum Hofe des Kaiſers zurück. Karl ſchenkte ihnen das prächtige Schloß zu Ingelheim und fühlte ſein Daſein an der Seite ſeiner geliebten Kinder ſich verjüngen. An der Stelle, wo er ſie wiedergefunden, ließ er ein Kloſter errichten; ſpä-

ter entstand ein Stadtort. Seligenstadt heißt sie bis auf den heutigen Tag.

In der Kirche zu Seligenstadt zeigt man noch das Grab Eginhards und Emmas. Ihre Gebeine wurden, getreu ihrem Wunsche, in demselben Sarkophage beigesetzt.

Frankfurt.

Der Schelm von Bergen.

Krönungsfeier in Frankfurt! Großen Mummenſchwanz hat man im Römer veranſtaltet zu Ehren des Kaiſers; Frauen und Fürſten wetteifern in feſtlichem Schmuck. Frohe Feſtesfreude liegt über dem wogenden Treiben; nur einer unter den zahlreichen Gäſten fällt auf durch ſeinen hohen Ernſt und ſeine gemeſſene Würde. Schwarz war ſeine Rüſtung, ſchwarz auch die wallende Feder über dem geſchloſſenen Viſir. Niemand kennt ihn. Nun naht er mit edlem Anſtand der Kaiſerin, beugt das Knie und bittet um einen Tanz, und die hohe Frau, bezwungen von ſeiner Hoheit, reicht ihm ihre Hand. In zierlichem Tanz ſchwebt er dahin mit der Königin des Feſtes und wiederum geht ein Raunen durch den Kreis der Fürſten und Frauen, — hier mehr als dort — wer er ſei, der ſchwarze Ritter.

Die Herrſcherin war entzückt über den gewandten Tänzer und die Anmut ſeiner Unterhaltung und gewährte ihm einen zweiten und dritten

Tanz. Stärker wuchs die Neugier um den vermummten Ritter. Unterdes ſchlug die Stunde, wo es jeder Maske Pflicht, ſich zu lüften. Mehr wie alle anderen drängte es die Kaiſerin, ihren Tänzer kennen zu lernen. Er aber zauderte, weigerte ſich ſogar, bis ſie ſchwollend ihm befahl, das Viſir zu öffnen. Gehorſam that es der Kavalier; niemand aber kannte ihn. Da drängen ſich zwei Hauptleute vor, die draußen mit ihren Hellebardieren wachen; ſie erkennen den geheimnisvollen Tänzer, und ein einſtimmiger Schrei, Entrüſtung und Entſetzen zugleich, bricht aus der dichtgedrängten Menge.

„Der Scharfrichter von Bergen!“

Alſo hatten ihn die Beiden bezeichnet. Zornglühend befahl der Kaiſer, den ſchamloſen Frevler der die Kaiſerin entwürdigt und die Krone beſchimpft, der ſchwerſten Strafe zu überliefern.

Da wirft ſich jener vor dem Herrſcher auf die Kniee und hebt unverzagt das Haupt.

„Ich habe gefrevelt, o Herr,“ ſpricht er frei, „an Dir und Deinem erlauchten Gemahl. Den Schimpf, den ich ihr angethan, wäſcht nicht mein Blut ab. Darum wolle, o Kaiſer, von Deinem Knecht das Mittel anhören, womit jene Schmach

getilgt werde: gieb mir den Ritterſchlag und die Schmach iſt gelöſcht; ich aber werfe jedem den Handſchuh hin, der es wagt, unehrerbietig von meiner Herrin zu ſprechen.“

Sinnend ſteht der Kaiſer. Aller Augen ſchweifen von ihm zu dem kühnen Mann.

„Du biſt ein Schelm,“ ſpricht er nach einer Weile, aber deine Rede zeigt von Klugheit, wie dein Vergehen von Mut. Wohlan — und ſein Schwert berührte des Knieenden Nacken — erhebe dich als Ritter. Ein Schelmenſtück war deine That; Schelm von Bergen ſei dein künftiger Name.“

Ein jubelnder Heilruf brauſte durch den Saal und nochmals ſchwebte der neue Ritter in zierlichem Tanze daher mit der Königin des Feſtes.

Speyer.

Die Glocken von Speyer.

Er hat viel Leid unter ſeinem Purpurmantel getragen, jener unglückliche Heinrich IV. Durch eigene und durch fremde Schuld ward die herrliche deutſche Kaiſerkrone, die er auf dem Haupte trug, mit Dornen umrankt und bis in den Schoß ſeiner Familie ſchlich ſich das Geſpenſt des Unglücks, das den unſeligen Herrſcher verfolgte. Zu dem Bannſtrahl des Papſtes, ſeines gewaltigſten Gegners, kam die Empörung der Fürſten und endlich, um das Maß des Leides zu erſchöpfen, die Verſchwörung der eigenen Söhne. Zunächſt tritt Konrad der ältere als offener Rebell dem geächteten Vater trutzig entgegen und dann, als dieſer jäh geſtorben, ſein zweiter Sohn Heinrich mit Liſt und Ränken. Von ihm zur Thronentſagung gezwungen, flieht der gebrochene Herrſcher, nur von ſeinem treuen Diener begleitet, nach Lüttich, und als er hier das müde Haupt zur letzten Ruhe legt, da ruht ſein Leib fünf Jahre lang in ungeweihter Erde in fremdem Lande.

Endlich erwirkt des Sohnes Bitte von dem zürnenden Pontifex die Lösung des Bannes. Wankend folgte der greise Kuonrat der Leiche seines kaiserlichen Herrn, an deren Gruft er Tag und Nacht geseufzt und gebetet, nach der alten Kaiserstadt Speier. Einige Tage darauf schlossen sich seine Augen für immer, und in demselben Augenblicke läuteten, ohne daß eine Hand sie in Bewegung setzte, alle Glocken der Stadt, wie es geschah, wenn man einen Kaiser zur Gruft geleitete.

Jahre vergingen.

Zu Speyer lag auf prunkvollem Pfühl ein Mann und rang mit dem Tode. In seinem Haupt, das bis zur Stunde die Krone geschmückt, die er dem Vater mit frevelnder Hand geraubt, jagten einander wild die Gedanken. Vor seinem Lager stand unheimlich der Schatten seines Vaters und verwies ihn strafend an die Worte des vierten Gebotes. Eines schweren Todes ist Kaiser Heinrich V., der unnatürliche Sohn, gestorben, und als die Stunde schlug, wo seine gequälte Seele sich losrang vom Leibe, da scholl, ohne daß eine Hand es in Bewegung setzte, vom Dom das Armsünderglöcklein, wie es

geſchah, wenn man einen Miſſethäter zum Richtplatz führe.

Alſo wurden die Glocken von Speyer ein Werkzeug der Hand deſſen, der einſt auf Sinai weiſe und warnend geſagt hatte: „Ehre Vater und Mutter . . .“

Heppenheim.

Der Mönch der Abtei Lorch.

Unfern des alten Städtchens Heppenheim an der Bergstraße stehen auf einer Rheininsel die Ruinen der ehemaligen Benediktinerabtei Lorch. Pipin der Frankenkönig gründete das Kloster, und ein Jahrtausend ragten seine Mauern empor auf dem lieblichen Eiland, bis die Horden des dreißigjährigen Krieges Kirche und Kloster zerstörten.

Auf einer Rheinreise hielt eines Abends Karl der Große im Kloster Rast. Mit großer Ehrfurcht wurde der greise Herrscher von dem Abt und den Brüdern empfangen. Frühzeitig zog sich der Kaiser in sein Gemach zurück. Quälende Herrschersorgen hielten ihn noch bis Mitternacht wach, und als er sich endlich niederlegte, konnte er die ersehnte Ruhe nicht finden. Er erhob sich und ging zur Klosterkirche, um dort zu beten. Unbemerkt, wie er wähnte, kniete er vor dem Altare in inbrünstigem Gebet nieder. Doch er war nicht der einzige Beter.

Als er sich erhob, sah er hinter sich einen hochgewachsenen, greisen Mönch auf den Knieen. Neben ihm stand ein Jüngling. Lange schaute der Kaiser, hinter einem Pfeiler verborgen, auf das seltsame Beterpaar. Die ehrwürdige Erscheinung des in heißer Andacht betenden Greises nahm ihn gänzlich gefangen. Als jener, von dem jugendlichen Begleiter geführt, an ihm vorüberwankte, merkte er mit schmerzlicher Bewegung, daß er das Augenlicht verloren hatte.

Am andern Morgen erkundigte sich der Kaiser bei dem Abt nach dem nächtlichen Beter. Aber dieser wußte nur das Eine, daß jener Bernhardus heiße und aus einem fernen Kloster herübergekommen sei. Seinen Namen wie seine Heimat habe er hartnäckig verschwiegen. Der Kaiser ließ sich in die Zelle des Mönches führen. Als er dem Greis von Angesicht zu Angesicht im halben Morgenlicht gegenüberstand, zuckte mächtige Bewegung über des Kaisers forschende Züge. Er täuschte sich nicht: jener hochgewachsene Mönch, in dessen gefurchtes Antlitz sich Leid und Schwermut eingegraben, hatte einst auf seinem Haupt eine strahlende Fürstenkrone getragen und des Longobardenkönigs holde Tochter sein Gemahl

genannt, hatte dann, als Karl den Deſiderius entthronte, jenem grollend den Fehdehandſchuh hingeworfen und, von dem mächtigen Lehnsherrn gebändigt, großmütig begnadigt, treulos den Vaſalleneid gebrochen, worauf ihn der gewaltige Frankenkönig zu lebenslänglicher Büßung in ein fernes Kloſter verwies. Thaſſilo war's, der Bayernherzog!

Nun ſtanden ſich Lehnsherr und Vaſall, Sieger und Beſiegter, gegenüber, beide von ungleicher Laſt früh gebleicht, dieſer dazu der ſchönſten Gabe, ſeines Augenlichtes, beraubt, nicht ahnend, wer vor ihm ſtehe.

Tiefbewegt ergreift der Kaiſer die Hand des Mönches.

„Mein Bruder!“ ſpricht er leiſe und ernſt, „der mit Euch ſpricht, ſtand Euch einſt mit dem Schwert in der Hand gegenüber. Gebleicht ſind unſer Beider Haare, längſt vergangen iſt der Groll des Lehnsherrn wider den ſtolzen Vaſallen. Laßt auch ihr ſchwinden den Haß, den Ihr noch etwa gegen mich hegt.“

Da zuckt der Mönch zuſammen und ſinkt in die Kniee.

„Ihr seid's, mein Herr und Kaiser!“ ruft er gebrochen. „Ich habe schwer an Euch gefehlt und will dafür büßen, bis ich sterbe. Als ich von Eurer Ankunft hörte, schritt ich nächtlicherweise zu Gott, ihn anzuflehen, Ihr möget mir meine Schuld vergeben, damit mir die letzte Stunde gelinder werde.“

Überwältigt von seinen Gefühlen, bricht der greise Mönch zusammen und Karl beugt sich erschüttert nieder zu dem einstigen Feind. Man bettet ihn und läßt ihm auf des Kaisers Befehl sorgfältigste Pflege angedeihen. Am nächsten Morgen klopfte Karl wiederum an der Zelle des Bruders Bernhardus an. Da trat ihm der Abt mit tiefernster Miene entgegen. Thassilo der Bayernherzog war über Nacht verschieden.

Mannheim.

Der Gaſt in der Rheinmühle.

Der Müller in der Rheinmühle zu Mannheim war ein arger Geizhals. Die Armen, die ſich ſeinem Hauſe nahten, jagte er mit Schimpf und Schelten davon, dem Müllerknecht, der ihm ſchon jahrelang treulich diente, ließ ſeine Habſucht kaum die nächtliche Ruhe. Weil ſein Haus am Ufer ſtand, die Mühle ſelber aber im Waſſer, trieb ihn oft mitten in der Nacht ſein Argwohn hinaus auf den Strom, und ängſtlich ſchlich er in der Mühle umher, ſorgſam ausſpähend nach vermeintlichen Korndieben. Der treue Müllerburſche, vom Schlaf aufgeweckt, ſchüttelte jedesmal traurig den Kopf, wenn der Alte ſtöbernd in der Mühle rundging.

Eines Nachts tönte wiederum der bekannte leiſe Ruderſchlag des Müllers. Geräuſchlos kam er herangeſchlürft und ſpähte in den Räumen herum. Als er zur Kornkammer gelangte, ſtieß er einen Fluch aus. Dort hatte ſich ein Greis im Silberbart gebettet und ſchlummerte ruhig. Zornig fährt der Müller den Knecht an, welch' unverſchämten Landſtreicher er dort beherberge.

„Herr, gönnt dem müden Alten Ruh!“ bat treuherzig, der Knecht, „er ſchadet nicht dem Korn.“

Gereizt aber unterbricht ihn der zeternde Meiſter.

„Und wär's der müde Herrgott ſelber!“ ruft er vermeſſen, „ich mag kein faules, lichtſcheues Geſindel dulden. Packt Euch, alter Faulenzer!“

Da ſchwoll draußen vorm Fenſter das Waſſer, wild brauſend ſchnob der Sturmwind um die Mühle und drohend richtete ſich der Alte empor.

„Deine Frucht hab' ich dir gemahlen treulich jahraus, jahrein, und nun vergönnſt du mir nicht ein Viertelſtündchen Schlaf in deiner Behauſung. Härter wie ein Mühlſtein iſt dein undankbares Herz; aber die Strafe wird es mürbe machen. Das kündet dir, den du geſchmäht: der Alte vom Rhein!“

Rieſengroß war die Geſtalt des ſilberbärtigen Greiſes gewachſen. Kaum aber hatte der Rheingeiſt geendet, da zerfloß er in den Fluten und wirbelnd ſchoß die Mühle zum tiefſten Grunde. Den Müller und ſeinen Knecht warf eine mitleidige Welle ans Ufer. Am andern Morgen war von der Rheinmühle nichts mehr zu ſehen.

Die Teufelskaroſſe.

Zu Mannheim — alſo erzählen die alten Leute — ſoll manchmal um Mitternacht Gaſſ' auf, Gaſſ' ab, ein prächtiger Wagen galoppiert, von vier Rappen mit feurigen Augen und dampfenden Nüſtern gezogen und von einem Kutſcher in ſcharlachroter Livree geführt. Des Teufels Staatskaroſſe! ſagen die Leute und möchten ſich am liebſten gleich andächtiglich bekreuzen. Nicht jeder glaubt daran. Aber einmal iſt einer zu Mannheim geweſen, der hat dran glauben müſſen.

Ein ſcheinheiliger Frömmler iſt's geweſen, wie's deren überall giebt, den Guten eine Laſt und den Schlechten ein Ärgernis. Kopfhängeriſch war er, dabei voll Trug und Liſt und ſcheute ſich nicht, fromme Chriſtenmenſchen und andere zu übervorteilen. So kam es, daß ihm bald heimlich, bald öffentlich, manchmal ein Wort nachgerufen wurde, das weniger wie ein Segensſpruch und eher wie das Gegenteil klang. Er aber machte ſich nichts daraus und war um ſo ſorgfältiger bedacht, ſich bei ſeinem Wucher und Hehlen nicht überraſchen zu laſſen.

Eines Abends war er wiederum eifrig beſchäftigt, ſeine zahlreichen Geldrollen nachzuzählen, und Mitternacht rückte heran, ohne daß er es wußte. Müde ſtellte er ſich endlich ans Fenſter und ſchaute die Straße hinunter. Da tönt auf einmal von fern Räderraſſeln und Peitſchenknall. Vierſpännig ſauſt eine Karoſſe heran, daß die Häuſer rings vom Widerhall erbeben. Auf hohem Bock, reich galloniert und in feuerroter Livree ſitzt der Kutſcher, der raſt, als ob er ehemals in einem römiſchen Cirkus das Wettfahren erlernt hätte, und die feurigen Rappen wirbeln Funken und Dampf aus den zitternden Nüſtern.

Der Mann am Fenſter thut einen leiſen Schrei; denn aus der Kutſche winkt grinſend mit tückiſchem Blick der leibhaftige Gottſeibeiuns. Wie er den Heuchler droben erbleichen ſieht, ſchüttelt er lachend die feuerrote Allongeperücke. Der am Fenſter droben klappert mit den Zähnen und will eiligſt zurücktreten; aber o weh! ſein Kopf ſchwillt gleich einem Kürbis an, wie Igelborſten ſträuben ſich ſeine Haare. Von fern knallt die Peitſche, hohl dröhnt das Pflaſter, und höhniſches Gekicher tönt ringsum. Er aber keucht und ſtöhnt und würgt und zerrt; die

Augen kreiſen wie Leuchtkugeln und des Schädels centnerſchwere Laſt droht ihn zu erdrücken. Denn er wölbt und weitet ſich, ob er auch jammert und wimmert bis zum Morgengrauen. Man hat das Fenſterkreuz einſchlagen müſſen, um des Kopfes Ungeheuer aus ſeiner Notlage zu befreien. Drei Tage hat er den Rieſenkopf behalten; dann ward er allmählich wieder klein — doch ſein Verſtand war des Teufels.

Heidelberg.

Der Wolfsbrunnen.

Hettenbühl heißt der Wald, in den man eintritt, wenn man von der großen Terraſſe des Schloſſes in öſtlicher Richtung weiter wandelt. In grauen Zeiten war er dichter und ausgedehnter. Eine Seherin wohnte drin, die war berühmt in den Gauen ringsum wegen ihrer Weisheit und verführeriſchen Schöne. Ein Jüngling vom Stamm der Franken hörte von dem wunderbaren, weiſen Weibe und beſchloß, ſie um ſein Schickſal zu befragen. Schön wie eine Walküre war die Jungfrau, als ſie vor dem Helden ſtand, der leis erbebend ob ihrer ſiegenden Anmut in ihre ſchmale, weiße Hand ſeine breite Rechte legte.

„Dir iſt die Gabe verliehen, Zukünftiges zu ſchauen, laß mich meine Zukunft wiſſen!“ bat er leiſe.

Mit forſchenden Augen verfolgt ſie die Linien ſeiner Hand. Plötzlich erblaßt das ſchöne Weib.

„Komme morgen wieder,“ ſpricht ſie weich. „Ich will indes die Runen befragen.“

Als am andern Tage das Tagesgeſtirn im Strome verſank, wandelte der Jüngling aufs neue in den heiligen Hain. Er fand die Seherin ſinnend und traurig. Mit müdem Lächeln begrüßt ſie den Frager.

„Was ſagten die Runen?“ ruft er beſorgt und ſchaut ihr prüfend in die ernſten Augen.

Sie ſenkt ſinnend das ſchöne Haupt.

„Verſchleierte Deutung iſt mir geworden. Dein Herz iſt nicht mehr frei — und des Wunderweibes große Augen blickten ſchmerzlich auf den ſchönen Mann — aber ich fürchte, daß unſere Lebensſterne ſich berühren.“

Da hallte ein Jubellaut durch die waldige Einſamkeit: um des Helden Hals ſchlangen ſich koſend die weichen Arme des üppigen Weibes.

„Willſt du dein Los an meines knüpfen?“ fragt ihn ſchmeichelnd die Jungfrau, und er beteuert es bei allen Göttern.

„Unſer Glück muß verborgen bleiben vor den Augen der Menſchen!“ ſpricht ſie ernſt „Nur der Waldquell hier darf's belauſchen.“

Und der Waldquell murmelte und hat hinfürder noch oft in verſchwiegenen Stunden als nie verſtummender Mahner gemurmelt zum ſüßen

Geflüſter der Liebenden. Dann hat eines Abends, als er wiederum hineilte zum verſchwiegenen Liebesort, der Jüngling einen gellenden Wehruf ausgeſtoßen: entſeelt lag am Quell die Geliebte; auf dem zarten Körper ſtand ein reißender Wolf und zerfleiſchte die üppigen Glieder. Mit einem Wutſchrei ſtürzt ſich der Jäger auf die Beſtie, die röchelnd in ſeinem Eiſen verendet.

Seine Klagen und Thränen haben die Tote nicht mehr zum Leben erwecken können; doch was des Waldes weiſe Vögel in den Zweigen droben einander zuraunten, das war jenes alte, ewig neue Lied: Zuletzt ſind Leiden der Lohn der Liebe! Zumal jene, die ihre Wurzeln ſchlägt in den Sumpf der Schuld, will ſtets mit Thränen begoſſen ſein!

Einem andern Weibe hatte jener Mann bereits Liebe und Treue geſchworen, und Wodans heiliges Tier war auf der Göttin Freyas Bitten, an die ſich die Getäuſchte gewendet, entſandt worden, die unſelige Jungfrau zu töten.

Wolfsbrunnen heißt noch heute die Quelle, wo jene That geſchah.

Karlsruhe.

Karls Ruhe.

Markgraf Karl von Baden war siegreich aus dem Felde zurückgekehrt und gedachte, alle fernere Zeit seiner Regierung nur dem Wohle seiner Unterthanen zu widmen. Seine Hauptstadt Durlach wollte er als erste vergrößern und verschönern. Aber der Krämergeist der Bewohner hinderte den edlen Landesherrn an der Ausführung seiner Pläne. Da jagte der Markgraf eines Tages im Hartwalde. Ein heißer Sommertag war's, und der ermüdete Fürst, von seinen Gefährten getrennt, lagerte sich unter einen Eichbaum und überließ sich dem Schlummer. Ein seltsames Traumbild umschwebte seinen wachen Geist: hoch über seinem Haupte schwebt in strahlendem Licht eine Fürstenkrone, die in leuchtendes Gestein gefaßt ist, und darunter wölbt mit Türmen und Zinnen eines Herrschersitzes eine prächtige Stadt.

Als der Markgraf erwachte, standen seine Jagdgenossen ringsum.

„Einen wunderſamen Traum hatte ich,“ ſprach der Herrſcher ſinnend. „Die Stadt, die ich im Traume ſah, ſoll hier erſtehen. Weil die Krone über mir ſchwebte, ſoll hier meine Reſidenz werden, und hier unter der Eiche, wo ich geruht, möge dereinſt meine Aſche ruhen!“

Bald erſtand eine große, prächtige Stadt an jener Stelle des Hartwaldes. Ein Herrſcherpalaſt erhob ſich in ihrer Mitte, und bis zur Stunde iſt ſie die Reſidenz der badiſchen Herrſcher.

Baden.

Kellers Bild.

Der Junker von Keller aus dem Gefolge des Markgrafen Chriſtoph bewohnte die alte Stammburg ſeines Herrn. Ihn feſſelte die Schönheit eines Edelfräuleins, deren Vater als markgräflicher Vogt in Kuppenheim lebte, das damals, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts noch eine Stadt mit Gräben, Mauern und Türmen war. Ein bequemer Weg, von dem noch jetzt Spuren ſichtbar ſind, führte vom alten Badener Schloß durch den Wald nach Kuppenheim. Ihn wandelte alltäglich unter dem Vorwande der Jagd der verliebte Junker.

Einſt iſt er wieder im hellen Mondſchein dieſen Liebespfad geſchritten. Auf dem Heimweg war er begriffen. Das Horn des Burgwächters kündete eben Mitternacht. Da war's dem Junker, als ſitze abſeits vom Wege eine verſchleierte Frauengeſtalt. Keck ſchreitet der Abenteuerluſtige hinzu; aber je näher er der Erſcheinung kommt, um ſo unbeſtimmter werden ihre Umriſſe, und wie er die Hand nach ihr ausſtrecken will, ver-

ſchwimmt ſie im Mondenflimmer. Kopfſchüttelnd wandelt der Junker heim.

Am folgenden Abend ſchritt er, mit Abſicht dieſelbe Stunde wählend, wieder über den Waldpfad.

Wiederum ſaß die verſchleierte Geſtalt abſeits vom Wege; nur war diesmal der Schleier zurückgeſchlagen, und ein lockenumrahmtes Frauenantlitz, das Haupt in die Hand geſtützt, blickte ſtumm auf den nächtlichen Wanderer. Der ſtutzte, trat dann keck mit ritterlichem Gruß vor; doch das Bild zerfloß in einen Nebelſtreif.

Am folgenden Tage weihte der Junker von Keller den alten Burgkaſtellan in ſein Geheimnis ein. Von dem kundigen Alten erfuhr er, daß dort, wo die Erſcheinung ſich gezeigt, vor Jahren ein Heidentempel geſtanden habe, daher die Stätte beim Volke verrufen ſei und niemand es wage, dort nachts vorüberzugehen.

Den Junker aber reizten des Greiſen Worte zu anderm Thun. Er ließ an der Stelle nachgraben: man fand dort einen kleinen Römeraltar, der nach ſeiner Inſchrift der Nymphe dieſes Hains gehörte, und einige Schuh tiefer ein verſtümmeltes Marmorbild. Die Arme und die

untere Körperhälfte fehlten; herrlich aber war die noch erhaltene Mädchenbüste. Der Junker ließ das Nymphenbild nebst dem Altar an dem Platze aufstellen und so entstand der Name: Kellers Bild.

Ihn aber hatte die verführerische Marmornymphe mit wahnsinniger Liebe erfüllt: fiebernd erwartete er die kommende Nacht. Nicht zu des Vogtes Töchterlein schritt er hinaus, sondern an der Stelle, wo er zweimal das Wunderweib gesehen, dessen Marmorbüste soeben das bleiche Mondlicht umfloß, stand er mit schlagenden Pulsen und glühenden Wangen. Und ein beherzter Edelknecht, der dem Junker auf des Kastellans Geheiß nachgeschlichen, sah ihn um Mitternacht ein holdes Weib umarmen, das hielt, vom Marmortod erwacht, ihn selig umschlungen.

Also beichtete nachher der Lauscher, der voll Grauen zur Burg zurückeilte. Am andern Morgen haben sie den unseligen Junker tot aufgefunden. Am Fuße des Altars ist er gelegen. Das Marmorbild war verschwunden. Man hat den Altar zertrümmert und ein Steinkreuz dort aufgerichtet. Es steht noch heute am alten Wege, der vom alten Schloß Baden nach Kuppenheim führt.

Yburgs Fall.

Das Geſchlecht der Yburger iſt längſt erloſchen, von der ſtolzen Veſte, die auf einem Bergkegel, zwei Stunden von der Stadt Baden ſtand, ſind nur noch die grauen Türme vorhanden. Der letzte Burgherr war ein wüſter Geſelle und arger Raubritter. Nachdem er ſein Gut verpraßt, brütete er unausgeſetzt, wie er den Schatz heben könne, den ſein Urahn einſt vergraben haben ſollte bei einer ſchweren Belagerung, eine Stunde bevor ihn ein feindliches Geſchoß unverſehens niederſtreckte.

Eines Abends meldete ſich ein Pilger bei dem Ritter zu Gaſte. Der Yburger war bereits ergrimmt über eine ſolche Keckheit, da trat der Mann im Muſchelhut kühnlich vor und vertraute dem aufhorchenden Ritter, er ſei in der ſchwarzen Kunſt wohl erfahren.

„Könnt Ihr mir zu meines Urahns Schatz verhelfen, dann will ich Euch fürſtlich belohnen,“ ſprach der Yburger.

„Das will ich gern,“ entgegnete der Pilgrim, war ich doch dabei, als der Alte, den man den Iſegrimm nannte, ihn vergrub.“

„Ihr ſeid des Teufels!“ ſchrie der Ritter und ſah nicht das diaboliſche Grinſen des Andern. Mein Ahn iſt ſeit mehr denn hundert Jahren tot.

„Und dennoch haben wir beide uns wohl gekannt,“ fuhr der Pilger fort. „Doch laßt das und hört! Walpurgisnacht iſt heute. Um Mitternacht geht hinunter in die Kapellengruft, öffnet die Totentruhen, bettet die, ſo darin liegen, draußen im Mondſchein und holt Euch derweil die Koſtbarkeiten, die Euer Ahn in den Särgen geſichert hat.“

Den Ritter gruſelte.

Iſt aber dennoch, von Goldgier getrieben, um Mitternacht hinabgeſtiegen in die Kapelle. Bis zum Eingang begleitete ihn der Mann im Muſchelhut, hat ſich aber ſtandhaft geweigert, den geheiligten Raum zu betreten. Mit klappernden Zähnen ging der Yburger ans unheimliche Werk. Grinſend leuchtet am Eingang ſein Kumpan mit der brennenden Fackel. Sarg um Sarg wird geſprengt. Mit ſteigendem Grauen naht der betäubte Ritter dem Ende der Reihe. Er öffnet, ſchaudert zurück: ein ſchlummernder Knabe im weißen Sterbekleid — ſein einziges Kind!

„Mach' ſchnell!“ ſchreit der andere, der Yburger aber ſinkt in die Kniee, bekreuzt ſich und murmelt erſchüttert: „Kyrie eleiſon!“

Da ſtürzte der Mann am Eingang mit Wutgebrüll davon. Am folgenden Morgen verließ der Yburger im härenen Gewande ſeine Burg. Er iſt von einer heiligen Stätte zur andern gewallt in Reue und Buße, bis man ihn eines Tages an den Stufen eines Altares tot vorfand. Seine Burg zerfiel, ſein Geiſt aber ſoll noch jetzt unter den Trümmern umherirren.

Oppenau.

Des Allerheiligen-Klosters Stiftung.

Die ehemalige Abtei Allerheiligen bei Oppenau hat bis ins dritte Jahr unseres Jahrhunderts gestanden. Damals konnten die hochweisen Herren, welche das Kloster aufhoben, sich über seine Bestimmung nicht einigen. Der eine wollte es zur Kaserne umgeschaffen sehen, der andere eine Spinnerei drin errichten, ein Dritter es zum Korrektionshaus umwandeln. Während sie so über das säkularisierte Kloster beratschlagten, ward dieses vom Blitz getroffen und brannte nieder. Nur die Kirche blieb stehen. Nicht minder außergewöhnlich als Allerheiligens Ende war dessen Gründung, worüber die in der Klosterchronik aufbewahrte Sage berichtet.

Damals wohnte auf ihrem Schloß bei dem Städtchen Oberkirch die fromme Frau Uta, Tochter eines Grafen von Calw und Gemahlin eines welfischen Herzogs. Schauenburg hieß die stolze Burgveste, deren Ruinen noch erhalten, weil die Straßburger sie einst vergeblich belagert und beim Abzug sich selbst zum Hohne gesagt haben sollen: „Wir schauen die Burg!“

Frau Uta alſo, die fromme Herzogin, wollte ein Kloſter erbauen zu Ehren aller Heiligen, wie einſt weiland der heidniſche Kaiſer Auguſtus das Pantheon zu Ehren aller Götter. Die Räte beratſchlagten nun viel, und mit Reden und Gegenreden vergingen Tage und Wochen. Darob war die Herzogin ſehr ungehalten, und auf des gewitzigten Burgpfaffen Vorſchlag ward ein merkwürdiger Unparteiiſcher erwählt, Streit und Zweifel zu ſchlichten.

Ein Eſel war's. Den ſchickte man beladen hinaus, die geeignetſte Stelle zum Kloſterbau zu ſuchen. Wohin er den Sack von ſich ſchüttle, da ſollte nach des frohgelaunten Herrn Kaplans Spruch der Grundſtein gelegt werden.

In trägem Gang iſt Langohr mit ſeiner Laſt hinausgeſchritten. Ihn verfolgten lächelnd der Pfaff und gedemütigt die Räte. Bald wurde es dem braven Eſel zu heiß. Der Sack war ſchwer, der Tag heiß, ſeine Zunge trocken. Ein grimmig Dürſten fiel ihn an und heftig hub er an zu ſtampfen. Kaum hatte ſein Huf den lockern Grund getroffen, da ſprudelte ein Quell hervor, und gierig hat er ſich dran ſatt geſoffen.

Hat hierauf den Sack weiter geſchleppt, die Felſenwand hinan, dann aber ihn mit einemmale hinabgeſchleudert in die Tiefe. Ein friedliches Thal breitete ſich dort unten aus. Freudig geſtimmt war die edle Frau Uta, als man ihr Bericht erſtattete.

In idylliſcher Thaleinſamkeit ward auf des Tieres Rat, das einſt zu Balaam, dem Propheten geredet, ein Kloſter erbaut; das hat viele Geſchlechter überdauert. Noch heute fließt in ſeiner Nähe eine Quelle, die heißt der Eſelsbrunnen. Bei dieſem Brunnen findet ſich noch ein Stein mit der Inſchrift:

Anno J J 96
Ward hier ein Eſel durchgeführt,
Von deſſen Huf der Quell herrührt.

Der Ring.

Vor vielen Jahrhunderten hat im Oppenauer Thalgrund die Bärenburg geſtanden. Ihre Trümmer ſind ſchon lange verweht. Dazumal aber ging bald nach ihrer Zerſtörung das Gerücht, ein großer Schatz liege in einem Gewölbe der Burg vergraben. Davon hörte ein kecker Edelknecht der benachbarten Veſte Boſenſtein, und ihn gelüſtete, den Schatz zu heben. Von einem weiſen Magiſter erbat er ſich gegen ein Silberſtück die Beſchwörungsformel, mit der man in verfallene Gewölbe eindringt und machte ſich in einer Nacht verwegen an ſein unheimliches Gewerbe.

Er kam unverſehrt in das Grabgewölbe der Bärenburger und hob gierig den Deckel der Särge, worin er die Kleinodien vermutete. Aber enttäuſcht prallte er zurück. Was er ſah, war Moder und Verweſung, von Goldſchmuck keine Spur. Dennoch ging er die ganze Reihe durch. In dem letzten fand er die noch unverweſte Hülle einer Jungfrau. Sie war die letzte ihres Geſchlechtes, das mit ihr erloſchen. Ihre weiße

Hand ſchmückte ein blitzender Diamant, und um ihren Hals ſchlang ſich eine ſchwere goldene Kette.

Lüſtern entriß der Verwegene der Toten den Schmuck und floh davon. Aber ſeine Gier war durch den Erfolg nur noch mehr geſtachelt, und am folgenden Tage ſtand er wiederum in dem Grabgewölbe, um neue Nachforſchungen anzuſtellen. Als er der Jungfrau Hand erfaßte, um in ihrem Sarg noch weitere Kleinodien zu ſuchen, da krallten ſich plötzlich ihre ſchmalen, weißen Finger in ſeine Hände, und die bleiche Maid richtete ſich langſam empor, ſah ihn mit entgeiſterten Augen an und ſprach mit Grabesſtimme:

Haſt mir den Ring genommen,
Das Kettlein auch dazu;
Nun biſt Du mein Verlobter,
Leg' Dich bei mir zur Ruh!

War's wirklich ſo oder hatte nur ein ſchauerlicher Wahn den Leichenſchänder genarrt? Wer weiß! Er hat mit einem wilden Aufſchrei ſeine Hand aus der eiskalten der Jungfrau geriſſen und iſt hinausgeſtürzt nach Boſenſtein. Wenige Tage darauf warf ihn ein Fieber auf die Bahre.

Achern.

Die Frau von Bosenstein.

Von der hartherzigen Frau von Bosenstein, erzählen sich die Leute im Acherthale eine schauerliche Sage: Soll einst zu der stolzen Burgherrin auf Bosenstein eine Bettlerin mit sieben Kindern gekommen sein, ward aber von derselben wegen solchen Leibessegens gescholten und höhnisch abgewiesen. Da habe das Bettelweib die Verwünschung ausgestoßen, die herzlose Edeldame möge mit einer gleichen Anzahl von Kindern auf einmal niederkommen. Dies ist in Erfüllung gegangen. Die stolze Schloßfrau gab sieben Kindern an einem Tage das Leben.

Sie war der Verzweiflung nahe ob solchen Kindersegens. Eine vertraute Magd schickte sie hinaus, sechs derselben im benachbarten Weiher zu ertränken. Es kehrte aber ihr Gemahl eben von einem Zuge heim. Er erblickt die Magd und fragt, was sie im Sacke trage.

„Eine Brut Hündlein, die ich ertränken soll!“ lautet die Antwort der Falschen. Da nahm ihr der Ritter, von Mitleid über die armen Tiere

erfüllt, den Sack ab, öffnet ihn und vernimmt mit Entsetzen von der zerknirschten Magd das Geständnis der beabsichtigten Missethat.

Hat sodann die armen Kindlein treuen Leuten heimlich zur Pflege übergeben, und nie ist ein Wort darüber seinem herzlosen Weibe gegenüber über des Ritters Lippen gekommen. Sieben Jahre sind vergangen, und ein großes Festmahl hatte der Graf von Bodenstein veranstaltet auf seiner Burg. Es wurde gespielt, gescherzt und alles war froher Laune, am meisten die üppige Herrin, am wenigsten der Schloßherr. Mitten unter dem Mahle hat der Ritter die Tischgenossen gefragt, welche Strafe wohl einer Frau gebühre, welche ihre Kinder aus der Welt geschafft habe.

Rasch erwiderte das kecke Weib:

„Eine solche Rabenmutter verdient bei einem Laib Brot und einem Krug Wasser lebendig eingemauert zu werden!“

Damit hatte sie sich selbst das Urteil gesprochen. Stumm winkte der Ritter seinem alten Diener, der seines Winkes harrte. Die Saalthür öffnete sich, sechs blühende Knaben traten herein und begrüßten ihren Vater. Der zeigte der herzlosen Mutter, die schuldbewußt zusammensank, ihre todgeglaubten Kinder.

Die Strafe wurde gerecht befunden und vollführt.

Noch zeigt das Volk in einer Felswand im Gottschlägthal eine Nische, das Edelfrauenloch sowie den Dickenteich, worin die Kinder ertränkt werden sollten.

Straßburg.

Die Münſteruhr.

Der Dom war vollendet, und der Magiſtrat beſchloß, auf dem hohen Turm eine kunſtvolle Uhr anzubringen. Nach langem Suchen ward ein Meiſter gefunden, der ſich erbot, ein Kunſtwerk zu ſchaffen, wie ſolches in keinem Lande zu ſehen ſei. Große Befriedigung herrſchte darob im weiſen Rat der Stadt, und der Meiſter begann die Arbeit.

Monde vergingen darüber, als es aber vollendet, war alles gerechter Verwunderung voll; denn ein Kunſtwerk bildete die Uhr, dergleichen man noch nie eins im Lande geſehen hatte. Nicht nur die Tage und Monde zeigte ſie außer den Stunden an; eine Erdkugel war an ihr angebracht, daran ſah man Aufgang und Niedergang der Sonne und auf ihr zeigten ſich die Finſterniſſe von Sonne und Mond gleichzeitig mit denen in der Natur. Auf alle Veränderung wies Merkur mit einem Stabe, und jedes Sternbild trat, ſobald ſeine Herrſchaft begann, hervor. Kurz vor dem Glockenſchlag erſchien der Tod und ſchlug

die vollen Stunden an, während bei den viertel und halben Stunden die Gestalt des Erlösers hervortrat und ihn zurückwies. Zum Überfluß war mit dem Kunstwerk ein herrliches Glockenspiel verbunden, das erbauliche Choräle erklingen ließ.

Also war die wunderbare Straßburger Münsteruhr beschaffen. Nun aber klagt die Sage den Straßburger Magistrat eines fluchwürdigen Frevels an: mit dem Stolz, die einzige Stadt zu sein, die sich eines solchen Wunderwerkes rühmen dürfe, teilte jener die Befürchtung, der Meister möge ein gleiches noch in einer andern Stadt vollführen. Die herzlosen Ratsherren benutzten mit Freuden das Gerede der Leute, welche da raunten, ein solches Werk hätte nur mit Teufelskünsten errichtet werden können, klagten den Uhrmacher des Umgangs mit dem Bösen an, ließen ihn einkerkern und verurteilten ihn in unmenschlicher Grausamkeit, daß er geblendet werde. Klaglos duldete der unglückliche Künstler sein herbes Geschick.

Ehe sie jedoch ihr Urteil vollstreckten, bat er, ihn noch einmal an die Uhr zu lassen, damit er das noch richte, was einer späteren Hand un-

möglich sei. Der hochweise Magistrat, eifrig besorgt um die Vollkommenheit der Uhr, ließ den Meister hinaufführen. Er feilte, sägte, stellte und richtete noch hier und dort, ward dann in den Turm geführt und noch in derselben Stunde seines Augenlichtes beraubt.

Kaum aber war das Urteil vollzogen, da bemerkte man mit Schrecken, daß das Getriebe der Münsteruhr still stand. Der Künstler hatte das Werk mit eigener Hand zerstört, und was er grollend ausgerufen, daß sein Glockenspiel auf ewig verstummen werde, es hat sich bewahrheitet bis auf den heutigen Tag. Bis zur Stunde vermochte niemand, das tote Getriebe zu beleben, und wenn auch heute ein neues, gleich herrliches Uhrwerk das Münster schmückt, das Räderwerk der ersten Münsteruhr, das man noch aufbewahrt, wieder in Gang zu bringen, ist bisher keinem Künstler gelungen.

Das Männlein bei der Engelſäule.

Im Münſter zu Straßburg könnt Ihr nahe bei der Uhr ein ſteinernes Männlein ſchauen, wie es von dem Geländer der St. Niklaus-Kapelle zu der herrlichen Engelſäule emporſchaut, die das Gewölbe des ſüdlichen Kreuzarmes trägt. In Stein iſt es ausgehauen; voreinſt aber ſtand es in Fleiſch und Blut da und blinzelte mit ſeinem ſpitzfindigen Bauerngeſicht die Engelſäule an von unten bis oben und dann wieder von oben bis unten. Jedesmal ſchüttelte beſagtes Bäuerlein bedenklicher das Haupt und ſah immer wieder vom Fuß der ſchlanken Säule bis zum Knauf.

Juſt kam ein Werkmeiſter durch das Münſter und ſah das Männlein, wie es forſchend die Höhe gegen die Dicke abmaß.

„Ihr habt wohl etwas auszuſetzen an der Säule, Gevatter!“ hub der Steinmetz an, und mit ſelbſtgefälligem Blick nickte der Gefragte.

„Sagt mir unverhohlen Eure Bedenken!“ Und der Meiſter klopfte dem Männlein vertraulich auf die Achſel.

„Schön iſt die Säule allerdings,“ meinte der andere, „Schön ſind die Evangeliſten, ſchön die Engel und oben der richtende Heiland. Aber nicht lange wird der ſchlanke Säulenſtamm das ſchwere Gewölbe tragen. Bald wird er wanken und rettungslos einſtürzen.“

Da blinzelte der Werkmeiſter den fremden Kunſtrichter und dann wieder die Säule mit leichtem Lächeln an.

„Seid Ihr auch ganz überzeugt von der Wahrheit Eurer Ausſage?“ fragte er forſchend, und wiederum beſtätigte es mit gewichtiger Miene der dreiſte Kritiker.

„Wohlan!“ rief der Meiſter mit komiſchem Ernſt, „ſo ſollt Ihr denn ſo lange emporſchauen an der Säule, bis ſie, vom Gewölbe erdrückt, zuſammenſtürzt.“

Ging in die Steinhütte, ergriff Hammer und Meißel und formte das Männlein, wie es juſt hinaufgeſchaut hatte mit pfiffigem Geſicht und bedeutſamem Kennerblicke. Bis zur Stunde ſteht

es noch an der Säule, mit beiden Händen auf das Geländer der St. Niklaus-Kapelle gestützt und schaut unverdrossen empor, der Stunde harrend, wo die Säule einstürzen werde. Wird auch wohl noch da stehen bleiben manch Jahrhundert lang.

Das Armsünderhaus.

Zu Straßburg herrschte mehrere Jahrhunderte lang eine merkwürdige Sitte. War irgend ein Übelthäter zum Tode verurteilt, dann wurde er etliche Tage vor seiner Hinrichtung vom Gefängnis in das Armsünderhaus abgeführt und dort bis zu seiner letzten Stunde reichlich bewirtet. Das Armsünderhaus aber war ein großes, altertümliches Gebäude an der Ecke der großen Renngasse und des St. Johannisstadens. Hinter den vergitterten Fenstern haben früher glückliche und zufriedene Menschen herausgeschaut; denn einer alten, angesehenen Patrizierfamilie gehörte jenes Gebäude.

Der Herr des Hauses selber bekleidete ein hohes Amt in der freien Reichsstadt. Mit seiner Gattin lebte er lange Jahre in glücklicher, doch kinderloser Ehe. Endlich schenkte ihm der Himmel zu seiner unsäglichen Freude einen Sohn. Der aber wuchs heran zu einem wilden, zügellosen Burschen.

Im Kreise wüster Gesellen entartete er mehr und mehr. Eines Tages füllte Jammern und

Wehklagen das steingraue Patrizierhaus an der Renngassen-Ecke: die Schergen kamen und führten den unseligen Jüngling gefesselt ab.

Einen Mord hatte er im Rausch begangen. Das Gesetz verurteilte ihn zum Tode. Vergebens flehten die unglücklichen Eltern bei Richter und Magistrat für ihn um Gnade. Nur eins erlangten sie. Dem Unglückseligen ward gestattet, seine letzten Tage vor der Hinrichtung im elterlichen Hause zuzubringen.

Das beklagenswerte Elternpaar starb bald darauf vor Gram. Das alte Gebäude fiel an die Stadt. Zur Erinnerung an jenes Geschehnis wurde fortan jeder arme Sünder während der Tage, die vom Urteil bis zu dessen Vollziehung verflossen, in ein Zimmer jenes Hauses geführt und dort köstlich bewirtet. Von dem Haus, das hinfürder Armsünderhaus hieß, bewegte sich dann der Zug nach dem Richtplatze.

Des Ammeiſters Sohn.

Vor langer Zeit lebte zu Straßburg ein Ammeiſter, der war wegen ſeiner Tugend und Gerechtigkeit allgemein verehrt. Einen Sohn aber hatte er, der war voll Unbeſonnenheit und jugendlichen Übermutes. Ihm gehörte ein wilder Hengſt, und der tollkühne Jüngling vergnügte ſich oft damit, trotz des Vaters ſtrengem Verbot mit dem ſchnaubenden Tier durch die Straßen zu ſprengen. Wenn dann Jung und Alt erſchreckt auseinanderſtob und hinter den Fenſtern die Mägdlein bewundernd auf den vermeſſenen Reiter ſchauten, dann blitzten deſſen Augen in maßloſem Stolz.

Da iſt er eines Tages wiederum durch ein Gäßlein galoppiert, allwo ein Kindlein harmlos auf dem Pflaſter ſpielte. Und des Hengſtes erzbeſchlagener Huf traf das Würmlein: leblos ward es zu ſeinen jammernden Eltern hineingetragen.

Vorüber war der frevelhafte Übermut des Jünglings. Bleich und kleinlaut iſt er ins Vaterhaus zurückgeritten. Bald führten des Kindes unglückliche Eltern Klage wider den Mörder.

Zahllos ſtand die Menge vor dem Tribunal. Dort ſaß der Ammeiſter, Gram im Auge und Herzen, und leitete das Gericht über den eigenen Sohn. Unerbittlich war der geſchriebene Spruch des Geſetzes. Er lautete auf Tod. Mit dumpfer Stimme verkündete ihn der Ammeiſter dem Volke. Da drang wie ein einziger Schrei das Wort Gnade aus dem Volksgewimmel empor zum Richter. Um Gnade flehten ſelbſt die Eltern des getöteten Kindes, Gnade wimmerte gebrochen der unglückliche Jüngling.

Aber unbeugſam blieb der gerechte Vater wie einſt Brutus der Conſul, und über den eigenen Sohn ſprach er das Todesurteil.

Noch heute ſieht man am Biſchofs-Burgthor zu Straßburg das Bild des Ammeiſters auf dem Richterſtuhle ausgehauen, und neben dem Thor dasjenige des getöteten Kindes. Am Zollthor ſieht man den Jüngling, wie er auf ſeinem Roß einherſprengt.

Burg Niedeck.

Das Riesenspielzeug.

In grauer Zeit soll ein Riesengeschlecht im Elsaß gehaust haben. Burg Niedeck im Breuschthal, deren Trümmer längst verweht, war der Wohnsitz jener Hünen, von denen noch heute im Elsaß die Sage geht, daß sie friedfertig waren und den Menschen wohlgesinnt.

Eines Tages wandelte des Burgherrn Tochter durch den nahen Wald. Als sie zu den Äckern und Wiesen im Thale gelangte, sah sie einen Bauern, welcher pflügte. Die junge Riesenmaid schaute voll freudigen Staunens auf das Menschlein, das geschäftig hinter dem winzigen Gespann trollte und mit dem kleinen Eisen den Boden aufwühlte. Nie hatte sie bisher ähnliches geschaut. Das dünkte ihr ein artiges Spielzeug, und sie klatschte voll kindlicher Freude in die Hände, daß es rings an den Bergen wiederhallte, raffte dann Bauer, Roß und Pflug in ihre Schürze und eilte jubelnd hinauf zur väterlichen Burg. Lachend zeigte sie dem Vater das niedliche, lebendige Spielzeug.

Der aber ſchüttelte gar ernſthaft das rieſige Haupt und ſprach mit leichtem Unmut:

„Weißt du wohl, mein Kind, wer jener zeternde Menſchling iſt, den du dir zum Spielzeug erwählt haſt ſamt dem zappelnden, niedlichen Tier? Von allen den Zwergbewohnern drunten iſt er der nützlichſte. Er müht ſich ab bei Sonnenbrand und Wind und Wetter, auf daß uns die Felder Frucht bringen. Wer ihn verſpottet oder drückt, den ſtraft der Himmel. Drum nimm das Bäuerlein und trag' es wieder hinab zu ſeiner Scholle!"

Da blickte die junge Rieſin in holder Verſchämtheit errötend zu Boden und trug das artige Spielzeug in ihrer Schürze gehorſam zum Thal zurück.

Gebweiler.

Der Teufel auf Hugſtein.

Die zerfallene Burg Hugſtein liegt eine Viertelſtunde vom Städtchen Gebweiler im Ober-Elſaß. Die letzten Beſitzer derſelben waren arge Raubritter. Mit Grauen nur ſprachen die Umwohner von dem wüſten Brüderpaar, das ſich mit Leib und Seele dem Teufel verſchrieben haben ſollte. Dem war auch ſo: bei einem ſündhaften Gelage hatten die beiden Raubritter das vermeſſene Gelöbnis gethan, und der Gottſeibeiuns lohnte dafür getreulich ihr ferneres Thun mit Glück und Erfolg.

Hat aber dabei der Stunde wohl gedacht, wo ihm die beiden verfallen ſollten. Als der Tag kam, fuhr der Böſe, als Kaufmann verkleidet, mit einem reichbeladenen Wägelein in das Thal hinein. Von ihrer Raubveſte erſpähten die adeligen Räuber den vermeintlichen Kaufherrn, fielen über ihn her, raubten ihm Pferd und Fuhre und warfen ihn ſelber ins Turmverließ. Darob war Satan nicht übler Laune;

nur, als ihm gegen Abend ein Knecht zu einem Krug Waſſer einen Laib Brot brachte, ſchnitt er eine Grimaſſe und meinte, er ſei an beſſeres gewöhnt.

Dem Knecht trug er auf, den vieledlen Burgherren zu melden, die magere Koſt erfülle ihn mit großer Betrübnis. Auch die Einſamkeit behage ihm nicht, maßen er gewohnt ſei, heiterer Geſellſchaft durch luſtige Stücklein die Zeit zu kürzen. Die hohen Herren möchten ihm erlauben, ihnen nach Tiſch aufzuwarten.

Die Schloßherren, die juſt beim üppigen Mahle ſaßen, lachten unbändig über des Gefangenen ſeltſames Begehr. Weil ſie eben in ausgelaſſener Laune waren, ließen ſie ihn heraufführen, und der Teufel bewährte ſich in der That als ein Gaukelſpieler vorzüglichſter Art.

Als nun die Schloßuhr den erſten Schlag der Mitternachtsſtunde verkündete, erbot ſich der Gaukler zu einem noch nie vollführten Kunſtſtück. Blöde blickten von ihren Sitzen die trunkenen Zecher. Jener aber holte ein blaues Fläſchchen aus dem Wams und ſtellte es auf den Tiſch, murmelte einige Worte, und in demſelben Augen-

blick krachte der Tiſch und fuhr in Stücke; die Decke barſt und die Wände wankten.

Eine höhniſche Lache ſchlug der Teufel an, erfaßte das unſelige Raubritterpaar und fuhr mit ihm durch die Lüfte. Am andern Morgen lag Burg Hugſtein in Trümmern.

Geroldseck.

Die Gräfin von Geroldseck.

Aber die Gräfin von Geroldseck, eine Geistesverwandte der unsterblichen Weiber von Weinsberg, berichtet die Edelsasser Chronik des ehrenfesten, hochachtbaren Herrn Bernhart Herzog vom Jahre 1592 Folgendes:

Es hat ein Herr von Geroldseck und Schwanau, genannt Herr Walter, einen trefflichen, langwierigen Krieg mit den Reichsstädten gehabt. Anno 1333 sind die von Straßburg am Grünen Donnerstag vor Ostern vor Schwanau gelegen, aber wieder abgezogen. Aber hernach auf St. Markustag sind sie mit Hilfe der Städte Bern, Luzern, Basel und Freiburg und Herrn Rulmann Schwäbern, dem Hauptmann, lange davor gelegen und haben es nicht gewinnen können. Hat der Herr von Geroldseck und andere, so in dem Schloß gewesen, vermeint, die Städte wüßten, daß sie in dem Schloß mit Proviant und anderer Notdurft wohl versehen wären, darum würden sie abziehen.

Darob haben sie mit den Städten Sprache gehalten, und damit jene fänden, daß sie im Schloß keine Sorge oder Mangel hätten, so wollten sie bewilligen und etliche begleiten, das Schloß inwendig ihres Gefallens zu besichtigen.

Solches nahmen die Städte mit großem Begehren und Gefallen an, erhoffend, ihren Vorteil dadurch zu erholen; verordneten darauf zween, darunter der eine ein Büchsenmeister war. Als nun jene zween das Schloß, wie es gestaltet und versehen, genugsam und ihres Gefallens besichtigt hatten, hat der Herr von Geroldseck sie befragt, ob sie vermeinten, das Schloß zu erobern. Worauf der Städte Verordnete mit viel Antwort gaben. Doch sprach der eine von ihnen:

„Herr! Was die Hand kann machen, das kann sie auch wieder zerbrechen."

Und sind damit aus dem Schloß in das Lager gezogen und haben den Städten angezeigt, daß besagtes Schloß nicht wohl, sondern schwerlich zu gewinnen sei, es wäre denn, daß denen im Schloß der Proviant verderbt werden möchte. Haben auch die zween so viel Bericht gegeben, daß die Städte aufbrachen und sich auf die andere Seite lagerten, und die Gemächer und Behältnisse,

darinnen der Proviant verwahrt lag, zuerſt beſchoſſen, damit der Proviant zum Teil verfalle und gegen den Himmel bloß liege.

Es hat auch in drei Monaten nicht geregnet, weshalb ſich die Städte viel näher haben lagern können. Doch hat ſolches dem Schloß keinen Schaden bringen können. Endlich haben ſie ſich doch nit länger halten mögen und ſich mit den Städten in Sprache begeben. Nach vieler Rede und Handlung iſt bethätigt, daß den Städten das Schloß Schwanau und alle, die darinnen waren, ſich auf Gnade und Ungnade ergeben ſollten, ausgenommen, was die Frau von Geroldseck, ſo derzeit in dem Schloß war, über die Fallbrücke tragen möchte, was zu ihrem Leib gehöre: das ſollte ihr zuſtehen und ſie geſichert ſein.

Da nahm ſie ihren Gemahl, den alten Herrn, auf den Rücken, und einen jungen Sohn auf den Arm und trug ſie über die Fallbrücke; das gehörte zu ihrem Leib. Des beſchwerten ſich die Städte und vermeinten, die Frau ſollte Kleinodien, Geld oder andern Schmuck nehmen und nicht ihren Herrn oder Sohn und wollten, was ſie hoch verſprochen, nicht halten.

Iſt aber dennoch mit ihrem Gemahl und Sohn über den Rhein in die Herrſchaft Geroldseck geführt und begleitet worden, und ſind noch vier Herren von Geroldseck und fünfzig vom Adel in dem Schloß Schwanau ergriffen und enthauptet worden — alſo ſchließt die Chronik.

Egisheim bei Colmar.

Des Grafen von Egisheim Buße.

Das ſtolze Schloß Egisheim ſüdlich von Colmar iſt bis auf drei zertrümmerte Türme zerfallen; der Name der Veſte und des Grafengeſchlechtes, das ſie bewohnte, iſt in dem freundlichen Städtchen vor Vergeſſenheit bewahrt. Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts herrſchte auf Egisheim als Graf des Unterelſaſſes Hugo IV., ein Geſchwiſterkind Kaiſer Konrads des Saliers. Ihm ſtarb ſein treues Weib Heilwig, nachdem ſie ihm einen Sohn geſchenkt, der Bruno benannt ward.

Eines Abends hat ein altes Weib vor dem Burgthor geſtanden und Einlaß begehrt. Eine Wahrſagerin iſt's geweſen und hat den Schloßherrn zu ſprechen gewünſcht. Als der Vogt noch mit der Alten haderte, iſt der Graf ſelber hinzugekommen, und das hutzelige Weiblein hat nicht ablaſſen wollen, als bis er ihr erlaubte, ihm die Zukunft zu offenbaren.

Die Linien ſeiner Hand hat ſie dann geprüft, ernſthaft den Kopf geſchüttelt und zum Ritter kläglich aufgeſchaut.

„Ihr seid ein mächtiger Herr im Elsaß; aber Euer Sohn wird noch mächtiger, so daß Ihr, der Vater, ihm den Staub von den Füßen küssen werdet.“

Da verfinsterten sich des Grafen Züge; den Vogt hieß er das alte Weib hinausjagen. Zeternd entwich die Alte. Von dem Tage aber kamen düstere Gedanken über den Grafen. Er begann, sein einziges Söhnlein zu hassen, im festen Glauben, es werde ihm einst die Herrschaft entreißen, ihn vielleicht schmachvoll behandeln, ächten und verfolgen, wie Kaiser Heinrichs ungeratener Sohn oder die Söhne des frommen Ludwig.

Größer ward der Groll mit jedem Tage.

Eines Tages bestach der finstere Vater seinen getreuen Jäger mit Gold und gebot ihm, dem Kind, das zu seinem Verderben geboren sei, draußen im Wald insgeheim einen Pfeil durchs Herz zu schießen, damit es nicht zum Frevler werde an seinem Vater. Lieber wolle er keinen Sohn haben als einen Empörer, den er selber gezeugt. Das Herz des Knaben müsse er ihm überbringen als Beweis, daß er den Befehl vollzogen habe.

Also ging der Jäger mit dem todgeweihten Kindlein hinaus, und am Abend überbrachte er dem trübsinnigen Vater ein blutiges, durchschossenes Herz.

Da schien der Graf beruhigt. Bald aber kam größere Trübsal denn zuvor über sein Herz. Die Stimme des Gewissens erwachte darin und ließ ihm keine Ruhe. In steigender Schwermut verbrachte er die Tage. Jahr um Jahr verging; der Graf ward zum Greis. Hat endlich reuegefoltert dem Burgkaplan sich enthüllt und dem Entsetzten die schaudervolle That gestanden. Der erklärte sich unfähig, ihn von solchem Verbrechen loszusprechen und hieß ihn nach Rom wallen zum heiligen Vater.

Da hat sich der Graf aufgemacht und ist nach Rom gepilgert mitten im Winter im härenen Büßerkleid. Damals regierte über die Christenheit Leo IX. Ihm warf sich der Egisheimer zu Füßen und beichtete ihm unter Thränen seine frevelhafte That. Der Papst hat den greisen Büßer schweigend angehört und dann sein Antlitz bewegt verhüllt für eine Weile. Dann hob er ihn zu sich empor und sprach mit leis bebender Stimme:

„Sei getroſt! dein Sohn lebt! Gott hat ſich ſeiner erbarmt. Deinen Jäger erbarmte der Knabe, deſſen Herz er durchbohren ſollte. Er brachte dir das Herz eines Rehes und übergab dein Kind guten Menſchen zur Pflege. Dieſe ließen ihn unterrichten. Er wurde Prieſter, Biſchof, und ſein Herz liegt nun wieder an dem Herzen ſeines Vaters.“

Tiefbewegt ſchloß er den Büßer in ſeine Arme.

Der Egisheimer iſt bald darauf eines ſeligen Todes geſtorben.

Burg Falkenſtein bei Freiburg.

Das zerbrochene Ringlein.

Von der freundlichen Stadt Freiburg im Breisgau führt die Landſtraße durch das liebliche Kirchgartner Thal oſtwärts in das ſogenannte Himmelreich. Anfangs ſich ausdehnend in friſchen Wieſengründen, die ein jugendlicher Waldbach durchſchneidet, wird das Thal bald enger, der Waldbach ungeſtümer: von beiden Seiten drängen ſich gewaltige Felſen und tannenbewaldete Abhänge hervor. Aus einem Kranz ärmlicher Hütten ragen links, weithin ſichtbar, die Trümmer eines viereckigen Turmes zur Höhe. Es iſt der ehemalige Wartturm der ſtolzen Veſte Falkenſtein. Sie ſelber ſtand noch weiter in dem wildromantiſchen Thal, das eher eine Schlucht, weithin unter dem Namen Höllenthor bekannt iſt. Über den Abgründen der Höllenſchlucht, ſelbſt die Wächterin und Beherrſcherin derſelben, hatten die Falkenſteiner eine uneinnehmbare Burg gebaut, deren Trümmer die Umwohner heute unter dem Namen des alten Raubſchloſſes kennen.

Auch um die Veſte Falkenſtein hat die Sage

zauberhaftes Gewebe gebreitet, und den Erbauer der Burg ſelber, den ſie mit allen ritterlichen Tugenden ausſchmückt, hat ſie zu ihrem Helden gewählt. Eins nur fehlte dem Edlen: ein Sproß, der ſeinen Namen und ſeine ſtolze Veſte erben ſollte. Darüber trauerte der Ritter ſehr, mehr noch als ſein eheliches Gemahl, und ſeine düſtere Schwermut nahm zu, je mehr mit den Jahren die Hoffnung auf Erfüllung ſeines Herzenswunſches ſchwand. Wohl tröſtete ihn ſein junges Weib und verwies ihn auf Gottes Güte, die voreinſt dem prieſterlichen Paar noch im Greiſenalter einen Johannes beſcherte. Er aber war eher verſucht, mit Gott zu hadern, und that dies mehrmals insgeheim und einmal gar offen vor ſeiner trauernden Gattin.

Sie aber bat ihn flehend, ſich mit dem Himmel auszuſöhnen. Gleichzeitig hörte der Ritter in ſeinem verbitterten Herzen einen andern raunen; der benutzte des Falkenſteiners trübe Gemütsſtimmung, um ihn um das Heil ſeiner Seele zu bringen. Da graute dem Ritter vor ſich ſelber, und er beſchloß, um dieſer Lockung und ſeines Grames los zu werden, zum heiligen Lande zu wallen, um dort in Zerknirſchung ſich mit dem

Himmel zu versöhnen. Sein treues Ehegemahl willigte schweren Herzens ein.

Bevor er ging, brach er seinen Trauring in zwei Stücke und hinterließ seinem Weibe die eine Hälfte.

„Wenn ich binnen sieben Jahre nicht zurückkehre und den Ring aufs neue vereinige," sprach er bewegt, „dann betrachte mich als tot und unser Eheband aufgelöst für immer!"

Laut auf weinte des Falkensteiners Weib.

* * *

Den Kreuzfahrern Kaiser Rotbarts hat sich der Falkensteiner angeschlossen, und sein Schwert erhielt im gelobten Lande einen guten Klang. Dann hat ihn das Unglück ereilt. Verwundet fiel er in die Hände der Ungläubigen und genas als Gefangener des Sultans. Auch er ward, wie so viele, vor die Wahl gestellt: Abfall oder Kerker. Zwölfmal im Jahre, so oft der Mond seinen Lauf begann, ward der ritterliche Gefangene von seinem fanatischen Herrn gefragt, ob er Linderung seines Loses wünsche, und jedesmal antwortete der Ritter ein finsteres Nein.

Jahre vergingen, und mit Grauen merkte der Ritter, wie eins nach dem andern vorüberging.

Da fällt ein Lichtſtrahl in ſeine Kerkernacht: in einem unbewachten Augenblick erlangt er die Freiheit wieder. Er irrt umher in unbekannter, öder Gegend. Die Küſte will er gewinnen, und raſtlos eilt er weiter der Sonne Niedergang zu. Seine Nahrung ſind Wurzeln und Beeren des Waldes. Er verirrt ſich in ungeheuren Wäldern, aus denen er keinen Ausweg mehr findet. Erſchöpft bricht er endlich zuſammen, und da erſcheint ihm in nächtlicher Stunde der Böſe und raunt ihm hohnlachend zu, daß morgen das ſiebente Jahr zu Ende gehe und ſein Weib, dem langen Werben folgend, einem benachbarten Ritter zum Altare folgen werde.

Verzweifelt fährt der Ritter empor. Ein ſeltſamer Pakt iſt dann geſchloſſen worden in jener waldigen Wildnis zwiſchen dem Falkenſteiner und dem Gottſeibeiuns. Dieſer verſpricht, den unſeligen Ritter bis morgen in die Heimat zu bringen und ſeine Seele ungefährdet zu laſſen, wenn es ihm gelänge, auf der ganzen unermeßlichen Reiſe ſich des Schlafens zu enthalten.

Sogleich verwandelt ſich der Böſe in einen Löwen. Der Ritter beſteigt deſſen Rücken, und durch die Lüfte fährt er dahin. Tief unter ihnen

laſſen ſie Länder und Meere; aber die ungeheure Anſtrengung legt ſich bleiſchwer auf des Ritters ſchlafmüden Lider. Schon wollen ſie ſich ſchließen; da fliegt unverſehends ein Falke herbei und reißt mit mächtigem Flügelſchlag den Schlaftrunkenen empor. Der blickt entſetzt hinab: unten liegt ſein Schloß; Glocken läuten, und eben kehrt ein Brautzug aus der Kirche dorthin zurück. Der Ritter bekreuzt ſich, und mit einem Wutſchrei wirft ihn der Böſe ab und raſt davon.

Der Falkenſteiner aber miſcht ſich ungekannt in den Brautzug und nimmt teil an dem feſtlichen Mahl. Mit gemiſchten Gefühlen betrachtet die Braut den fremden Gaſt, der ſich ungebeten hineingemiſcht hat in den Hochzeitsſchwarm und den ſchmerzlichen Blick nicht abwendet von dem blühenden Weib. Als er ſeinen Becher, womit er ihr zutrank, geleert hatte, reichte er ihn dem Diener, damit er ihn der Herrin überbringe. Sie nimmt ihn, ſchaut hinein und gewahrt auf dem Grund die Hälfte eines Ringleins. Da greift ſie in ihren Buſen, holt dort die andere Hälfte hervor und wirft ſie freudig bewegt in den Pokal. Zum ungetrennten Ganzen hat ſich der Ring wieder vereinigt, und jubelnd ſtürzt

die ſchöne Frau in die Arme des heimgekehrten Gemahls.

Nach Jahresfriſt hat ſie ihm ein blühendes Kind geſchenkt, und eine zahlreiche Nachkommenſchaft erwuchs, die in dankbarer Anerkennung ihres Ahnherrn Retter, den Falken mit geſchwungenen Flügeln, im Wappen führt.

Staufenberg in der Ortenau.

Der Fuß an der Wand.

Sie war eine Schweſter der Loreley, die holde Rheinnixe, die vor altersgrauer Zeit den ſchönen Grafen von Staufenberg in ihren Zauberbann verſtrickte. Er war ein ſtattlicher Ritter, ausgezeichnet durch männlichen Mut und körperliche Schönheit. Als er eines Tages am Rheinufer jagend herumſtreifte, erblickte er das wunderbare Weib, und da war's um ihn geſchehen. Nun ließ er Jagd und Turnier und verbrachte fortan ſeine Zeit in der Nähe der verführeriſchen Nymphe. Sie duldete ſeine Minne und breitete willig die Schätze ihrer Liebe vor dem Glücklichen aus; nur den Schwur ewiger Treue mußte er ihr ſchwören als Sold ihrer Huld. Das that der Graf und gelobte, lieber zu ſterben als ihrem Beſitz zu entſagen.

Das ſchöne Weib aber lächelte wehmütig und ſprach voll Ernſt:

„Bedenke, daß wir, die Töchter dieſes Stromes, nur einmal lieben können und nimmer wieder. Daher würde ich vom Tage deiner Untreue an

in Trauer mein Leben zubringen und mit meinen Thränen nicht nachlaſſen. Dir aber würden meine Klagen in den Ohren gellen, wo immer du auch ſeieſt, und wenngleich du mich ſelber nicht ſchauteſt, mein Fuß hier würde dir erſcheinen als ein Zeichen, daß dir zur Strafe deines gebrochenen Schwures der Tod bevorſtehe, ehe drei Tage verfloſſen."

Der Ritter aber ſtürzte nieder und küßte liebestrunken den weißen Fuß der Geliebten, die am blumigen Ufer ruhte und wiederholte ihr mit heißem Schwur, wie er ihr gehöre bis an ſein Lebensende.

Und er hat den Schwur gehalten, wochen- und mondenlang. Der Zauber des holden Waſſerweibes belohnte dafür all ſein Thun, im fröhlichen Turnier und ernſtem Kampf, mit wunderbarem Erfolg. Der Ruhm des Staufenbergers ging durchs Land, und manches anmutige Edelfräulein hätte dem kühnen Ritter freudig ihre Gunſt gewährt. Er aber blieb ſeiner Nixe treu. Da unternahm der Kaiſer eine Reiſe an den Rhein, und ein klänzendes Turnier ward ihm zu Ehren veranſtaltet. Dazu war die Blüte der rheiniſchen Ritterſchaft geladen. Auch der Staufenberger

erſchien, und zog Aller Augen auf ſich durch ſeine Tapferkeit, Haltung und Geſtalt. In dem Kranz der lieblichen Frauen war beſonders eine, die wandte nicht den Blick ab von dem jugendlichen Ritter, und das war die Tochter des Kaiſers ſelber. Ihr junges Herz war urplötzlich vom Strahl der Liebe getroffen worden, und des Kaiſers Vaterauge bemerkte gar bald, wer es ſei, dem ſeiner Tochter Herz entgegenſchlage. War aber gar nicht geſinnt, die Hand der königlichen Maid einem einfachen Rittersmann zu geben. Doch die Liebe der Jungfrau war ſtärker als eines ſtrengen Vaters Machtſpruch. Als des Mägdleins Wangen anfingen, vor ungeſtilltem Liebeskummer zu erbleichen und als ſie gar dem ſtolzen Vater den Wunſch äußerte, in ein Kloſter zu gehen, da packte jenen ein menſchliches Rühren. Er fand, daß ſein holdſeliges, liebeglühendes Töchterchen als eheliches Gemahl des tapfern Staufenbergers noch beſſer aufgehoben ſei, denn als künftige Äbtiſſin im Kloſter.

Groß war ſein Erſtaunen, als er den Staufenberger wiſſen ließ, er gehe mit der Abſicht um, ihn zu ſeinem königlichen Eidam zu machen, und jener ihn flehentlich bat, ihn von der ihm zu-

gedachten Würde zu entbinden. Sein Herz sei schon auf ewig einer andern angelobt.

Das hat den König baß verwundert, und er hat den Staufenberger gefragt nach Namen und Stand jener Braut. Da hat ihm der Ritter gestanden, daß ihn ein heiliger Treuschwur an eine Rheinnymphe binde, daß von seiner Treue, die er jener Undine gelobt, sein Wohl und Wehe abhänge.

Der Kaiser aber entgegnete, daß des Bischofs Machtspruch ihn von solchem unheiligen Liebesbann wohl lösen könne. Der Ritter nahm des Kaisers Worte zu Herzen, und nur kurze Zeit verging, da hielt er in seinen Armen eine andere Braut, die trug kein Schilfgeflecht, sondern ein Königsdiadem in dem üppigen Haar.

Eine prächtige Hochzeit ist dann begangen worden mit Sang und Klang in der Ortenau. Da erschien, wie sie alle feiernd beim Mahle saßen, dem Staufenberger gegenüber an des Saales Wand, ein schmaler, schneeiger Frauenfuß, und ein Wehruf drang erschütternd durch den Festsaal. Augenblicklich sind die Hochzeitsfanfaren verstummt. Mit bleichem Antlitz starrt der

Staufenberger auf den Fuß an der Wand, dann ſtürmt er, von Entſetzen gepackt, hinaus in die Nacht.

Man hat ihn nach drei Tagen tot im Walde gefunden. Die Kaiſerstochter nahm gebrochen den Schleier.

Schloß Trifels bei Landau.

Richard Löwenherz.

Drei ſtattliche Kuppen ragen aus einer Gruppe bewaldeter Berge im Annweiler Thale bei dem Städtchen Landau empor. Der Name Trifels, der ſowohl den drei Felſen gemeinſam, als auch dem bedeutendſten unter ihnen beigelegt wird, deutet an, daß die drei Burgen, deren Ruinen noch vorhanden, einſt einem einzigen Herrn gehört haben. Die Staufen und Habsburger haben, wie die Urkunden vermelden, Trifels beſeſſen, und unter den erſteren ward die Felſenveſte vor allem von Rotbarts finſterm Sohn und Nachfolger Heinrich auserſehen, als Kerker ſeiner zahlreichen Feinde zu dienen.

Unter jenen Gefangenen iſt auch einer geweſen, der trug eine Königskrone auf ſeinem Haupt. Sein Name war einſt der Kampfruf der Kreuzfahrer und der Schrecken der Sarazenen. Mit dem Könige von Frankreich und Herzog Leopold von Öſterreich war der löwenherzige König Britanniens ausgezogen, um das heilige Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen.

Aber finstere Fehde machte den stolzen Richard und Leopold den Österreicher zu grimmigen Feinden. Tötlichen Haß trug der beleidigte Herzog gegen den engländischen König, und als dieser nach langen und heißen Kämpfen aus dem Morgenlande heimkehrte und in der Adria Schiffbruch erlitt, da fingen ihn des Herzogs Häscher und brachten ihn nach der Veste Dürrenstein bei Krems. Von dort lieferte der grollende Österreicher den unglücklichen Gefangenen dem finstern Kaiser aus, und dieser befahl, Richard, seinen Feind, insgeheim in Trifels einzukerkern.

Also erzählt die Geschichte, und nun hebt ihre Schwester, die Sage an, und raunt von einem Sänger, der mit dem König ging, und ein hohes Lied der Freundschaft singt sie leise, einer Freundschaft, die Fürst und Fiedler felsenfest verband. Ihr alle kennt seinen Namen! Wo man Richard, den Gefangenen auf Trifels nennt, wird man Blondel, den Minnesänger, nie vergessen.

Nach England war die Kunde von dem verschollenen König gedrungen, und dunkle Mär ging im Lande, daß Deutschlands düsterer Kaiser ihn eingekerkert halte auf einem seiner Schlösser.

Und hinaus zog Blondel, der Minstrel, der früher in fröhlichen Tagen so oft den Herrscher mit Spiel und Sang ergötzt hatte, und an den Ufern der Donau und den Rhein hinauf spähte er nach dem geliebten Herrn. Vor finsteren Turmverließen machte er Halt und sang dort heimatliche Lieder; aber unter den Gefangenen, die trauernd hinter den vergitterten Fenstern auf den fremden Sänger schauten, war Richard, der gesuchte nicht.

Blondel aber ist, von unerschütterlicher Hoffnung geleitet, weiter gewandelt den Rhein hinauf, und auch vor Trifels, der dräuenden Felsenveste, hat er gerastet und schmerzlich hinaufgeschaut zu den gewaltigen Mauern. Die Harfe hat er gestimmt und ein rührend schönes Lied ist hinaufgeklungen zur Höhe, wie sie es in Albion singen, dem meerumgürteten Eiland. Aus dem Turme aber ist mit einem Male die Melodie zurückgekommen, gleich fernem Echo; ein schönes Männerantlitz hat sich hinter dem Turmgitter droben gezeigt, und drunten hat der treue Harfner die Hände emporgehalten und jauchzend gerufen: „Mein Herr und König!“

Nach der Heimat iſt der treue Blondel zurückgeeilt und hat dort verkündet, daß er Richard, den König, wiedergefunden. Ein reiches Löſegeld ward zuſammengebracht; auch der Pontifex erhob weiſe und warnend ſeine Stimme, und nach kurzer Zeit öffnete ſich Trifels Kerkerthür dem königlichen Gefangenen.

Baſel.

Eine Stunde vor.

Die Baſeler wurden einſt von Feinden ringsum eingeſchloſſen. Die Bedrängnis der Stadt war groß, zumal auch unter den Bürgern ſelber eine Schar Unzufriedener mit den Belagerern gemeinſame Sache machte. Jene Rebellen gingen gar mit dem verworfenen Plan um, gleichzeitig mit den Feinden draußen ſich der Stadt zu bemächtigen. Eine finſtere Nacht war zu dem Plane erſehen. Mit dem Glockenſchlag Zwölf ſollte die Überrumpelung drinnen und draußen beginnen. Ahnungslos verſahen Beſatzung und Wachen ihren Dienſt, in falſche Sicherheit gewiegt durch mehrtägige Thatloſigkeit der Belagerer. Derweil bereiteten ſich jene mit ihren Verbündeten hinter den Mauern geräuſchlos zum Angriff vor.

Mitternacht rückte heran. Die Stadt ſchien dem Verhängnis verfallen. Da erhielt in letzter Minute der Türmer Kunde von dem beabſichtigten Sturm. Den Befehlshaber der Wachen zu warnen, war zu ſpät; nur Geiſtesgegenwart konnte die

Stadt retten. Raſch entſchloſſen rückte er in dem Augenblick, wo die Turmuhr die Mitternachtsſtunde ankünden ſollte, den Zeiger um eine ganze Stunde vor, und Eins kündete der Glockenhammer mit dröhnendem Schlage.

Drinnen horchten die Verräter auf, und draußen die Feinde, und Zweifel und Irrung entſtand hüben wie drüben. Man mußte die verabredete Stunde verſäumt haben. Indes die Überliſteten noch berieten, was zu thun ſei, hatte der gewitzigte Türmer den Magiſtrat und den Befehlshaber der Wachen benachrichtigt. Alarm ward geblaſen, die Bürgerſchaft gewarnt, der verräteriſche Plan ſcheiterte elendiglich, und die Feinde zogen endlich, der fruchtloſen Belagerung müde, mißmutig von dannen.

Der weiſe Magiſtrat aber beſchloß, daß zum ewigen Gedächtnis an jene kluge That die Stadtuhr ſo vorgerückt bleiben ſollte, wie ſie der beherzte Türmer in der hiſtoriſchen Nacht geſtellt hatte. Alſo geſchah es, und viele Jahre hindurch, bis zum Jahre 1798, waren die biederen Baſeler, obſchon ſonſt, wie loſe Zungen behaupten, um ein Jahrhundert zurück, in der Zeitrechnung um eine Stunde vor.

Tegelſtein am Bodenſee.

Die Totenblumen.

Von der Burg Tegelſtein, die einſt am Bodenſee lag, ſind längſt die Ruinen verweht; aber die Sage von der ſtolzen Frau Mechtildis aus dem Geſchlecht der Tegelſteiner lebt noch im Munde des Volkes. Ein marmorkaltes Herz beſaß jene üppig-ſchöne Schloßherrin, und die Armen und Dürftigen wagten nimmer, ſie um eine milde Gabe zu bitten. Einen Sohn und drei Töchter hatte ihr der Himmel beſchert, und es war ſeltſam, daß des Jünglings Herz warm ſchlug für die Notleidenden, indes der drei Fräulein Gemüt der froſtige Hauch der ſtolzen Mutter durchwehte.

Eines Tages iſt eine Pächterin aus der Gegend auf der Burg erſchienen, die war in Trauerkleider gehüllt und hat die Burgfrau weinend aufgeſucht.

„Meine einzige Tochter ist mir gestern gestorben", sprach sie schmerzbewegt zu der Herrin, „siebzehn Jahre zählte sie und war die einzige Freude meines Lebens. Um ihr Haar möchte ich einen Kranz von weißen Rosen flechten, da sie ja eine Braut des Himmels geworden. Vergönnt mir, edle Frau, sie in Eurem Schloßgarten zu pflücken, wo sie so schön und reichlich blühen."

Doch mit kaltem Blick sah sie die Schloßherrin an.

„Einen Kranz von Nesseln magst Du für Dein Mädchen binden! Rosen geziemen sich für unseres Gleichen, nicht für niedriges Volk!"

„So mögen denn Eure Rosen zu Totenblumen für Eure Töchter werden!" sprach düster das geschmähte Weib und wankte davon. Die stolze Frau Mechtildis lachte kurz auf und kehrte scheltend auf das Bettelvolk ins Schloß zurück.

Das Wort der Pächterin aber ging in Erfüllung. Ehe ein Jahr vergangen, sanken die drei stolzen Töchter der Burgfrau ins Grab, und einen Kranz von weisen Rosen aus dem Burggarten trug jede im Sarge. Maßlos war der Schmerz der Frau Mechtild, und in gottlosem Hader grollte sie mit ihrem Geschick. Ihr Geist

aber mußte dafür büßen: ſo lange das Geſchlecht der Tegelſteiner blühte, ſah man jedesmal, wenn ein weibliches Mitglied der Familie dem Tode nahe war, den Geiſt der Frau Mechtildis um Mitternacht im Schloßgarten ſitzen und einen Kranz von weißen Roſen flechten.

Bodenſee.

Inſel Mainau.

Mit dem lieblichen Eiland im ſchwäbiſchen Meer iſt der Name der Herren von Bodmann ſeit vielen Jahrhunderten innig verknüpft. Anfangs im Beſitz des vieledlen Geſchlechtes, ging die Inſel im dreizehnten Jahrhundert in die Hand des deutſchen Ritterordens über. Wie jene Beſitzveränderung vor ſich ging, darüber giebt die Sage Auskunft. Dazumal ruht der geſamte herrliche Beſitzſtand in zwei zarten Frauenhänden. Das Fräulein hatte die mit allen Reizen der Natur geſchmückte Inſel zum Erbteil erhalten. Groß war die Zahl der Freier, welche nach der Hand und Herrſchaft der ſchönen Maid ſtrebten. Ihr Herz aber hatte bereits gewählt. Der wackere Junker von Langenſtein war der Glückliche. Allabendlich, wenn die Sonne in den Fluten des Seees verſank, ſchritt die Jungfrau hinab an den Strand und lauſchte hinaus über die dämmernde Flut. Und nicht lange währte es, dann klang Ruderſchlag nah und näher, und dem landenden Boot entſtieg

ein jugendlicher Ferge, den begrüßte die Maid mit verschämtem Kuß. Mit seligen Zukunftsträumen maß das bräutliche Paar die kurze Spanne Zeit, die sie noch von dem Tage trennte, wo sie offen einander gehören wollten vor aller Welt.

Da ist eines Abends der Junker in tiefer Niedergeschlagenheit gelandet und hat der Verlobten mit Trauer im Antlitz und Herzen berichtet, daß sein von der Gicht heimgesuchter Vater ihn verpflichtet habe, das Kreuzfahrer-Gelübde, das er selber Gott und dem Kaiser abgelegt, zu lösen.

Heiße Thränen entstürzten den Augen der Jungfrau. Er aber tröstete sie sanft.

„Vertraue mir und dem, für dessen Name ich dies Opfer bringe. Ich kehre heim! Diese Zuversicht beseelt mich.“

Und strahlenden Auges blickt der jugendliche Kreuzfahrer auf das trauernde Edelfräulein.

* * *

Und allabendlich, wenn die Sonne in den Fluten des Sees versank, schritt das Fräulein hinab an den Strand und schaute mit sehnendem Blick hinaus in die nebelfahle Ferne. Der

Frühling schwand, ihm folgte der Sommer und über den See hinweg zogen die Wandervögel nach Süd. Heiße Grüße gab ihnen die Jungfrau mit, und als die Winterstürme über den See und das Eiland brausten, da ward ihr liebliches Antlitz weiß wie die Flocken, die vor ihrem Fenster stoben. Denn aus dem Morgenland waren die Kreuzfahrer zurückgekehrt und hatten berichtet, daß der Langensteiner in Türkenhaft schmachte auf einem entlegenen Schlosse des Paschas. In thränenlosem, dumpfen Weh verbrachte das edle Fräulein ihre Tage. Sie redete wenig und betete viel.

* * *

Im fernen Morgenlande aber saß hinter finstern Mauern ein jugendlicher Held und härmte sich in düsterem Brüten. Auch er betete viel und stöhnte manchmal laut auf, der Maid gedenkend, von der ein trauriges Los ihn vielleicht auf immer schied. Der Pascha hatte dem blondhaarigen Franken seine Lieblingstochter angeboten, eine verführerische Schöne des Orients, der Gefangene aber wendete sich verächtlich von der üppigen Orientalin ab, die ihn mit feuchtschimmernden Augen verheißend ansah.

In derſelben Nacht hatte der Langenſteiner einen Traum. Ein Engel ſchwebte zu ſeinem Lager nieder, und eine Stimme ſchien zu rufen:

„Gelobe Dich mir und Du wirſt deine Heimat wiederſehen!“

Der Ritter ſpringt auf und ſpricht leiſe: „Das war Gottes Stimme!“ Wild wogen die Gedanken in ſeiner Seele. Die Liebe ſollte er opfern; doch er ſoll ſie wiederſehen! Und er wirft ſich nieder auf die Kniee und gelobt mit heiligem Schwur, ſich dem Herrn zu weihen, wenn es ihm vergönnt würde, die geliebte Maid noch einmal zu ſchauen.

Ein Erdbeben hat die Veſte geſchüttelt in derſelben Stunde und die Thür des Verließes geſprengt. Auf wunderbare Weiſe erhielt der Gefangene die Freiheit wieder. Zur Küſte gelangte er, ohne daß des Paſchas Häſcher ihn fingen, und ein Schiff, das nach Venedig fuhr, nahm ihn auf. Aber je näher er der Heimat kam, um ſo heißer ward in des Ritters Seele der Kampf zwiſchen Liebe und Pflicht. Er war nahe daran, zu erliegen. Da mahnte ihn Gott aufs neue: das Boot, das dem Eiland zuſteuerte, ward von plötzlichem Sturm erfaßt und dem

Heimkehrenden drohte elendiger Tod in den Wellen. Da schrie er erschüttert zum bewölkten Himmel empor und leistete den Schwur nochmals. Der Sturm legte sich, und das Fahrzeug landete, sein ursprüngliches Ziel verfehlend, an einer andern Uferstelle des Sees, dort, wo der Comthur des deutschen Ordens seinen Sitz hatte.

Zu ihm trat ein leiderprobter Waller und bat um Aufnahme, die ihm auch gewährt wurde. Dann hat derselbe stille Mann seinen Nachen noch einmal nach dem lieblichen Eiland gelenkt und hat dort mit einem schmerzlichen Kuß auf der Geliebten reine Stirn Abschied genommen von der Liebe und der Welt.

Stumm in das Geschick sich ergebend nahm die Jungfrau diese Botschaft auf. Bald war ihr Entschluß gefaßt: Sie schenkte die Insel Mainau, die für sie nunmehr verödet war, dem deutschen Orden unter der Bedingung, daß der Langensteiner des greisen Comthurs Nachfolger werde. Das bewilligte dankbar der Großmeister, und nun entließ das Edelfräulein ihr Gesinde und ging hinweg von dem Eiland im Bodensee. In ein Kloster soll sie eingetreten sein. Wo, das hat niemand erfahren. Von dem edlen Herrn

Hug von Langenſtein aber berichtet der Chroniſt, daß er ein vortrefflicher Comthur des deutſchen Ordens auf der Mainau ward, dabei auch ein gottbegnadeter Sänger, deſſen großes Gedicht über die Märtyrin Martina noch heute in alten Handſchriften zu finden iſt.

Änuchen von Godesberg.

Ein Rheinlands-Sang aus unseren Tagen.

Coblenz, W. Groos, Hofbuchhandlung, 1896.

Deutsche Reichs-Zeitung. (Bonn, Nr. 188, 1896). Den naiven Inhalt dieses einzigen Liedes („Keinen Tropfen im Becher mehr") hat der Dichter in überraschend schöner Weise ausgestattet. In der That, die Dichtung ist vortrefflich gelungen. Wie der junge Bremer Doktor Hermann Lange, der sich in Bonn dem Studium widmet, seine Rose, des Lindenwirts Töchterlein findet, wie nach mancherlei Fährnissen die Liebe erstarkt und ihres heiligen Zaubers waltet, wie durch Neid und Mißgunst Dritter ein harter Tau auf die frischen Frühlingsblüten fällt und das herzige Änuchen darniederwirft, wie die Geschichte auf dem großen Hintergrund der nationalen Erhebung 1870 und 71 sich abhebt und das ganze in einem weichen Tone elegischer Entsagung, nicht unsern unserer Zeit ausklingt, ist ausgezeichnet geschildert.

Druck von P. Friesenhahn,
Bendorf a. Rh.

H. Siebenhar
Buchhandlg
Elberfeld

Digitized by Google

809.843 R861

AUG 18 1954

MAY 23 1949